



16

Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde
der Deutschen des östlichen Europa

Hans-Werner Retterath (Hg.)

Zugänge

Volkskundliche Archiv-Forschung
zu den Deutschen im und aus dem
östlichen Europa

ivde FREIBURG

WAXMANN

Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde
der Deutschen des östlichen Europa

Herausgegeben von Werner Mezger

Band 16

Hans-Werner Retterath (Hg.)

Zugänge

Volkskundliche Archiv-Forschung zu den Deutschen
im und aus dem östlichen Europa



Waxmann 2015
Münster • New York

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Gedruckt mit Mitteln des Innenministeriums Baden-Württemberg

ISSN 2198-0659

Print-ISBN 978-3-8309-3376-2

E-Book-ISBN 978-3-8309-8376-7

© Waxmann Verlag GmbH, Münster 2015

www.waxmann.com

info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Christian Aeverbeck, Münster

Titelbild: Schrank mit Archivmappen des Nachlass Karasek, IVDE Freiburg

Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des

Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Siegfried Becker</i>	
Volkskundliches Arbeiten mit archivalischen Quellen	13
<i>Michael Portmann</i>	
„Nationen“ in den Quellen: Methodisch-theoretische Kritik am Beispiel der „Deutschen“ in Südosteuropa	35
<i>Sönke Friedreich/Ursula Schlude</i>	
Vertriebene als Neubauern in Sachsen. Anmerkungen zur archivalischen Erforschung von Integrationsprozessen auf lokaler Ebene	51
<i>Mirosław Sikora</i>	
Historiker, Quellen, Forschung. Eine Analyse am Beispiel des Projekts „Kolonisation des Kreises Saybusch/OS. durch das Dritte Reich in den Jahren 1939–1945“	75
<i>Kurt Hochstuhl</i>	
„Migrationsunterlagen“ zu deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen in staatlichen Archiven: Das Beispiel des Staatsarchivs Freiburg	99
<i>Wiebke Jarecki</i>	
Das Archiv des Erzählforschers Alfred Cammann unter besonderer Berücksichtigung seines Briefwechsels mit ausgewählten Informanten . . .	111
<i>Wolfgang Kessler</i>	
Volkskundliche Quellen in Heimatstuben und Heimatsammlungen der deutschen Vertriebenen	139
<i>Michael Prosser-Schell</i>	
Forschungen und Forschungsmöglichkeiten mit dem Nachlass Karasek im IVDE Freiburg. Neuere Ergebnisse und Befunde	159

Hans-Werner Retterath

Der „Volkstumsarbeiter“ Emil Maenner – Anmerkungen zu
seiner Biografie und seinem Nachlass im IVDE Freiburg195

Susanne Clauß

Der Nachlass Klett/Niermann im IVDE Freiburg als
Quellenbasis volkskundlicher Forschungen219

Die Autorinnen und Autoren237

Vorwort

In volkskundlichen Forschungen zu den Deutschen in und aus dem östlichen Europa wurde bisher oft auf die Methoden der Befragung und der teilnehmenden Beobachtung zurückgegriffen. Dies betraf beispielsweise Untersuchungen zu Facetten der Alltagskultur in den Herkunfts- und Zuzugsgebieten, zu interethnischen und interkulturellen Wechselwirkungen bis hin zu Studien zur Integration in der „neuen Heimat“. Seit einigen Jahren zeichnet sich eine Veränderung im empirischen Zugang zu den Forschungsfeldern ab. Mit größer werdendem zeitlichen Abstand und dem Zurücktreten der Erlebnisgeneration geraten Archive als unverzichtbare Quellenbasis immer stärker ins Blickfeld. Diese Tatsache und der Besitz umfangreicher eigener Archivbestände bildeten den Hintergrund für das Thema der Jahrestagung des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE; bis Juli 2013: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde), die vom 26. bis 28. Oktober 2011 in Freiburg stattfand. Hier trafen sich in- und ausländische Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Volkskunde, Geschichte, Germanistik und Politologie, um über ihre Forschungen in und zu Archiven zur Kultur der Deutschen im und aus dem östlichen Europa zu diskutieren.

Neben der Präsentation und Entstehung von Archiven und -bereichen ging es auch um die Produktion, Auswahl, Bewertung, Nutzung und Interpretation ihrer Materialien. Darüber hinaus wurden einzelne Forschungen auf Archivalienbasis mit ihren Ergebnissen vorgestellt. Zudem wurde mit der Tagung der Kontakt zwischen der Europäischen Ethnologie/Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft und Archiven intensiviert und der fachliche Austausch unter den historisch arbeitenden Kolleginnen und Kollegen verstärkt.

Der vorliegende Tagungsband basiert auf den gehaltenen Vorträgen, die teilweise aktualisiert wurden. Aspekte von grundsätzlicher Bedeutung untersucht der Marburger Volkskundler *Siegfried Becker* („Volkskundliches Arbeiten mit archivalischen Quellen“), was er vor allem anhand oft unterschätzter volkskundlicher Archive tut. Nach der Betonung der Kompetenz des Faches „Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft“ bei der Erforschung der Gegenwart *und* gerade ihrer historischen Fundierung beleuchtet er die Aufgaben der Archive (z.B. Auswahl- und Ordnungsprinzipien). Daran schließt sich die Erörterung fachgeschichtlicher Fragen an. Hier unterstreicht er die Notwendigkeit des Abgleichs volkskundlicher Archivalien mit denen anderer Archive, was er an dem Beispiel von

Materialien zur „Bauernkultur“ und solchen zur Umsiedlung deutscher Minderheiten im Zweiten Weltkrieg exemplifiziert. Ferner thematisiert Becker die Dokumentation volkskundlicher Erhebungen und ihr Werden zu Sammlungen. Er geht auf den Modernisierungsschub bei der Quellsicherung sowie die Beeinflussung der Interpretation durch den (haptischen) Umgang mit Archivalien ein. Als Nachteil der Digitalisierung skizziert er die allseitige Verfügbarkeit der Quellen und ihre Folgen (Stichwort: digitale Demenz). Als eine der wichtigsten Aufgaben der Archivare streicht er das Ordnen der Zeit heraus, da nur so eine Kontextualisierung der komplexen historischen Alltagspraxen möglich ist. Abschließend plädiert Becker für die Mitwirkung bei lokalgeschichtlichen Forschungen engagierter Laien, da auf der Mikroebene die Komplexität von Geschichte mit ihren zeitbedingten Vorurteilen und Mentalitäten veranschaulicht und erfahrbar gemacht werden kann.

Der Wiener Historiker *Michael Portmann* („Nationen‘ in den Quellen: Methodisch-theoretische Kritik am Beispiel der ‚Deutschen‘ in Südosteuropa“) behandelt die Dominanz ethnischer Kategorien in der Zuordnung von Menschen zu historischen Gruppen. Er erläutert dies anhand des fünf-bändigen „Quellenbuch[s] zur donauschwäbischen Geschichte“ von Anton Tafferner, wobei er selbstkritisch einräumt, dass es sich hierbei um Archivforschung zweiter Hand handelt. Nach der kritischen Erörterung des Begriffs „Kollektividentität“ weist er zu den „Deutschen“ auf einige Probleme hin, die sich im Zusammenhang mit der Interpretation und Analyse von Gruppen und insbesondere von Nationen ergeben. Portmann stellt zum Schluss einige Thesen auf, wobei er besonders dafür plädiert, Gruppen möglichst nicht zu verdinglichen und nicht als einheitlich handelnde Akteure darzustellen.

Der Dresdener Volkskundler *Sönke Friedreich* und die Volkskundlerin *Ursula Schlude* („Vertriebene als Neubauern in Sachsen. Anmerkungen zur archivalischen Erforschung von Integrationsprozessen auf lokaler Ebene“) berichten aus dem volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekt „Fremde – Heimat – Sachsen“, an dem sie beteiligt waren. In ihrem Beitrag untersuchen sie Anpassungsleistungen, Brüche in (generationenübergreifenden) Identitätskonstruktionen sowie Wechselwirkungen zwischen Neu- und Altbürgern am Beispiel zweier sächsischer Regionen mit der stärksten Zuwanderung von Vertriebenen, nämlich einem grenznahen ländlichen Gebiet und einem städtischen im Landesinnern. Hierbei wurden neben narrativen Interviews auch diverse Archivalien aus dem Zeitraum 1945 bis ca. 1960 ausgewertet. Im Mittelpunkt steht die staatliche und kommunale Überlieferung in Sachsen. Im Beitrag werden die erfassten Materialien präsentiert und auf ihre Auswertungsmöglichkeiten hinsichtlich der volks-

kundlich-ethnologischen Fragestellung geprüft. Des Weiteren wird diskutiert, welches Potenzial, aber auch welche Grenzen eine archivaliengestützte Alltagsforschung hat.

Miroslaw Sikora („Historiker, Quellen, Forschung. Eine Analyse am Beispiel des Projekts ‚Kolonisation des Kreises Saybusch/OS. durch das Dritte Reich in den Jahren 1939–1945‘“) ist Historiker im schlesischen Katowice und schildert anhand seines Projekts zur „Aktion Saybusch“ (Vertreibung von Polen und Ansiedlung von Deutschstämmigen in Ostoberschlesien während des Zweiten Weltkriegs) die Fragen, die sich einem Wissenschaftler bei der Arbeit mit Archivalien stellen. Das meint nicht nur die Suche nach historischen Quellen und ihre kritische Bewertung. Sikora fragt auch nach der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zwischen Qualität und Quantität der Quellen. Weiter geht es um deren Alter (Dokumente aus der Kriegszeit versus „Insider“-Berichte 60 Jahre nach Kriegsende). Das Problem der Faktenwahrheit wird erörtert und ebenso die Schwierigkeit, sprachlich exakt über die Vergangenheit zu schreiben, ohne sie zu deformieren.

Der Leiter des Freiburger Staatsarchivs *Kurt Hochstuhl* („Migrationsunterlagen‘ zu deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen in staatlichen Archiven: Das Beispiel des Staatsarchivs Freiburg“) geht den vielfältigen Spuren von Migration nach. Ob Menschen kommen oder gehen, Brücken abbrechen oder neue Existenzen aufbauen, das menschliche Handeln wird durch Verwaltungsakte verschiedenster Behörden begleitet, ja manchmal erst ermöglicht. Dabei entstehen Unterlagen, die nach Sichtung und Bewertung ihren letzten und endgültigen Platz in staatlichen Archiven finden. Hochstuhl stellt am Beispiel des Staatsarchivs Freiburg die einschlägigen Quellengruppen zu Flüchtlingen und Vertriebenen in den staatlichen Archiven des Landes Baden-Württemberg vor und widmet sich dann den Besonderheiten des südbadischen Raumes. So geht er vor allem auf die Schwierigkeiten der Vertriebenen und Flüchtlinge im Landesdurchgangslager Freiburg-Betzenhausen, aber auch auf den Bereich der visuellen Überlieferung ein.

Die Volkskundlerin und Germanistin *Wiebke Jarecki* („Das Archiv des Erzählforschers Alfred Cammann unter besonderer Berücksichtigung seines Briefwechsels mit ausgewählten Informanten“) untersucht die Aufzeichnungen und den Briefwechsel Cammanns zu und mit seinen wichtigsten Erzählern und Erzählerinnen. Als erstes beginnt Jarecki mit dem „Erzählgespräch“ mit seinem ersten Erzähler, dem Westpreußen Karl Restin, um dann auf das „Briefgespräch“ mit seiner Tochter (1943–1945) überzugehen, die Cammanns Interesse und Eigenheiten besonders deutlich werden lassen.

Als zweites wird vergleichend eine Sammlerkorrespondenz aus den Jahren 1975 bis 1986 mit der vertriebenen Ungarndeutschen Maria Herzog gegenübergestellt, so dass sich ein Einblick in die Bedeutung, die Charakteristika (Anforderungen an die Informanten, aber auch ihre Beachtung als menschliche Gegenüber) und die Kontinuität der Arbeitsweise Cammanns ergibt.

Der Historiker und ehemalige Leiter der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek *Wolfgang Kessler* („Volkskundliche Quellen in Heimatstuben und Heimat-sammlungen der deutschen Vertriebenen“) umreißt zunächst die Entstehungsgeschichte der ehrenamtlich betreuten Heimatstuben und -sammlungen. Ihre spezifischen regionalen Quellen und Informationen beziehen sich auf die engere Heimatregion vor der Vertreibung im Zuge des Zweiten Weltkriegs, im Ausnahmefall vor der „Aussiedlung“ in die Bundesrepublik Deutschland in späteren Jahren. Aus volkscundlicher Perspektive interessieren nicht nur mundartliche Texte aus der lokalen bzw. regionalen Überlieferung und alltagsgeschichtliche Erinnerungen, sondern auch „graue Literatur“, Handzettel bis hin zu musealen Exponaten. Eine formale Trennung zwischen Archiv-, Bibliotheks- und Museumsgut fehlt in den Sammlungen. Die Erschließung wird vor allem durch die Erinnerung dominiert, weniger durch fachliche Kriterien. Der Wert des Sammlungsguts ist eher sentimental; es geht um den subjektiven, nicht den objektivierbaren wissenschaftlichen Wert. Hier wird deutlich, dass die Sammlungen vor allem als Erinnerungsort für die Erlebnisgeneration fungieren und der Nachfolgegeneration zur unmittelbaren Traditionsbildung dienen. Zum Schluss geht Kessler wegen des Zurücktretens der Erlebnisgeneration auf die Frage nach der Zukunft der Heimatstuben und -sammlungen ein. Diese ist höchst ungewiss, da es Auffangstrukturen nur im Bereich der Sudetendeutschen gibt und selbst die Chancen nach einer Übernahme ins Stadtarchiv oder Heimatmuseum des Patenschaftsträgers angesichts ihrer Unterfinanzierung wenig vielversprechend sind.

Die drei letzten Aufsätze gehen auf Archivbestände des IVDE Freiburg ein. Der Beitrag des Volkscundlers *Michael Prosser-Schell* („Forschungen und Forschungsmöglichkeiten mit dem Nachlass Karasek im IVDE Freiburg. Neuere Ergebnisse und Befunde“) beschäftigt sich mit dem Nachlass des Volkscundlers Alfred Karasek und hat vor allem die Aktivitäten der „Donauschwaben“ vor und nach dem Zweiten Weltkrieg in ausgewählten Regionen des Karpatenbeckens und in Südwestdeutschland zum Gegenstand. Der Artikel gliedert sich in drei Teile: Zunächst behandelt Prosser-Schell anhand des Komplexes „Sitte und Brauch nach 1945“ regelmäßige, religiös unterlegte Versammlungsanlässe bestimmter Vertriebenengruppen in Baden-Württemberg (Vinzenti-Fest in Wendlingen, St. Stephanskult bei den Ungarn-

deutschen, Wallfahrten). Danach beschäftigt er sich mit Erhebungen in den Jahren 1952 bis 1954 im Übergangslager Piding/Oberbayern mit Bezug zum Partisanenkrieg und der Internierungszeit der Jugoslawiendeutschen. Abschließend widmet er sich dem großen Bestand „Erzählgut“, hier besonders den deutschsprachigen populären Erzählungen aus dem Ungarn der Jahre 1931 bis 1937, die von Eugen Bonomi und Anna Loschdorfer erhoben wurden.

Der Volkskundler und Soziologe *Hans-Werner Retterath* („Der ‚Volkstumsarbeiter‘ Emil Maenner – Anmerkungen zu seiner Biografie und seinem Nachlass im IVDE Freiburg“) untersucht die Biografie des „Volkstumskämpfers“ und Gymnasialprofessors Emil Maenner (1888–1964). Der dem katholisch-badischen Milieu entstammende Maenner war 1923 Vorsitzender des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA) in Baden geworden. In dieser Eigenschaft besuchte er ab 1924 fast jährlich „donauschwäbische“ Siedlungen, publizierte in verschiedensten Medien darüber und warb für den Volkstumsgedanken. Obwohl deutschnational eingestellt musste er nach der Selbstgleichschaltung des VDA Anfang 1934 den Vorsitz im Landesverband abgeben. Seine „Volkstumsarbeit“ setzte er jedoch unter verschiedenlichen Behinderungen fort. Maenner hatte schon früh die Methoden der Nazis kritisiert und trat auch nicht in die NSDAP ein, trotzdem propagierte er unter Reichs- und „Auslandsdeutschen“ die Idee der „Volksgemeinschaft“, womit er der NS-Politik *nolens volens* Vorschub leistete. 1947 als „nicht belastet“ eingestuft sah er keinen Grund, seine Auffassungen einer Kritik zu unterziehen, und setzte seine publizistischen Aktivitäten nahezu unverändert fort. In seiner Studie greift Retterath auch auf den Nachlass Maenners zurück, der in den 1960er-Jahren ins Institut kam. Er enthält neben Manuskripten zu Maenners literarischen und populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen Material zur Auswanderung aus Baden in den südosteuropäischen Raum, zu seinen Reisen in der Zwischenkriegszeit, seiner Tätigkeit für den VDA und seinen volkstumpolitischen Aktivitäten.

Schließlich stellt die Historikerin *Susanne Clauß* („Der Nachlass Klett/Niermann im IVDE Freiburg als Quellenbasis volkskundlicher Forschungen“) einen Nachlass zur Minderheit der Dobrudschadeutschen vor und erörtert mögliche Forschungsfelder. Ende 2008 kam der Nachlass des Kölner Pädagogikprofessors Johannes Niermann ins Institut; darin befand sich als Nachlass im Nachlass der des ehemaligen Vorsitzenden der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen, Otto Klett. Der (Gesamt-)Nachlass enthält eine Vielzahl von unterschiedlichen Dokumenten zur Geschichte der Dobrudschadeutschen, die bis zu ihrer Umsiedlung 1940 an der rumänischen Schwarzmeerküste lebten. Durch Fotos, Ton- und Schriftdokumente

unterschiedlichster Art lässt sich das Leben dieser ethnischen Gruppe in seinen unterschiedlichen Phasen und vielseitigen Facetten rekonstruieren. Die Nutzung der Archivalien im Rahmen von volkskundlichen Fragestellungen verdeutlicht Clauß an zwei Beispielen: Im ersten skizziert sie die Beschaffenheit, Verwendung und Funktion eines Tragetuchs für Säuglinge; im zweiten stellt sie die Bedeutung des Grundbesitzes, des Hauses und des Viehbestandes als Zeichen für den Wohlstand eines Bauern im Selbstbild der Dobrudschadeutschen heraus.

Freiburg i. Br. im Oktober 2015

Hans-Werner Retterath

Siegfried Becker

Volkskundliches Arbeiten mit archivalischen Quellen

Wir haben ein wunderbares Berufsbild! – Wir: damit meine ich alle Volkskundlerinnen und Volkskundler, Kulturanthropologinnen und Kulturanthropologen, Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftler, die sich mit dem Sammeln und Sichten, Ordnen und Bewerten, ja auch mit dem kultur-, sozial- und institutionengeschichtlichen Interpretieren und Kontextualisieren von Quellen beschäftigen. Das Foto, das vom Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) auf dem Reader der Jahrestagung zur volkskundlichen Archivforschung abgedruckt wurde, ist wohlüberlegt gewählt und fantastisch gelungen, weil es mit Klischees und Vorurteilen spielt und sie zugleich konterkariert: sind wir, die wir meist oder doch zuweilen mit Archiven und Archivquellen zu tun haben, nicht schon oft auf solche Klischees gestoßen, die Archivarbeit als Umgang mit verstaubten Akten, Zettelkästen, Registraturschränken konnotieren? Und werden darin nicht



Abb. 1: Coverfoto des Readers zur Jahrestagung 2011

gerne die Archivare als grauhaarige ältere Herren im ebenfalls mausegrauen Kittel hinter Bergen von Aktenstapeln skizziert, verschroben, weltabgewandt, einem eremitischen, selbstgenügsamen Dasein inmitten der Zeugnisse längst überholter Geschichte frönend? An dieses Klischee werden wir beim Betrachten des Fotos erinnert, wenn wir den guten alten Registraturschrank vor uns sehen. Aber grauhaarige, eremitische Herren und verstaubte Aktenbündel? Mitnichten. Das Foto gibt uns zu verstehen: Archivarbeit ist nicht nur etwas für abgehende Volkskundler und Kulturwissenschaftler, sondern ganz gewiss auch etwas für eine junge Generation angehender Volkskundlerinnen und Kulturwissenschaftlerinnen. Darum ist dieses Foto gut gewählt, und ich danke dem IVDE herzlich, dass es das Berufsbild und das Forschungsfeld Archiv zum Tagungsthema gemacht hat!

Es ist ja tatsächlich ein Forschungsfeld, und ich werde nachher noch anreißen können, dass auch die methodisch mit der Feldforschung vertraute Volkskunde und Empirische Kulturwissenschaft nicht nur den Blick auf das Gegenwärtige richtet, sondern ihn durch den Blick auf das Gewordene zu fundieren weiß, mithin die Historizität von Kulturen immer mitdenken muss.¹ Daher ist auch das Archiv längst zu einem Forschungsfeld geworden, das nicht nur die Quellen für historische Forschungen bereithält, sondern auch methodischen Überlegungen zur Feldforschung manche Zugänge ermöglicht. Doch nicht nur die in staatlichen, kommunalen oder kirchlichen Archiven, in Wirtschafts-, Parteien- oder Verbandsarchiven, Presse- oder Filmarchiven aufbewahrten Quellen werden in volkskundlichen Forschungsprojekten genutzt; gerade die volkskundlich-ethnologische Feldforschung produziert mit dem Erheben und Erschließen, Auswerten und Dokumentieren von Texten zur Alltagskultur eigene Sammlungen in oft erstaunlichem Umfang, die wir gerne als Archive bezeichnen und die in der Institutionengeschichte der Volkskunde auch als solche bezeichnet und überliefert wurden – das Deutsche Volksliedarchiv (seit Februar 2014: Zentrum für Populäre Kultur und Musik) in Freiburg, das Wossidlo-Archiv in Rostock, das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung in Marburg: der Tagungsband der Rostocker dgv-Hochschultagung verzeichnet eine ganze Reihe solcher volkskundlicher Großprojekte,² die aus der ausgeprägten Neigung des Faches zum Sammeln und Archivieren entstanden sind (um das im Paradigmenwechsel

1 *Hartmann, Andreas/Silke Meyer/Ruth-E. Mohrmann* (Hg.): *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte.* (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, 13). Münster 2007.

2 *Schmitt, Christoph* (Hg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft.* Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Rostock. (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 2). Münster u.a. 2005.

nach 1968 formulierte Verdikt vom Sammeln und Retten³ etwas abzuwandeln). Ist also der Umgang mit Archivalien nicht ohnehin genuines Credo unserer Disziplin, ja können wir uns als eine die historische Dimension von Kultur immer mitdenkende Kulturwissenschaft ein Arbeiten ganz ohne Archive und Archivquellen überhaupt vorstellen? Und doch werden wir längst nicht immer in die Galerie der archivnahen Disziplinen gestellt und als solche wahrgenommen.⁴ Denn dieses Berufsbild ist mit dem klassischen Berufsbild des Archivars (so wie es in der Ausbildung etwa an der Archivschule Marburg vermittelt wird⁵) wenig kompatibel, ja es passt nicht einmal so recht ins Selbstverständnis der staatlichen und kommunalen (und wissenschaftlichen) Archive.

Archive und ihre Aufgaben

Zunächst müssen also einige Begriffsklärungen vorgenommen werden – was ist überhaupt ein Archiv, und warum kann es zu so unterschiedlichen Sprachregelungen kommen, die ganz selbstverständlich zulassen, dass unsere Marburger Sammlung von Volkserzählungen unter „Zentralarchiv“ firmiert oder sich gar Zeitschriften wie das Archiv für Kulturgeschichte mit diesem Titel schmücken. So sehr sich Staatsarchive heute mit dem Label „Häuser der Geschichte“ versehen, damit die Öffnung für ein breites interessiertes Publikum propagieren und sich als Instanzen der Vermittlung

3 *Schöck, Gustav*: Sammeln und Retten. Zu zwei Prinzipien volkskundlicher Empirie. In: Abschied vom Volksleben. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 27). Tübingen 1970, S. 85–104.

4 Zur Genese des Archivarberufs, der zunächst von Juristen und Verwaltungsbeamten versehen und sich erst im 19. Jahrhundert zur Domäne der Historiker entwickelte, vgl. *Otnad, Bernd*: Das Berufsbild des Archivars vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. In: Richter, Gregor (Hg.): Aus der Arbeit des Archivars. Festschrift für Eberhard Gönner. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, 44). Stuttgart 1986, S. 1–22.

5 *Heinemeyer, Walter*: 40 Jahre Archivschule Marburg 1949–1989. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde, 35 (1989), S. 631–671; *Menne-Haritz, Angelika* (Hg.): Überlieferung gestalten. Der Archivschule Marburg zum 40. Jahrestag ihrer Gründung. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Institut für Archivwissenschaft, 15). Marburg 1989; *Eckhardt, Wilhelm A.* (Hg.): Wissenschaftliche Archivarsausbildung in Europa. Marburger Vorträge. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, 14), Marburg 1989; Diplom-Archivarin/ Diplom-Archivar – heute. Das Berufsbild des gehobenen Archivdienstes. Hg. vom Verein deutscher Archivare. München 1993; 50 Jahre Verein deutscher Archivare. Bilanz und Perspektiven des Archivwesens in Deutschland. Referate des 67. Deutschen Archivtags und des Internationalen Kolloquiums zum Thema: Die Rolle der archivarischen Fachverbände in der Entwicklung des Berufstandes 17.–20. September 1996 in Darmstadt. (Der Archivar, Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen, Beiband 2). Siegburg 1997.

von Geschichte verstehen, kommt ihnen in der Inanspruchnahme des Titels „Archiv“ die Etymologie des Wortes entgegen. Das lateinische *archivum* weist auf das griechische *archeion* hin, das nicht etwa *archaios* (alt, „archaisch“) meint, sondern auf das Stammwort *arché* zurückgeht: die Behörde, Amtsstelle.⁶ Mit „Archiv“ ist also zunächst die Verwahrung von Behörden-, von Verwaltungsschriftgut gemeint, das für die rechtliche und administrative Nutzung erhalten bleiben sollte. Erst in der Neuzeit wurden Archivbestände zu Quellen für die historische Forschung.

Doch die zentrale Aufgabe einer Sicherung von Verwaltungsakten besteht noch heute. Eckhart Franz hat in seinem Definitionsversuch als Archivgut alle Schrift-, Bild- und Tonquellen bezeichnet, die „als dokumentarischer Niederschlag der Tätigkeit staatlicher und nichtstaatlicher Dienststellen, aber auch sonstiger Einrichtungen, Verbände, Betriebe oder Einzelpersonen erwächst, soweit es wegen seines rechtlich-verwaltungsmäßigen, seines historischen, aber auch seines wissenschaftlich-technischen oder künstlerischen Quellenwertes als ‚archivwürdig‘ zu dauernder Aufbewahrung bestimmt wird“, und als Archive alle Behörden und Einrichtungen, „die ausschließlich oder doch vorrangig mit der Erfassung, Verwahrung und Erschließung derartigen Archivguts befaßt sind, das im Regelfall von den Stellen, bei denen es erwachsen ist, an die Archive abgeliefert wird“.⁷ Archive sichern, verwahren, ordnen und erschließen also Schrift-, Bild- und Tonträger, neuerdings auch digitale Daten, die zumeist aus administrativen Vorgängen erwachsen sind. Archive verstehen sich daher ganz im Sinne des oft zitierten Novalis-Zitates gern als kollektives Gedächtnis der Nation,⁸ das nicht nur Zeugnisse der Vergangenheit überliefert, sondern geschichtsphilosophische Reflexion ermöglicht und damit Teil einer Konstruktion von Gegenwart ist.

Unser fachspezifischer Quellenfundus (etwa im IVDE in Freiburg oder im Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung in Marburg) entspricht dieser Definition von Archivbeständen nur bedingt (und wird daher von professionellen Archivaren auch gern unter „Sammlungsbestände“ subsumiert, ja nicht selten, wenn überhaupt wahrgenommen, auch etwas verächtlich kommentiert) – es sind ja zumeist Quellen, die nicht aus hoheitlicher und administrativer Provenienz, aus Verwaltungsvorgängen von Behörden hervorgegangen und

6 Franz, Eckhart G.: Einführung in die Archivkunde. 7. Aufl. Darmstadt 2007, S. 1.

7 Ebd., S. 2.

8 In der Fragmentsammlung „Blütenstaub“ schrieb Novalis 1798 allerdings: „Schriften sind die Gedanken des Staats, die Archive sein Gedächtnis.“ In der Konstruktion der eigenen Institutionengeschichte der Archivwissenschaft wird dagegen meist vom „Gedächtnis der Nation“ gesprochen, um der Demokratisierung des Zugangs zur Überlieferung gerecht zu werden.

chronologisch abgelegt sind (von den eigenen Verwaltungsvorgängen und der Korrespondenz abgesehen), sondern aus subjektiver Erinnerung abgefragt wurden, aus der subjektiven Erinnerung von Menschen zumal, die selten Geschichte geschrieben haben (um diese Sprachformel einmal ganz bewusst zu verwenden⁹), Menschen, deren Handeln, Denken, Fühlen für die kleinen und großen Prozesse der politischen Entscheidungen und sozialen Strukturen nicht wirklich relevant waren. Und es sind Quellen, die Erinnerungen aus zweiter, dritter, vierter Hand festhalten (denken wir etwa an die *urban legends*¹⁰), orale oder reoralisierte literarische Überlieferungen, die im dokumentierten Text Herkunft und Tradierungsprozess oft nicht erkennen oder nur mühsam erschließen lassen.¹¹ Es sind Quellen des kommunikativen Gedächtnisses, die jedoch nicht im Sinne einer Oral History der historiografischen Abgleichung und Erweiterung des Deutungshorizontes geschichtlicher Ereignisse dienen, sondern zur Analyse von Konstruktionsprozessen der Erinnerung herangezogen werden, also der narrativen Verarbeitung von Biografie und biografischem Kontext. Sie rückten mit der Entwicklung subjektorientierter Forschungsperspektiven und Methoden in den Fokus der volkswundlichen Forschung.¹² Und doch ist gerade das damit verbundene Berufsbild, auch im Hinblick auf die Dokumentation und Archivierung der empirisch erhobenen Materialien, ein wunderbares! Gerade weil wir uns nicht in die starren Regeln archivarischer Ordnungsprinzipien und Ausbildungsprogramme einfügen lassen (und einfügen brauchen), gerade weil unsere Texte nach Herkunft, Relevanz und Gehalt heterogen, diffus,

9 Zu diesem in den 1980er-Jahren auch in der Geschichtswissenschaft reflektierten Zugang vgl. v.a. *Niethammer, Lutz* (Hg.): Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber sie machen sie selbst. Einladung zu einer Geschichte des Volkes in NRW. 2. Aufl. Berlin u.a. 1985.

10 *Röhrich, Lutz* und *Sabine Wienker-Piepho* (Eds.): Storytelling in Contemporary Societies. (ScriptOralia, 22). Tübingen 1990.

11 Zur Konstruktion von Geschichte durch Erzählung im 19. Jahrhundert vgl. *Deneke, Bernward*: Sage und Geschichte im 19. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde, 11 (1988), S. 67–82; *Graf, Klaus*: Thesen zur Verabschiedung des Begriffs der „historischen Sage“. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung*, 29 (1988), S. 21–47; *Seidenspinner, Wolfgang*: Mythen von historischen Sagen. Materialien und Notizen zum Problemfeld zwischen Sage, Archäologie und Geschichte. In: Jahrbuch für Volkskunde, 11 (1988), S. 83–104; *Ders.*: Sagen als Gedächtnis des Volkes? Archäologisches Denkmal, ätiologische Sage, kommunikatives Erinnern. In: *Brednich, Rolf Wilhelm* und *Helge Gerndt* (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. (Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V., 6). Göttingen 1991, S. 525–534.

12 *Brednich, Rolf Wilhelm u.a.* (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswundlichen Forschung. Freiburg i.Br. 1982; *Lehmann, Albrecht*: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main 1983.

ja auch (um das schöne alte, einmal anders gemeinte¹³ und doch so vielsagende Wort zu verwenden): unbedeutend sind, setzen sie die Notwendigkeit zur Reflexion dessen voraus, was wir als Nutzer und Verwalter von Archiven tun – wir ordnen und organisieren, nicht mehr und nicht weniger, die Zeit.

Lässt sich Zeit ordnen? Läuft sie nicht unaufhörlich und unaufhaltsam ab, unumkehrbar und letztlich auch unbarmherzig, wie es uns das in den Quellen des 17. Jahrhunderts so häufige Wort „zeitlich“ offenbart, das „derzeitig“ meint im Unterschied zu „ewig“ und über alle religiöse Bedeutung hinaus doch die Endlichkeit menschlicher Existenz (und damit den Verlust der subjektiven Erinnerung) vor Augen führt? Zeit und Zeitlichkeit lassen sich – allen Fitnessstudios und Kunstgriffen der plastischen Chirurgie zum Trotz – nicht korrumpieren. Erinnerung – und mit ihr das kommunikative Gedächtnis – ist endlich. Was wir nicht abfragen und aufschreiben, verschwindet. Was wir aber abfragen und wie wir es abfragen, ist auch ein selektiver Umgang mit Erinnerung, ist Konstruktion von Geschichte. Was die Archivare mit der Kassation, mit der Entscheidung über die Archivwürdigkeit des Schriftgutes¹⁴ vor- und damit auch Deutungsmacht über Geschichte wahrnehmen, indem sie auswählen und verzeichnen,¹⁵ entscheiden wir schon im Forschungsprozess durch Hypothesen, Erkenntnisinteresse, Methoden und Fragenkatalog. Vielleicht prädestiniert uns gerade dies auch für eine Reflexion des Archivs als einem epistemischen Ort.¹⁶

Wie aber ordnen wir das erhobene Material, die Texte, die in die Sammlungen integriert, archiviert werden? Das Ordnen der Zeit, das Organisieren der Chronologie ist für die Hüterinnen und Hüter staatlicher und kommunaler Archive noch relativ gut zu konzipieren, übersichtlich, klaren Regeln folgend¹⁷ (auf die gravierenden Probleme, die sich heute freilich auch hier

13 Zur Verwendungsgeschichte des Begriffs vgl. *Scharfe, Martin*: Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur. In: Zeitschrift für Volkskunde, 91 (1995), S. 1–26.

14 *Otnad, Bernd u.a.*: Methoden und Leitlinien des Archivars zur Erfassung, Bewertung und Aussonderung von Archivgut (Landesregierung/Landesverwaltung, Kommunalverwaltung, Wirtschaft). In: *Der Archivar*, 25 (1972), Sp. 27–50.

15 Die Volkskundlerin Irmgard Stamm hat dazu das pointierte Verdikt vom Findbuch als Machwerk von Archivaren verwendet, das ihnen Macht über das Schreiben der Geschichte verleiht; vgl. *Stamm, Irmgard*: Mächtige Hüter der Quellen. Archivare entscheiden, ob und welche Zeugnisse später gefunden und interpretiert werden können. In: *Badisches Tagblatt*, Nr. 110, 12.5.2012.

16 Sabine Kienitz hat dazu auf dem Kieler Festkolloquium „Historizität und die Zirkulation von Wissen über historische Lebenswelten“ zu Ehren von Silke Göttsch einen anregenden Vortrag gehalten: Geschichte(n) machen. Nähe und Distanz als methodisches Problem (veröffentlicht unter dem Titel: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. In: <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1867>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015).

17 *Papritz, Johannes*: Archivwissenschaft. 4 Bde., 2. Aufl. Marburg 1983.

stellen, werde ich noch eingehen). Diese Archive dokumentieren die chronologisch aufeinander aufbauenden Entscheidungen in Politik und Verwaltung, sie dienen der Legitimation und Vergewisserung künftiger Entscheidungen, und sie dienen der Geschichtsschreibung, der Rekonstruktion und Kontextualisierung historischer Ereignisse. Solche Archive arbeiten also gewissermaßen gegen die Zeit, sie organisieren die Chronologie, um in der Retrospektive Geschichte als Prozess aufeinander folgender Handlungen und Entscheidungen zu verstehen, zu beurteilen und durchaus auch immer wieder neu zu deuten. Der Rekonstruierbarkeit kommt das Provenienzprinzip entgegen, das heute in den meisten Fällen Grundlage archivarischer Arbeit ist. In dieser streng chronologischen und der Herkunft der Quellen verpflichteten Ordnung wird eine Überlieferung gespeichert und bereitgestellt, die für eine institutionen- und personengeschichtliche Kontextualisierung der eigenen fachspezifischen Forschungsarbeit und ihrer Überlieferung unerlässlich ist.

Archivquellen und Wissenschaftsgeschichte

Dieses historiografische Arbeiten (also das Aufspüren und Ausgraben längst vergessener oder verdrängter, auch bewusst verschütteter Bezüge: ein in die vergangene Zeit zurück gerichtetes Arbeiten) machen wir uns in unserem Fach und in unseren Quellenbeständen natürlich auch zu eigen. Wie kaum eine andere Disziplin schreiben wir in den letzten 50 Jahren kritische Wissenschaftsgeschichte, recherchieren, sichten, interpretieren archivalische Quellen und zeitgenössische Literatur, und dieses Arbeiten gegen die Zeit (die den allmählichen Verlust der Erinnerung, ein Vergessen impliziert) und von uns meist als Aufarbeitung der Fachgeschichte bezeichnet wird, kann nur erfolgreich sein, weil es in den staatlichen Archiven Quellenbestände gibt, die unauslöschlich und unerbittlich historische Fakten offenlegen – und sie damit immer wieder neuen, erweiterten oder spezifizierten Deutungsprozessen bereitstellen. Haben wir nicht selbst erlebt, wie nachhaltig archivierte Texte, nämlich die im Nachlass überlieferten Feldforschungstagebücher Bronisław Malinowskis, eine Revision seiner Tropriander-Studien anstießen? Die Aufgaben der Archivquellen als Dokumentation historischer Entscheidungen und historischer Kontexte, als Korrektiv der Erinnerung, die bewusst oder unbewusst Konstruktion ist, sind nicht korrumpierbar. Im Jubiläumsband des Deutschen Volksliedarchivs (DVA) in Freiburg, den Otto Holzapfel 1989 herausgab,¹⁸ hat Gerhard Heilfurth noch behauptet, er sei von John Meier 1936 ans DVA geholt worden, weil dieser seine „scharfe Ablehnung“ des Nationalsozialismus gekannt

18 Holzapfel, Otto: Das Deutsche Volksliedarchiv Freiburg i.Br. (Studien zur Volksliedforschung, 3). Bern u.a. 1989.

und geschätzt habe. Solche naiv anmutenden Versuche, das Vergangene nicht nur vergessen zu machen, sondern zu schönen und umzudeuten, die eigene Verstrickung zu bagatellisieren, lassen sich schon heute, nur wenige Jahre nach seinem Tod und trotz der testamentarischen Verfügung, den Nachlass für 30 Jahre zu sperren, revidieren und durch Quellen kontrastieren, die uns die Partizipationsbereitschaft des jungen, karrierebewussten Wissenschaftlers vor Augen führen.¹⁹

Und die Quellen legen nicht nur personengeschichtliche Verstrickungen dar. Intensive und profunde Forschungsarbeit hat heute die Wissenschaftsgeschichte des Faches im Nationalsozialismus auf der Basis archivalischer Quellen sorgfältig ausgewertet.²⁰ Doch noch immer halten die Quellen Überraschendes und Erschreckendes bereit, lassen Neubewertungen älterer Positionen zu²¹ oder Instrumentalisierungen erkennen, die das Fach in seinen unscheinbaren und vermeintlich belanglosen regionalen Institutionen in geopolitische Maßnahmen der nationalsozialistischen Expansionsplanungen einbezogen. Ich will dazu ein Beispiel anführen, das auch die osteuropäischen Bezüge in der Arbeit westdeutscher Einrichtungen der volkskundlichen Regionalforschung erkennen lässt.

Geschichts- und sozialwissenschaftliche, aus der Überlieferung der staatlichen Archive schöpfende Studien haben inzwischen detailliert zeigen können, wie das Deutsche Reich unmittelbar nach dem Einmarsch in Polen 1939 seine aggressive Eroberungspolitik in Osteuropa in militärische Praxis umsetzte und damit den Zweiten Weltkrieg eröffnete, und wie nun eine expansionistische und rassistische Geopolitik in konkrete Planungsmaßnahmen umgesetzt wurde.²² In Posen, Danzig und Kattowitz wurden

19 *Mieth, Katja Margarethe* (Hg.): Gerhard Heilfurth (1909–2006). Zum 100. Geburtstag. Beiträge des Kolloquiums der Sächsischen Landesstelle für Museumswesen anlässlich des 100. Geburtstages von Gerhard Heilfurth, 27. November 2009. Chemnitz 2011.

20 *Jacobeit, Wolfgang/Hannjost Lixfeld/Olaf Bockhorn* (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wien u.a. 1994.

21 So bei *Schmoll, Friedemann*: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 5). Stuttgart 2009, S. 100, in seiner Nachzeichnung des Postulates von Eduard Wildhagens Rolle als „Grauer Eminenz“ der Notgemeinschaft und seiner Rezeption in der Aufarbeitung der NS-Volkskunde.

22 *Heinemann, Isabel* und *Patrick Wagner* (Hg.): Wissenschaft, Planung, Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert. Stuttgart 2006; *Münk, Dieter*: Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung ideologisch fundierter Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches. Bonn 1993.

schon im Dezember 1939 Bodenämter der SS eingerichtet, die landwirtschaftliche Betriebe nach der Nationalität ihrer Besitzer aufschlüsseln und Enteignungslisten erstellen sollten, um Nutzflächen für Umsiedlungsprojekte zu erfassen. Das Zentralbodenamt registrierte bis Jahresende 1941 einen „Landvorrat“ von 1,1 Millionen ha in Danzig-Westpreußen, von knapp 3,2 Millionen ha im Warthegau, von rund 1,3 Millionen ha in Ostpreußen und von knapp 500.000 ha in Oberschlesien. Der „Generalplan Ost“ umfasste die Planungsabteilung des Stabshauptamtes beim Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums (RKF) und die von Konrad Meyer geleitete Amtsgruppe III B (Volkstum) des Reichssicherheitshauptamtes (RSHA). Bereits zum Jahresbeginn 1940 lagen die „Planungsgrundlagen für den Aufbau der Ostgebiete“ des RKF vor, im November 1941 legte das RSHA und im Mai das Stabshauptamt RKF die Entwürfe für den „Generalplan Ost“ vor, der in den „Generalsiedlungsplan“ des RKF 1942/43 mündete.²³ Meyer hatte in einer Prognose 1942 drei Siedlungsmarken im Baltikum, in der Ukraine und in der Region um Leningrad sowie 36 weitere Siedlungsstützpunkte vorgesehen, für deren „Eindeutschung“ im Laufe von 25 Jahren etwa 3,345 Millionen deutschstämmige Siedler benötigt würden sowie nochmals 1,5 Millionen für weitere eingegliederte Gebiete. Ihre Freisetzung sollte durch eine „Entstädterung“, aber auch durch großangelegte Umsiedlungsprojekte in den klein- und mittelbäuerlich strukturierten Dörfern im Westen des Deutschen Reiches erfolgen.

Der Siedlungsraum in den eroberten Gebieten sollte zunächst geschaffen werden durch Zwangsarbeiterverschleppungen der arbeitsfähigen Bevölkerung für die deutsche Rüstungsproduktion und Landwirtschaft sowie durch Deportationen „nach Sibirien“, doch wurde das Vorhaben schon 1942 ersetzt durch die Direktive „vor Ort verhungern lassen“ oder „Vernichtung durch Arbeit“. Neben Meyers „Generalplan Ost“ wurden mit der Eingliederung von Teilen Weißrusslands als „Generalkommissariat Weißruthenien“ ins „Reichskommissariat Ostland“ auf Instruktion Alfred Rosenbergs auch dort die rücksichtslose Eindeutschung und Kolonisierung vorangetrieben, ein Projekt, in das etwa 200.000 Bauern aus Baden und Westfalen eingebunden werden sollten, die durch Betriebszusammenlegungen ihre Höfe verlieren würden.²⁴ Dieser gewaltige raumordnungspolitische Planungskomplex war vorbereitet und ideologisch legitimiert worden durch das nationalso-

23 *Heinemann, Isabel*: „Rasse, Siedlung, deutsches Blut“. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas. (Moderne Zeit. Neue Forschungen zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, 2). Göttingen 2003, S. 359ff.

24 *Gerlach, Christian*: Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944. Hamburg 1999.

zialistische Lebensraumkonzept (dem von Hans Grimm literarisch vorformulierten „Volk ohne Raum“²⁵) und beabsichtigte eine bevölkerungspolitische Neuordnung Ost- und Mitteleuropas durch ethnische Selektion, durch eine „rassische Durchmusterung“ der Bevölkerung, die als „Totalerfassung“ gedacht war und nicht nur in den eroberten Gebieten umgesetzt werden sollte, sondern schon vor Kriegsbeginn im Deutschen Reich vorbereitet war. Durch das „Gesetz über die Regelung des Landbedarfs der öffentlichen Hand“ vom 29. März 1935 wurde eine „Reichsstelle für Raumordnung“ gegründet und durch Erlasse vom 26. Juni und 18. Dezember 1935 Hitler direkt unterstellt. Sie sollte die Verteilung des Bodens und seine Nutzung nach „bodenverbundenem Siedlungs-, Wirtschafts- und Volksaufbau sicher[stellen] und den Ansprüchen nach militärischer Sicherheit gerecht werden. Eine Lösung der zahlreichen und großen Probleme ohne eine enge Zusammenarbeit mit der Wissenschaft und Forschung [sei] nicht denkbar“, postulierte der Leiter der Reichsstelle, Minister Hanns Kerrl, und diese Einbindung der Wissenschaft wurde auch an der Universität Marburg zügig umgesetzt.

Hier nun kann die Kontextualisierung und Interpretation der fachspezifischen Quellenbestände ansetzen, die über eine bloß folkloristisch-nostalgische Beschäftigung mit den Topoi einer idealisierten Bauernkultur hinaus politische Verstrickungen und die Tragweite der empirischen Erhebungen offenbaren. Unter den in Marburg eingerichteten sieben Fachgruppen der Reichsarbeitsgemeinschaft (RAG) für Raumforschung befand sich eine Abteilung „Volkstum“, deren Leitung der Germanist Bernhard Martin (1889–1983) übernahm.²⁶ 1938 wurde er zum Leiter des neugegründeten Kurhessischen Landesamtes für Volkskunde ernannt.²⁷ Seine Ausbildung

25 Dazu *Gümbel, Annette*: „Volk ohne Raum“. Der Schriftsteller Hans Grimm zwischen nationalkonservativem Denken und völkischer Ideologie. (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte, 134). Darmstadt/Marburg 2003.

26 Martin hatte 1914 bei Ferdinand Wrede mit einer Dissertation über „Dialektgeographie des Fürstentums Waldeck und des nördlichen Teils des Kreises Frankenberg“ promoviert; 1922 betraute ihn Wrede mit der Bibliothekarsstelle am Deutschen Sprachatlas. Ab 1934 baute er eine „Volkskundliche Sammlung“ als Bildarchiv mit Fotografien zu Hausbau, Fachwerk, Kratzputz und hessischen Trachten auf, und nach seiner Ernennung zum Honorarprofessor 1935 bot er auch Lehrveranstaltungen zu volkskundlichen Themen an, las über „Das hessische Bauernhaus“ und über „Sitte und Brauch“, über „Die deutsche Bauerntracht“ und „Das Volkslied“.

27 Vgl. *Becker, Siegfried*: Bernhard Martin und die deutsche Volkskunde in Marburg 1934–1945. In: Köhler, Kai/Burghard Dedner/Waltraud Strickhausen (Hg.): Germanistik und Kunstwissenschaften im „Dritten Reich“. Marburger Entwicklungen 1920–1950. (Academia Marburgensis, 10). München 2005, S. 99–141; *Ders.*: Volkskundliche Forschung in Waldeck und im Frankenger Land 1920–1945. Zur

in der Dialektgeografie mit ihrer kartografischen Darstellung nutzte er nun auch für die Volkskunde in der Kartenaufnahme von Brauch und Gerät nach dem Vorbild des Sprachatlas. Das mag ihn für die Bestrebungen zum Aufbau einer „Raumforschung“ geradezu prädestiniert haben; ihm wurde am 30. September 1938 die Leitung der RAG-Dienststelle übertragen. In dieser Funktion wurde Bernhard Martin dann auch im Januar 1939 vom Oberpräsidenten in Kassel als Mitglied in den Beirat der Bezirksstelle Kassel der Landesplanungsgemeinschaft Hessen-Nassau berufen. Dass er damit zu einer Nahtstelle zwischen Politik und Wissenschaft wurde,²⁸ hat sein Selbstwertgefühl (sein „Pflichtgefühl“) beträchtlich gesteigert.

Mit einem Projekt zur Landfluchtfrage bereits eingebunden in bevölkerungspolitische Planungen der RAG, wurde ihm nun auch die Vorbereitung von Umsiedlungsmaßnahmen der „Ostsiedlung“ übertragen. Schon nach dem deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt vom 23. August 1939 und dem deutschen Angriff auf Polen begannen die Planungen zu den mit Stalin vereinbarten Umsiedlungen deutschsprachiger Bevölkerung aus dem Machtbereich der Sowjetunion, die unter dem Aufruf „Heim ins Reich“ die Aufsiedlung polnischer Gebiete nach der Vertreibung der dort ansässigen Bevölkerung vorbereiten sollten. In der Folge wurden aus der Sowjetunion, den baltischen Ländern, aus Wolhynien, Rumänien und Jugoslawien fast eine Million Menschen in den Warthegau, nach Westpreußen und Ostoberschlesien umgesiedelt; viele von ihnen kamen während der Kriegswirren gar nicht in den Zielgebieten an, sondern mussten in Lagern ausharren. Mit diesen Umsiedlungen aus Ost- und Südosteuropa waren jedoch die Pläne keineswegs erfüllt, vielmehr liefen nun verstärkt die Planungen zur West-Ost-Umsiedlung an. Zu Beginn des Jahres 1940 erging der Auftrag zur konkreten Vorbereitung der Umsiedlung von Familien aus den hessischen Landkreisen in die eroberten Gebiete Osteuropas. Am 30. März 1940 erreichte den Landrat des Landkreises Marburg ein Schnellbrief des Regierungspräsidenten in Kassel mit dem Betreff „Umsiedlung nach dem Osten: Innerhalb des Regierungsbezirks Kassel sind auf Veranlassung der Reichsstelle für Raumordnung und des Reichsnährstandes in Zusammenarbeit mit der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung und unter Beteiligung zahlreicher sonstiger Stellen Untersuchungen einzuleiten, die dem Ziel einer Umsiedlung

Rolle von Bernhard Martin (1889–1983) für die Instrumentalisierung von Wissenschaft und Heimatkunde im Nationalsozialismus. In: *Geschichtsblätter für Waldeck*, 93 (2005), S. 139–162.

28 Zur politischen Einflussnahme auf die Hochschule vgl. *Nagel, Anne* (Hg.): *Die Philipps-Universität im Nationalsozialismus. Dokumente zu ihrer Geschichte*. (Pallas Athene, Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 1). Stuttgart 2000.

hier ansässiger Bevölkerungsteile in die wiedergewonnenen Ostgebiete nach dem Kriege und der Planung für die Ausgestaltung der Siedlung im kurhessischen Raum dienen. Der Herr Oberpräsident hat einen Umsiedlungsausschuß gebildet, der heute die Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung in Marburg, die unter Leitung des Herrn Prof. Martin steht, mit den Vorarbeiten beauftragt hat. Zu diesem Zweck finden in jedem Kreise teilweise gemeinsam für mehrere benachbarte Kreise ab 4. April 1940 örtliche Besprechungen statt, deren Termine festgelegt sind. Den Termin und die Einzuladenden wird Prof. Martin den Herren Landräten mitteilen. Ich ersuche, für diese Besprechungen die in dem Schreiben der Reichsarbeitsgemeinschaft Genannten einzuladen und bei der Bedeutung der Sache selbst an den Verhandlungen teilzunehmen, ferner soweit sie in Ihrem Kreise stattfinden, einen Raum zur Verfügung zu stellen. Bei der uns gesetzten kurzen Frist müssen die Ladungen gegebenenfalls fernmündlich erfolgen. gez. von Monbart.²⁹ Martin lud am 2. April 1940 die Landräte sämtlicher Kreise sowie nachgeordnet die Kreisbauernschaften, die Landwirtschaftlichen Schulen, Staatlichen Gesundheitsämter und Arbeitsämter zu einer Tagung nach Marburg ein, auf der über die „Neuordnung der Boden- und Besitzverhältnisse Kurhessens in Verbindung mit dem Aufbau des deutschen Ostraumes“ informiert werden sollte. Die daraufhin anlaufenden Erhebungen waren bereits im Sommer 1940 soweit vorangeschritten, dass auf einer Tagung der RAG in Bad Kreuznach am 16. Oktober 1940 Instruktionen über die Form der zu erarbeitenden Berichte ausgegeben werden konnten; Martins Mitarbeiter Dr. Horst Lehrke, der als Vertreter des Marburger Amtes teilnahm, legte zur Information der Marburger Arbeitsgruppen ein ausführliches Protokoll vor.

Für die vorgesehenen Umsiedlungsmaßnahmen wurden Untersuchungen von Typengemeinden durchgeführt, in denen dezidierte Angaben über Sozialstatus, Größe und Zusammensetzung der erfassten Familien erhoben wurden, um bauliche und wirtschaftliche Verhältnisse der grundsätzlich als Familienbetriebe vorzusehenden „zukünftigen Betriebe“ planen zu können; die auf großformatigen Bögen erstellten Diagramme sind in den Sammlungsbeständen des Marburger Instituts erhalten. Im März 1941 wohl soweit abgeschlossen, dass die „Ausarbeitung eines Wunschbildes“ vorgesehen werden konnte, hatte Martin für diese Erhebungen vier Kreise „mit 84 Typengemeinden und ebenso viel Gruppen gleichartiger Gemeinden ausgewählt und für jede einzelne Gemeinde dieser Kreise eine Kontrolluntersuchung im Benehmen mit der Landesbauernschaft durchgeführt [...], um aus diesem Ergebnis auf die Richtigkeit der Typenmethode für das

29 Staatsarchiv Marburg (StAMR) 180 LA Marburg: A 1959.

Gesamtgebiet zu schliessen“, doch riefen diese ersten Ergebnisse der statistischen Erfassung aufgrund des Umfangs der vorgesehenen Bevölkerungsverchiebungen Widerspruch hervor; so ist in der Niederschrift einer Sitzung der Landesplanungsgemeinschaft vom 9. Mai 1941 in Kassel festgehalten, es könne sich „nur um theoretische und Durchschnittszahlen handeln. So seien für den Kreis Frankenberg mit seinen 35.000 Einwohnern z.B. 40% zur Umsiedlung vorgesehen. Praktisch sei an eine Abgabe so vieler Menschen aus dem Kreise Frankenberg selbstverständlich nicht zu denken“. Martin und sein Kurhessisches Landesamt lassen sich damit als ein anschauliches Beispiel verstehen, wie nationalsozialistische Einflussnahme auf die Universität eingeleitet und institutionalisiert werden konnte und Wissenschaft sich funktionalisieren ließ.

Dieses Beispiel zeigt aber auch, dass das aus der administrativen Überlieferung, aus den in staatlichen Archiven erhaltenen Quellen erschlossene Bild nur bedingt Einblicke in persönliche Motivationen, in Handeln und Entscheidungen von Menschen, in ihre Überzeugungen und Empfindungen ermöglicht und die Erstellung von Täterprofilen, wie sie etwa Stefan Wilking in seiner Arbeit zum Deutschen Sprachatlas im Nationalsozialismus der Person Bernhard Martin zuweisen wollte,³⁰ den Akteuren nicht immer gerecht werden kann, wenn wir nicht auch die Erinnerungen von Zeitzeugen einbeziehen und gelten lassen – jene subjektorientierten Quellen also, denen gerade in der volkskundlichen Forschung Gewicht beigemessen wird. Wie die Quellen der staatlichen Überlieferung Korrektiv der Erinnerung sind, müssen wir die narrative Erinnerung als Ergänzung und Nuancierung gelten lassen und in die Interpretation einbeziehen. Dieser Wechselbezug ist seit dem letzten Jahrhundert notwendiger denn je geworden: Für die Auseinandersetzung mit der Wissenschaftsgeschichte, ja auch mit einem weit darüber hinausgreifenden Kontext der Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts, in dem Weltkrieg und Genozid Brüche in der Erinnerungskultur hinterlassen und zugleich tiefe Spuren in der Gesellschaft eingegraben haben, deren klassische Schichten sich aufzulösen begannen und die Wissenstradierung beeinträchtigten, sind Archivbestände wichtiger denn je. Sie ermöglichen uns oft erst lange nach Ereignissen und Prozessen gesellschaftlicher Umbrüche, die Ursachen und Motivationen, Entscheidungen und Instrumentalisierungen zu verstehen. In der jüngsten deutschen Geschichte ist diese Bedeutung der Archive gleich zweimal eindrücklich bestätigt worden: mit der Öffnung des von den Amerikanern gehüteten Berlin Document Centers wurden die

30 *Wilking, Stefan*: Der Deutsche Sprachatlas im Nationalsozialismus. Studien zu Dialektologie und Sprachwissenschaft zwischen 1933 und 1945. (Germanistische Linguistik, 173/174). Hildesheim u.a. 2003.

Personalakten der Nationalsozialisten frei zugänglich und erlaubten detailierte Einblicke in die Geschichte der deutschen Diktatur und in die Kontinuitäten über die Zäsur von 1945 hinaus,³¹ und die Gauck-Behörde sicherte die vor der Vernichtung bewahrten Stasi-Unterlagen und ermöglichte damit eine Revision der Beobachtung und des Misstrauens im Alltag der DDR.

Forschungsdokumentation und Erinnerung

Wie aber steht es um unsere eigenen Quellenbestände, um die Sammlungen aus empirischen Erhebungen in unserem Fach? Sind es nicht zumeist Texte, die Erzählungen, Erinnerungen festhalten, und wissen wir nicht spätestens seit Albrecht Lehmanns „Erzählstruktur und Lebenslauf“, wie sehr die Biografie durch Rechtfertigungsgeschichten geschönt wird, wissen wir nicht seit dem Göttinger Kongress 1989, wie konstitutiv das Vergessen zum Erinnern gehört? Ist nicht die Konstruktion der Erinnerung ein Arbeiten mit der Zeit, die das Vergessen des Vergangenen ermöglicht und darum auch ein Verdrängen zulässt, die uns ermöglicht, dass das Unerträgliche aus dem Bewusstsein verschwindet und somit ertragen werden kann?

Die Sammlungen, die aus solchen Projekten zum biografischen Erzählen hervorgegangen sind, ja Sammlungen der narrativen Überlieferung überhaupt ordnen wir zumeist nach dem Pertinenzprinzip – also nach inhaltlichen Kriterien, nach thematischen Gesichtspunkten – und müssen umso mehr den Kontext des Erzählens und der Erhebung, aber auch der jeweiligen institutionengeschichtlichen Instrumentalisierung der Bestände mitbedenken. Das trifft auch für andere Schwerpunkte fachspezifischer Sammlungen zu, für die Auswertung von Zeitungen als Quellen etwa,³² die nach inhaltlichen Fragekomplexen strukturiert werden. Auch dies will ich an einem Beispiel aufzeigen, anhand der Umbenennungen des Marburger Archivs zur Volkserzählung.³³ 1936 in Berlin gegründet, trug es zunächst den Titel „Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“ und zeigte darin die Intention einer propagierten Herausarbeitung eines zeitgenössischen nati-

31 Dazu *Ullrich, Christina*: „Ich fühl’ mich nicht als Mörder“. Die Integration von NS-Tätern in die Nachkriegsgesellschaft. (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, 18). Darmstadt 2011.

32 *Beitl, Klaus* (Hg.): Methoden der Dokumentation zur Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartsvolkkunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften von 10. bis 11. Mai 1983 in Mattersburg. (Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde, 15). Wien 1988.

33 Dazu *Becker, Siegfried*: Das „Zentrale“ am Archiv der Volkserzählung. In: Schmitt, Volkswundliche Großprojekte (wie Anm. 2), S. 63–72.

onalen Überlieferungsgutes, bis es mit dem Konflikt zwischen dem „Amt Rosenberg“ und dem „SS-Ahnenerbe“ 1938 vom Ahnenerbe übernommen und unter die Bezeichnung „Lehr- und Forschungsstätte für Märchen- und Sagenkunde“ gestellt wurde: der geänderte Kopfbogen zeigt schon die Konstruktion einer Vermittlungsinstanz, die eine Kontinuität des germanischen Mythensystems belegen sollte. Als der erste Leiter Gottfried Henßen nach dem Krieg in Marburg eine neue Bleibe fand und das dort 1945 aufgelöste Fach wieder an der Universität in seiner ganzen Breite etablieren wollte, stellte er den überführten Bestand unter den Titel „Archiv für Volkskunde“ und weitete die Sammlung auch inhaltlich aus. Gerhard Heilfurth, der 1960 das Marburger Institut gründete und darin die Sammlung übernahm, vereinbarte sie unter der neuen Institutsbezeichnung als „Institut für mitteleuropäische Volksforschung, Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung“ und gab mit dem von Friedrich Naumann geprägten „Mitteleuropa“-Begriff dem gesamtdeutschen Anspruch seines Fachverständnisses Ausdruck, wobei ihm der „Zentralarchiv“-Begriff ja auch gelegen kam.

Gerade weil wir also ständig gefordert sind, in der Arbeit mit Texten ihre Kontexte mitzubedenken, ist es ja spannend, das Sammeln, Dokumentieren, Archivieren volkscundlich-ethnografischer Texte als Berufung zu sehen, als Herausforderung anzunehmen, Erzählungen und Erinnerungen als Texte konstruierter Geschichte zu reflektieren und zu interpretieren. Sie müssen aber zugleich als Quellen historischer Prozesse ernst genommen werden, als Quellen für Kontexte, Perspektiven und Positionen in der Wissenschaftsgeschichte des Faches. Welche Fragen haben diejenigen gestellt, die die Erzählungen aufzeichneten, mit welchen Interessen wurden sie interpretiert, gedeutet und nicht selten auch ideologischen Konstrukten unterworfen? Wir sind im Berufsbild volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschens und Archivierens also in doppelter Hinsicht gefordert, unsere in den eigenen, fachspezifischen Sammlungen gespeicherten Texte sowohl als Dokumente des Erinnerns und Vergessens zu sehen und zu deuten (sie als Arbeiten *mit* der Zeit zu verstehen) als auch administrative Dokumente zur historiografischen Kontextualisierung und Interpretation (als Arbeiten *gegen* die Zeit gewissermaßen) heranzuziehen und zu reflektieren, und diese doppelte Herausforderung prädestiniert uns vielleicht auch dazu, über die Bedeutung der Archive und ihrer Quellenbestände in der Zeit des medialen Umbruchs nachzudenken, der mit Gewissheiten und Selbstverständlichkeiten aus der Zeit der letzten großen Medienrevolution nachhaltig aufräumt.³⁴

34 Zu dem mit Einführung und Verbreitung des Buchdrucks gewaltig erweiterten verfügbaren Wissen, seiner Ordnung und Tradierung vgl. *Grunert, Frank und Anette Syndikus* (Hg.): Erschließen und Speichern von Wissen in der Frühen Neuzeit.

Elektronisch gespeichertes Wissen und Historizität

Die Speicherung des Wissens in Archiv und Bibliothek finden wir zwar schon im Mittelalter geschieden, doch zeigt uns die Praxis der Klosterarchive und Bibliotheken, dass Buch und Urkunde nicht immer säuberlich getrennt wurden, Urkunden auch in Bibliotheken und Literatur auch in Archiven verwahrt und überliefert werden konnten. Die Zuständigkeit des Archivars wurde eindeutiger, als der Buchdruck Wissen vervielfältigte und verfügbar machte, als das publizierte Wissen der Kompetenz der Bibliothek, das Unikat aber der Kompetenz des Archivs zugewiesen werden konnte. Diese ohnehin stark vereinfachte – oder, um es mit Eckhart Franz zu sagen: etwas grobschlächtige – Unterscheidung zwischen Archiv und Bibliothek wird mit der gewaltig wachsenden Wissensbereitstellung im Internet nicht klarer getroffen, im Gegenteil. Schon immer hat es erhebliche Überschneidungen gegeben – denken wir nur an die bedeutenden Handschriftenbestände mancher Bibliotheken.

Und auch in der Nutzerwahrnehmung werden die Grenzen künftig zunehmend verschwimmen. Mit der Zentralisierung in wissenschaftlichen Bibliotheken und der nachhaltigen Reduktion von Dubletten einerseits, die tendenziell auch das Buch in öffentlicher Nutzung zum Unikat macht, und mit der enorm wachsenden Digitalisierung und Bereitstellung wissenschaftlicher Literatur in Online-Diensten wird die materielle Dimension des publizierten Wissens verwischt, verliert das gebundene (oder gelumbeckte) Buch mit papierenen Seiten mit ihrer haptischen Qualität an Bedeutung, verliert auch der Raum der Aufstellung, das Magazin, der Lesesaal, das Regal, die Leiter, an Bedeutung. Auch im Archiv beginnt die Digitalisierung die spezifische Raumwahrnehmung aufzuweichen; ganz selbstverständlich werden Repertorien, zunehmend aber auch Urkunden, Regesten, Akten ins Netz gestellt und damit nicht nur nutzerfreundliche Dienste dieser „Häuser der Geschichte“ angeboten, sondern auch die Originalquellen (als Unikate) geschont – im Prinzip längst schon durch die Mikroverfilmung häufig genutzter Bestände vorweggenommen.

Gesa Ingendahl und Lioba Keller-Drescher haben in ihrem feinen Exkurs zur historischen Ethnografie³⁵ die seit Foucault epistemologische Bedeutung

Formen und Funktionen. Berlin 2011; zu der aus diesen neuen Formen der Wissenserschließung und Wissensspeicherung entstehenden Differenzierung hochgradig spezialisierten und fraktionierten Wissens vgl. *Burkhard, Thorsten u.a.* (Hg.): *Wissensdiskursivierungen: Themen, Medien und Räume des Wissens vom 14. bis zum 18. Jahrhundert.* (Diskursivierungen von Wissen in der frühen Neuzeit, 1). Berlin 2011.

35 *Ingendahl, Gesa und Lioba Keller-Drescher*: *Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv.* In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde*, 106 (2010), S. 241–263.

der Felderfahrung im Archiv reflektiert, mit Regina Bendix die körperlichen, haptisch-sinnlichen Wahrnehmungen bei der Archivarbeit als kognitiv zu entschlüsselndes Sensorium des Beobachtens diskutiert und die Spezifik der Archivalien als fragmentarische Überlieferung der Vergangenheit betrachtet, zusammengesetzt aus Vorfindlichem und Abwesenden, eine Quellenspezifik, die das Verstehen erschwert, Deutung, Interpretation voraussetzt und zugleich eine Distanz zum Feld aufbaut. Mit Alf Lüttke stellen sie die Frage, inwieweit sich die Archivalien mit den Informationen, die sie bewahren, in einen bedeutungsgenerierenden Zusammenhang bringen lassen, eine Frage, die zugleich impliziert, ob Forschungen durch den sinnlichen Reiz (der Archivarbeit und des Umgangs mit Quellen) in ihren Interpretationen beeinflusst werden – vielleicht sogar, ohne es zu bemerken. Das sind Fragen, die wir an den Umgang mit klassischen Archivquellen stellen müssen. Doch Archive verändern sich, erfahren zurzeit einen Modernisierungsschub der Quellensicherung wie auch der Quellennutzung, der nicht nur Gegenwart und Zukunft betrifft, sondern zunehmend auch die historischen Archivbestände, ihre Bereitstellung und Nutzungsmöglichkeiten.

Längst haben die großen Archive und hat auch die archivwissenschaftliche Ausbildung auf die Herausforderung reagiert, die seit den 1960er-Jahren durch die Entwicklung zahlreicher IT-Anwendungen in den Behörden auch auf die Archivierung der Daten zukamen und zukommen. Zunächst waren es Volkszählungen, dann Einwohnermeldedaten; und mit der zunehmenden Dynamik der digitalen Verwaltungsvorgänge erforderte auch die Sicherung ihrer langfristigen Speicherung und Archivierung nicht nur eine intensive Koordination zwischen Verwaltungen und Archiven, sondern auch erhebliche technologische Lösungsstrategien. Aktuelle internationale Debatten zum Verhältnis von elektronischen Geschäftsprozessen (Records Management) und archivischen Aufgaben verdeutlichen die Notwendigkeit zur stetigen Weiterentwicklung der digitalen Archivierung,³⁶ und die stän-

36 *Schmitt, Heiner* (Red.): Für die Zukunft sichern! Bestandserhaltung analoger und digitaler Unterlagen. 78. Deutscher Archivtag 2008 in Erfurt. (Tagungsdokumentationen zum Deutschen Archivtag, 13). Fulda 2009; *Lutz, Alexandra* (Hg.): Zwischen analog und digital – Schriftgutverwaltung als Herausforderung für Archive. Beiträge zum 13. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Institut für Archivwissenschaft, 49). Marburg 2009; *Bischoff, Frank M.* (Hg.): Benutzerfreundlich – rationell – standardisiert. Aktuelle Anforderungen an archivische Erschließung und Findmittel. Beiträge zum 11. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Institut für Archivwissenschaft, 46). Marburg 2009; *Uhde, Karsten* (Hg.): Berufsbild im Wandel – aktuelle Herausforderungen für die archivische Ausbildung und Fortbildung. Beiträge zum 9. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Institut für Archivwissenschaft, 43). Marburg 2005.

dig verbesserte technische Ausstattung wird zusätzlich auf eine noch stringenter Digitalisierung und Verfügbarkeit auch älterer Quellenbestände wirken.³⁷ In diesem Zusammenwirken aktueller Anforderungen und rückwirkender Erfassung sind es gerade die Archive, die in der digitalen Wissensbereitstellung eine zukunftsfähige, nachhaltige Entwicklung tragen und sich damit federführend eingliedern in den Prozess der Informationstechnologie, große Teile des Wissens verfügbar und jederzeit abrufbar zu machen.

Darin deuten sich freilich auch Segen und Fluch der Technik schon an. Wir wissen die ungeheuren Vorteile zu schätzen, die Erleichterungen der Recherche, die rasche, enorme Zeit einsparende Verfügbarkeit auch älterer Literatur, die bis vor wenigen Jahren noch wochenlange Bestellfristen und Benutzungseinschränkungen in den Lesesälen erfordert hätte. Aber auch die Nachteile gilt es zu bedenken, und hier will ich abschließend noch kurz ansetzen mit den beiden zuvor entwickelten Aspekten der Kontextualisierung und der methodischen Zugänge zum Archiv als Feld, der haptischen Anmutung und der Fremdheitserfahrung im Umgang mit schwer les- und verstehbaren Texten.

Verfügbarkeit der Quellen und das Ordnen von Zeit

Was passiert, wenn Wissen (vermeintlich) allseits und allzeit verfügbar wird? Ich will gar nicht einmal nach der Selektivität der Wahrnehmung fragen, die ausblendet, was eben nicht digital verfügbar ist. Dieses Problem kennen wir auch zuvor schon: was ich nicht recherchieren will oder kann, kenne ich nicht. Auf die Frage, wo man denn wohl ein Liederbuch des Wandervogels finden könnte, antwortete ich: in unserer Bibliothek. Nein, da sei schon nachgesehen worden. Natürlich waren etliche Liederbücher vorhanden, sie waren lediglich noch nicht durch Retrokonversion erfasst und nur im Zettelkatalog recherchierbar. In dem war aber nicht nachgesehen worden. Darum geht es mir jedoch nicht.

Vielmehr interessiert mich die Frage, wie nicht das Fehlen (oder besser: das vorläufige Fehlen) von Wissensbereichen im Internet die Wahrnehmung beeinflusst, sondern gerade die Präsenz, die Verfügbarkeit von Wissen auf unsere Fähigkeit wirkt, sich in allen Zeitzonen zurechtzufinden. Frank Schirmmacher hat unlängst auf ein Phänomen der total vernetzten Welt, in der

37 Wenzel, Katrin und Jan Jäckel (Hg.): Retrokonversion, Austauschformate und Archivgutdigitalisierung. Beiträge zum Kolloquium aus Anlass des 60jährigen Bestehens der Archivschule Marburg, zugleich 14. Archivwissenschaftliches Kolloquium der Archivschule Marburg am 1. und 2. Dezember 2009. (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg, Institut für Archivwissenschaft, 51). Marburg 2010.

es kein Jetzt mehr gibt, aufmerksam gemacht, ein Phänomen, das er unter Berufung auf Diskurse in der Zeitschrift „Science“ digitale Demenz nannte: „Wir vergessen Dinge, von denen wir wissen, dass wir sie online finden können; und wir behalten solche, die wir nicht im Netz sammeln können. Es ist eine symbiotische und höchst ökonomische Operation. Unsere Spezies wird künftig eben das Internet brauchen, um sich erinnern zu können.“³⁸ Und Schirmmacher bezieht sich explizit auf Jeremy Rifkin, der schon vor 40 Jahren gesagt hatte: „In der neuen Computerzeitwelt werden Entwicklung von Information und Entwicklung von Bewusstsein austauschbar und tautologisch.“ Zum Abrufen von Vergangenheit brauchen wir keine Bildungsinhalte, Feier- oder Gedenktage mehr, und Schirmmacher schließt mit der vielleicht etwas pessimistischen Prognose, dass nicht die Zeit die Informationen, sondern die Informationen die Zeit organisieren – eine Zeitrevolution, die zu einer Unstimmigkeit von Internet-Zeit und Realzeit führt: „Jeder Mensch wird künftig in seinem persönlichen Leben mindestens so viele verschiedene Zeitzonen haben, wie es sie heute auf dem Erdball gibt. Irgendwo in seinem Leben wird es sechs Stunden früher sein – nämlich dort, wo er die Facebook News der letzten Stunden liest; irgendwo sechs Stunden später, dort, wo er sich mit Googles „predictive search“ die Gegenwart berechnen lässt (wie wird das Konzert, wann muss ich losfahren, was will ich suchen?), die zum Zeitpunkt der Suche noch Zukunft ist.“ Die Virtuosität, mit der sich heute viele Nutzer in den Zeitzonen des Internet bewegen, eine Virtuosität, die sich zunehmend auch in den Kompilationen von Zeitebenen in fiktionalen Filmgenres spiegelt, wird auch zu Überforderung führen: Diese Überforderung durch digitale Technologien, sagt Schirmmacher, „ist im Wesentlichen der Konflikt zwischen verschiedenen, in Konflikt stehenden Zeitebenen.“ Und er sieht in der Zeitung das letzte verbliebene Kommunikationsmittel, das in einer elektronischen Welt die Zeit biologisch organisiert. Er übersieht dabei freilich eine weit wichtigere zeitverwaltende Institution: das Archiv.

Archiven wird künftig noch weit mehr als bisher nicht nur die Aufgabe zukommen, gesellschaftliche Wirklichkeit abzubilden, wie dies Herbert Obenaus auf dem 66. Deutschen Archivtag formulierte,³⁹ und sie werden auch nicht bloß die Sicherung und Überlieferung von Kulturgut als Kernaufgabe verstehen können. Archiven wird vor allem die Aufgabe zukom-

38 *Schirmmacher, Frank*: Die Revolution der Zeit. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Nr. 28, 1.7.2011, S. 19.

39 *Obenaus, Herbert*: Archivische Überlieferung und gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Archive und Gesellschaft. Referate des 66. Deutschen Archivtags 25.–29. September 1995 in Hamburg. (Der Archivar, Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen, Beiband 1). Siegburg 1996, S. 9–33.

men, Zeit zu ordnen, historische Prozesse nachvollziehbar zu machen, die Bruchstücke der Erinnerung nach Provenienzen zu gliedern und damit eine Kontextualisierung von Texten zu ermöglichen. In einer Welt, in der Geschichte zunehmend zu einem Fundus der Unterhaltung wird, aus dem beliebig viele und beliebig oft Versatzstücke entnommen und komponiert werden können, aus dem sich historische Gestalten wie Abraham Lincoln mit Figuren der fiktionalen Genres kompilieren lassen, wird die Notwendigkeit von Instanzen erkennbar, in denen die Chronologie der Zeit gespeichert und damit erfahrbar ist. Sie ermöglichen Reflexion der historischen Bedingungen, der sozialen Strukturen, ökonomischen Ressourcen und Interessen. Für diese Einbettung der Texte in Kontexte sind die Archive bestens gerüstet: sie sind gewissermaßen die professionelle Institution, die Erinnerung verwaltet, nach Provenienzen ordnet und damit in Kontexten verfügbar macht. Diese Kompetenz können wir in der Lehre nutzen, indem wir Studierende an die Komplexität historischer Alltagspraxen heranführen, wir sollten sie aber intensiver auch in der Forschung nutzen, nicht zuletzt in der Forschung zu unserem Tagungsthema.

Archive haben gerade hierin eine nicht zu unterschätzende Aufgabe: nicht nur das Erfassen und Bewahren, sondern auch das Vermitteln und Heranführen, das die Fremdheitserfahrungen im Umgang mit alten Texten und Schriften überwinden hilft und Zugänge ermöglicht, das aber auch die Erfahrung der haptischen Anmutung des alten Papiers erlaubt und damit über die sensorische Wahrnehmung die Reflexion fördert, dass es Informationen sind, die in eine andere Zeit, mithin in einen anderen Kontext gehören und der Deutung bedürfen – die nötige Distanz zum Forschungsfeld ist also gewissermaßen den Quellen inhärent.

Lokalgeschichte – Mikroebenen und die Komplexität von Geschichte

Diese Aufgabe nehmen sehr viele Archive bereits ausdrücklich wahr, leiten interessierte Laien in der Suche nach Zugängen an und fördern damit gerade auf lokaler Ebene archivgestützte historische Forschung, die zu beachtlichen Ergebnissen führen kann. Ich habe durch die Mitarbeit an einigen Projekten zur lokalgeschichtlichen Forschung das Interesse und die Bereitschaft auch junger Menschen kennengelernt, sich als historisch nicht ausgebildete Laien in historische Handlungszusammenhänge einzulesen und einzudenken.⁴⁰

40 Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159–2009. Fronhausen/Lahn 2009; 750 Jahre Dilschhausen. Geschichte eines Dorfes am Wältersbach 1259–2009. (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, 93). Marburg 2009; 750 Jahre Cyriaxweimar. Geschichte & Geschichten. (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, 89). Marburg 2008; Niederwalgern 1235–2010. Ereignisse

Auch mein Marburger Kollege Georg Fülberth hat als Politikwissenschaftler mit Studierenden (und nun im Ruhestand auch allein) an mehreren Ortschroniken mitgewirkt und den erkenntnistheoretischen Gewinn solcher Projekte in seinem profunden Beitrag in den „Hessischen Blättern“ reflektiert, indem er eine intensive, an den archivalischen Quellen arbeitende lokalgeschichtliche Forschung als notwendig und ertragreich erachtet, um die daraus gewonnenen Erkenntnisse zur Überprüfung wissenschaftlicher Theorien heranziehen zu können.⁴¹ Warum gerade lokalgeschichtliche Forschung? Sie basiert auf Quellen der untersten administrativen Ebene, auf Quellen, die daher am dichtesten an den Menschen und ihrem Alltag sind, und sie liefern noch am ehesten einen Eindruck von der Komplexität historischer Handlungs- und Beziehungsgeflechte, die in der materialisierten Akte selektiert und extrahiert und dem administrativen Blick unterworfen werden. Und ihre Ergebnisse werden noch immer, anders als viele Veröffentlichungen akademischer Provenienz in ihren Internet-Foren, als Buch veröffentlicht. Das Buch aber liefert im Vergleich zur ausschnittshaften recherchierbaren Information im Netz eine Fülle an weitergehenden Aspekten, und es ermöglicht, weil es die eigene lokale Lebens- und Erfahrungswelt materialisiert spiegelt, auch vielen jungen Menschen, die sonst nicht an ein Buch heranzuführen sind, nicht nur Zugänge zum historischen Gewordensein ihrer unmittelbaren Erfahrungswelt, sondern auch Zugänge zu Literatur und eine Annäherung an die Komplexität von Geschichte. In der lokalgeschichtlichen Forschung, die seit Hans Mosers „Chronik von Kiefersfelden“ 1959 eine Domäne der Volkskunde ist, sollten gerade wir Volkskundlerinnen und Volkskundler noch weit mehr als bisher unterstützend tätig werden: nicht nur, dass wir damit eine demokratische Geschichtsschreibung ermöglichen und mittragen können, wir ermöglichen so auch, gerade im Hinblick auf unser Tagungsthema, Erinnerungen an Flucht und Vertreibung, an das Ankommen und Einleben zu erfassen und zu dokumentieren, die bald nicht mehr möglich sind. Vor allem aber mag es gelingen, Zugänge zu den Vorurteilsperspektiven in der deutschen Geschichte zu vermitteln, Aufarbeitungen der Zeitgeschichte anzuregen, die an vielen Orten von den Geschichtswerkstätten begonnen, aber noch längst nicht flächendeckend umgesetzt worden sind. Heute ist es möglich, diesen kritischen Blick auf Vorurteile und Diskriminierungen auch in kleinen, überschaubaren Gemeinden aufzunehmen, und wir werden staunen, auf wie viel engagierte, ja begeisterte Mitarbeit wir in vielen Orten sto-

und Erinnerungen aus 775 Jahren. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn, 1). Weimar/Lahn 2010.

41 Fülberth, Georg: Ortschroniken und forschendes Lernen. In: Becker, Siegfried (Hg.): Projektieren und Studieren. Berichte aus Forschung und Projektstudium. (Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, 40). Marburg 2006, S. 101–110.

ßen. Und wir können damit einen kleinen Teil dazu beitragen, Geschichte als Chronologie, als Prozess zu verstehen, in dem politisches Handeln auch Folgen hat, die zum Nachdenken über eigenes Handeln veranlassen.

Vorurteilsperspektiven stecken zuhauf auch in den Archivbeständen (oder sagen wir besser in streng archivarischer Diktion: in den Sammlungsbeständen) der volkswissenschaftlichen Archive in Freiburg und in Marburg. Sie sind wichtige Quellen nicht nur für die Wissenschaftsgeschichte, sondern auch für die Mentalitätsgeschichte der Deutschen im östlichen Europa im 20. Jahrhundert – für die Mentalitäten und ihre Beeinflussung, ihre Indoktrination, aber auch für Ängste, Emotionen, Assoziationen, Aggressionen, die Menschen in Bessarabien und Slawonien, im Banat und in Böhmen, in Schlesien und Ostpreußen entwickelten, die sie zu Opfern oder Tätern, Vertriebenen oder Vertreibern, Leidenden oder Triumphierenden werden ließen.

Nutzen wir die Chancen eines demokratischeren, offeneren und reflektierteren Europa, um auch diese aus der unmittelbaren Erinnerung der Nachkriegszeit geschöpften Quellen aus dem Abstand von 60, 70 Jahren neu zu lesen und zu interpretieren als wissenschaftsgeschichtliche und als mentalitätsgeschichtliche Quellen des 20. Jahrhunderts, und nutzen wir auch die Chancen ihrer möglich gewordenen Kontextualisierung, ihrer Hinterfragung und Abgleichung mit der archivalischen Überlieferung in den Vertreibungsgebieten, die uns Kontakte und Konflikte ehemaliger Nachbarschaften, ihre Erosion und Zerstörung nachvollziehen und verstehen hilft. Das wird bereits in vorbildlicher Weise in vielen Forschungskontakten und Forschungsprojekten durchgeführt, und dieser Band zeigt ja, dass hier die Notwendigkeit und die Chancen erkannt worden sind und weiter aufgenommen werden, um den Gehalt der Archive für die Kontextualisierung unserer eigenen Sammlungen zu nutzen.

„Nationen“ in den Quellen: Methodisch-theoretische Kritik am Beispiel der „Deutschen“ in Südosteuropa

Einleitung und Problemstellung

In diesem Beitrag gehe ich von der These aus, dass die „Nation“ seit der Geburt einer modernen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert und bis heute eine vorrangige, wenn nicht gar die zentrale Analyse- und Erkenntnis-kategorie in der europäischen Historiografie darstellt.¹ Der Siegeszug sogenannter Nationalstaaten, die in Ost-, Mittel- und Südosteuropa allmählich an die Stelle der zerfallenden Imperien (Osmanisches Reich, Habsburgerreich, Russländisches Reich) traten, hat wesentlich zu dieser Entwicklung beigetragen. Schließlich bestand eine Aufgabe der nationalen Geschichtsschreibung oder der sogenannten historischen Meistererzählung (engl.: *master narrative*; franz.: *grand récit*) darin, die zu errichtende und auszubauende Staatlichkeit mit der (scheinbaren) möglichst weit in die Vergangenheit reichenden Existenz der jeweiligen Staatsnation(en) und dem „Erfinden von Traditionen“ (Eric Hobsbawm/Terence Ranger) gesellschaftlich zu legitimieren.² Obwohl erst der moderne Nationalstaat und der damit entstehende Nationalismus (bzw. dessen vielgestaltige Erscheinungsformen von national umgedeuteten Aufstandsbewegungen)³ auch die moderne Nation im Sinne einer *imagined community* (Benedict Anderson) geschaffen hat, wurde und

1 Ein Hinweis darauf, wie häufig die Nation bzw. konkrete Nationen in der (deutschsprachigen) Historiografie als Referenzrahmen für Arbeiten herangezogen werden, liefert eine entsprechende Volltextsuche auf HSozKult, dem wohl meist frequentierten deutschsprachigen Internetportal für Geschichtswissenschaften. Der Suchbegriff „Nation“ liefert unter Einschränkung des zeitlichen Horizonts von 1500 bis Ende des 20. Jahrhunderts 14.573 Treffer für die Jahre 1996 bis 2012. Zum Vergleich: Für den Suchbegriff „Religion“ erhält man für den gleichen Untersuchungszeitraum lediglich 3.351 Treffer; die „Familie“ bringt es auf 3.491 Ergebnisse. Recherche auf <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de>, durchgeführt am 24.2.2012.

2 Dass derartige Unterfangen keineswegs der Vergangenheit angehören, belegt ein im Jahr 2010 im Oldenbourg Wissenschaftsverlag erschienener Sammelband, in dem im Gegensatz zu meiner Position davon ausgegangen wird, dass „... bereits in der Frühen Neuzeit Nationen sowohl als politische als auch als ethnisch-kulturelle Zuordnungsgemeinschaften ...“ existierten. Schmidt, Georg unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luckner (Hg.): Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität? (Schriften des Historischen Kollegs, 80). München 2010, S. 8.

3 Hye, Hans Peter/Brigitte Mazohl/Jan Paul Niederkorn/Suppan, Arnold: Einleitung. In: Hye, Hans Peter/Brigitte Mazohl/Jan Paul Niederkorn (Hg.): Nationalgeschichte als Artefakt. Zum Paradigma „Nationalstaat“ in den Historiographien Deutschlands, Österreichs und Italiens. Wien 2009, S. 3–19, hier S. 6.

wird in vielen nationalen Meistererzählungen vom genauen Gegenteil ausgegangen: Nationen existierten angeblich schon seit langer Zeit, wobei viele Ethnien/Nationen/Völker nach einer Glanzzeit von „fremden“ Nationen, meist von imperialen Mächten, über mehrere Jahrhunderte unterdrückt worden seien.

Zumindest bis in die frühen 1990er-Jahre war auch die deutschsprachige Historiografie über die West-Ostwanderung bisweilen von national-romantischen Vorstellungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, der Schule der „Ostforschung“⁴ und nicht zuletzt von rassistisch-völkischen Vorstellungen⁵ der Zwischenkriegs- und Kriegszeit beeinflusst: Als (ethnisch) deutsch galt gemeinhin alles, was in irgendeinem Zusammenhang mit den zahlreichen Wanderungsbewegungen von Menschen aus dem Sacrum Romanum Imperium (zumeist) über dessen östliche und südöstliche Grenzen hinaus gebracht werden konnte⁶: Angefangen von der mittelalterlichen „deutschen Ostsiedlung“ (heute in der Wissenschaft üblich: „hochmittelalterlicher Landesausbau der Germania Slavica“) über die habsburgische

4 *Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg*: Deutsche „Ostforschung“: Oldenburger HistorikerInnen befassen sich kritisch mit ihrer Wissenschaft. Mitteilung vom 7.12.1999. <http://www.uni-protokolle.de/nachrichten/id/54711/>, zuletzt eingesehen am 24.2.2012.

5 Einigermmaßen bedenklich ist die Tatsache, dass die Begriffe „deutsche Volkszugehörigkeit“ (Grundgesetz, Artikel 116) und „deutsches Volkstum“ nach wie vor zum juristischen Vokabular der Bundesrepublik Deutschland gehören – mit bis heute gesellschaftspolitisch relevanten Auswirkungen. Im zuletzt im Dezember 2011 geänderten sogenannten Bundesvertriebenengesetz (korrekt: Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge) wird in § 6, Absatz 1, die „Volkszugehörigkeit“ wie folgt definiert: „Deutscher Volkszugehöriger im Sinne dieses Gesetzes ist, wer sich in seiner Heimat zum deutschen Volkstum bekannt hat, sofern dieses Bekenntnis durch bestimmte Merkmale wie Abstammung, Sprache, Erziehung, Kultur bestätigt wird.“ Eine derartige Formulierung ist ohne Zweifel Ausdruck eines offenbar nach wie vor in der BRD akzeptierten primordialistischen Volkstumsverständnis und schließt nahtlos an den nationalsozialistischen Rassenwahn – wenn auch mit gänzlich anderer Intention – an: „Abstammung“, „Sprache“ und „Kultur“ waren u.a. Selektionskriterien für die Aufnahme in die Deutsche Volksliste. Dass aber eben „deutsch“ nicht gleich „deutsch“ ist, musste die Bundesrepublik Deutschland auf teilweise schmerzhaft Weise erfahren, als auf der Grundlage dieses Gesetzes großzügig aufgenommene sogenannte Spätaussiedler aus Russland stellenweise offenbar kaum „deutsche“ Merkmale in Sprache, Erziehung und Kultur aufzuweisen hatten.

6 So heißt es immer noch auf der Homepage des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE): „Die meisten Regionen wurden seit dem Hochmittelalter von Deutschen mitgeprägt, die aus unterschiedlichen Gebieten zugewandert waren, unterschiedlichen Konfessionen und sozialen Schichten angehörten, Mehrheit oder Minderheit waren und vielgestaltige Zeugnisse ihres Wirkens hinterlassen haben.“ <http://www.bkge.de/5838.html>, zuletzt eingesehen am 12.2.2012.

Ansiedlungspolitik im Königreich Ungarn im 17./18. Jahrhundert bis hin zur Ansiedlung von Gruppen u.a. aus Südwestdeutschland in Bessarabien im Laufe des 19. Jahrhunderts (hier allerdings bereits geschehen nach der Auflösung des Alten Reiches). Hinzu kam, dass diese Forschung noch bis in die Zeit des Kalten Krieges die „deutsche“ Kulturleistung nicht selten überhöht darzustellen pflegte und nur wenig Interesse an anderen „Völkern“ zeigte. Seit knapp 20 Jahren jedoch wird in Deutschland anstelle des Begriffs „Ostforschung“ nun der Terminus „Ostmitteleuropaforschung“ verwendet.⁷ Damit verbunden war gleichzeitig der inhaltliche Anspruch, die „Deutsche Geschichte im Osten Europas“⁸ nicht mehr isoliert zu betrachten, sondern einen moderneren interethnischen Ansatz zu etablieren. Dies dürfte auch mehrheitlich gelungen sein. Nach wie vor jedoch krankt meines Erachtens weite Teile der deutschsprachigen, ost- und südosteuropäischen Geschichtsschreibung daran, den heute so selbstverständlichen nationalen Blickwinkel auf das Mittelalter und die Neuzeit zu übertragen. Häufig wird bei einer derartigen Argumentation auch auf entsprechende Quellendokumente Bezug genommen, in denen die darin verwendeten Gruppenbezeichnungen sich in ihrer sprachlichen Form entweder mit heutigen Ethnika decken, als sprachliche Spielart einer heutigen Nationsbezeichnung interpretiert werden können oder „ethnische“ Gemeinschaften definieren, die zwar aktuell keinen Nationsstatus (mehr) genießen, aber aufgrund einer axiomatisch angenommenen „Verwandtschaft“ mit einer bestehenden Nation dieser zugeschlagen werden (wie zum Beispiel im Falle der „Schwaben“ oder auch der „Räzen“/„Raitzen“).

Am Beispiel der „Deutschen“ auf dem Gebiet des früheren Jugoslawiens soll auf der Grundlage des fünfbandigen „Quellenbuch[s] zur donauschwäbischen Geschichte“⁹ die historiografische Anwendung des modernen Nationsbegriffs auf Epochen vor dem 20. Jahrhundert im Folgenden auf seine Tauglichkeit hin überprüft werden. Auch wenn ich mich zwecks Exemplifizierung statt auf eine unmittelbare Archivforschung auf publizierte Quellen – also eine Archivforschung zweiter Hand – beziehe, so stellt sich doch die Problematik in gleicher Intensität. Bevor ich jedoch auf konkrete Beispiele aus ausgewählten Quellen näher eingehe, will ich die zwei Schlüsselbegriffe in unserem Zusammenhang – „Kollektividentität“ und „Nation“ – einer kritischen methodisch-theoretischen Analyse unterziehen.

7 <http://de.wikipedia.org/wiki/Ostforschung>, zuletzt eingesehen am 12.2.2012.

8 Dies der Haupttitel einer zwischen 1992 und 2002 von Werner Conze begründeten elfbändigen Reihe: *Conze, Werner* (Begr.): *Deutsche Geschichte im Osten Europas*. Berlin 1992–2002.

9 *Tafferner, Anton* (Hg.): *Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte*, Bde. I–V. München 1974–1995.

Kollektividentität als eine Form von Identität?

Es gehört zur anthropologischen Grundausstattung des Menschen, sich einerseits einer Großgruppe bzw. mehreren Großgruppen zugehörig (verpflichtet, loyal) zu fühlen und andererseits von außen einer oder mehreren Großgruppen zugewiesen zu werden.¹⁰ Dabei verlaufen Selbst- und Fremdzuschreibung entlang verwandtschaftlicher, ständischer, konfessioneller, (ethno-) professioneller, lokaler, geschlechtlicher, biologischer (Alter, Gesundheitszustand), wirtschaftlicher, geistig-politischer, sprachlicher, staatsbürgerlicher und nicht zuletzt auch ethnisch-nationaler Linien. Diese Aufzählung ist bei weitem nicht vollständig, wenn man nur an all die unzähligen Vereine, Verbände und andere mehr oder weniger institutionalisierte Formen von Vergemeinschaftungen denkt, die heutzutage bestehen und in denen Gruppenbewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl generiert werden. Derartige sogenannte Kollektividentitäten können wie im Falle verwandtschaftlicher Beziehungen von lebenslanger Dauer sein; viele dieser Loyalitäten bzw. deren Hierarchisierung jedoch sind im Laufe des Lebens einem steten, enormen Wandel unterworfen und widerspiegeln somit die Komplexität sozialer Strukturen, die in ihrer Gesamtheit das Selbstverständnis des Menschen ausmachen.¹¹

Der Kulturwissenschaftler Jan Assmann definiert den Begriff „Kollektividentität“ folgendermaßen: „Unter einer kollektiven oder Wir-Identität verstehen wir das Bild, das eine Gruppe von sich aufbaut und mit dem sich deren Mitglieder identifizieren. Kollektive Identität ist eine Frage der Identifikation seitens der beteiligten Individuen.“¹² Grundsätzlich lässt sich zwischen der personalen und der kollektiven Identität unterscheiden.¹³ In der Historiografie jedoch stehen fast ausschließlich die zahlreichen Formen von „kollektiver Identität“ im Zentrum der Aufmerksamkeit. Dazu gehören u.a. lokale, regionale, ethnische, nationale, geschlechts- und klassenspezifische, religiöse und kulturelle Identitäten, die Menschen angeblich haben und

10 *Reinhard, Wolfgang*: Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis in die Gegenwart. München 1999, S. 440.

11 Ausführlicher dazu: *Brunnbauer, Ulf*: Vom Selbst und den Eigenen. Kollektive Identitäten. In: Kaser, Karl/Siegfried Gruber/Robert Pichler (Hg.): Historische Anthropologie im südöstlichen Europa. Eine Einführung. Wien/Köln/Weimar 2003, S. 377–402.

12 *Assmann, Jan*: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 6. Aufl. München 2007, S. 132.

13 *Assmann, Aleida* und *Heidrun Friese*: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt am Main 1998, S. 11–23, hier S. 11; *Metzeltin, Michael*: Nationalstaatlichkeit und Identität. Ein Essay über die Erfindung von Nationalstaaten. Wien 2000, S. 29.

nach denen sie streben.¹⁴ All diese Ausprägungen von kollektiver Identität figurieren – oftmals unhinterfragt – als erkenntnisleitende, analytische Kategorien. Darunter verstehe ich die offensichtliche Tendenz, Großgruppen jedweder Art als substantielle, nach innen homogene und nach außen klar abgegrenzte kollektive Akteure mit scheinbar gemeinsamen Interessen und Zielen zu behandeln und damit zu hypostasieren. Dieses sowohl im alltäglichen Gebrauch als auch in der Wissenschaft erstaunlich oft anzutreffende Phänomen hat der US-amerikanische Soziologe Rogers Brubaker „groupism“ genannt.¹⁵ Mehrere epistemologische Schwierigkeiten sind mit diesem fatalen „groupism“ verknüpft, deren sich gerade auch der Wissenschaftler/die Wissenschaftlerin bewusst sein sollte:

1. „Kollektive Identität“ suggeriert elementare Gleichheit, Übereinstimmung und Übereinkunft unter den Angehörigen einer Gruppe. Die Gruppe wird quasi als biophysische Einheit betrachtet. Können aber – wie dies der Psychologe Jürgen Straub einmal gefragt hat – Kollektive analog zu Individuen überhaupt eine Identität ausbilden, bewahren, artikulieren und gestalten?¹⁶ Ich meine nein! Es sind vielmehr Einzelpersonen, die ein bestimmtes Bild von einer bzw. für eine Gruppe aufbauen. Die potentiellen Mitglieder der sich auf diese Weise zu formenden Gruppe entscheiden aufgrund derartiger Angebote, ob sie sich mit der Gruppe, genauer gesagt, mit den Zielen, Inhalten und Forderungen der Wortführer und Fürsprecher identifizieren. In semantischer Hinsicht ist der Terminus „Kollektividentität“ daher ohne Zweifel ein Oxymoron.
2. „Identität“ findet sowohl in der politischen und gesellschaftlichen Praxis als auch in der Wissenschaft als analytische Kategorie Verwendung. Daraus ergibt sich das Problem des Begriffsrealismus¹⁷: Es ist keine neue Erkenntnis, dass Wissenschaftler selbst durch ihre Sprache und die Auswahl ihrer Themen geschichtsmächtige und gesellschaftlich relevante Vorstellungen erzeugen. Auch wenn immer wieder betont wird, man befasse sich mit der Konstruktion „kollektiver Identitäten“, so wird

14 Zu diesem Thema hat sich in seinen Memoiren in Kapitel 23 auch der im Jahr 2010 verstorbene Historiker Tony Judt sehr pointiert geäußert. Zu empfehlen sind indes auch die anderen 24 Essays in diesem Buch. *Judt, Tony: Das Chalet der Erinnerungen.* München 2012.

15 *Brubaker, Rogers: Ethnicity without Groups.* Cambridge 2006, S. 8.

16 *Straub, Jürgen: Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs.* In: Assmann, Aleida und Heidrun Friese (Hg.): *Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3.* Frankfurt am Main 1998, S. 73–104, hier S. 96.

17 *Hösler, Joachim: Von Krain zu Slowenien. Die Anfänge der nationalen Differenzierungsprozesse in Krain und der Untersteiermark von der Aufklärung bis zur Revolution 1768 bis 1848.* (Südosteuropäische Arbeiten, 126). München 2006, S. 20.

doch in aller Regel axiomatisch davon ausgegangen, dass diese auch tatsächlich existierten. Indem sich Historiker, Soziologen, Ethnologen usw. auf die Suche nach „Gruppenidentität“ begeben, werden Konflikte und Differenzen innerhalb der Gruppe einerseits sowie Gemeinsamkeiten von Mitgliedern zwischen den Gruppen andererseits verschwiegen.

3. Für den Historiker ist aber das wohl offensichtlichste Problem bei der Verwendung des Begriffs die Frage, wie denn „kollektive Identität“ in den Quellen überhaupt aufgespürt, nachgewiesen und damit empirisch fassbar gemacht werden kann. Dazu der Psychologe Jürgen Straub: „Ein kollektives Subjekt zu hypostasieren, um diesem gleichsam von außen eine bestimmte Identität zuzuweisen, widerspricht dem Anspruch, Wirklichkeiten mit erfahrungswissenschaftlichen Mitteln zu erkunden.“¹⁸ Kollektive können zwar (auch in juristischem Sinne) als Akteure in Erscheinung treten, verfügen aber über keine „Gruppenseele“ oder „Kollektivpersönlichkeit“.¹⁹ „Kollektive Identität“ an sich ist aus den Quellen grundsätzlich nicht nachweisbar! Was hingegen sehr wohl nachweisbar ist, sind Proklamationen (Reden, Publikationen, Aktionen, Veranstaltungen), die das Bedürfnis nach einem Solidarbewusstsein nach innen zum einen und den Wunsch nach Abgrenzung gegen außen zum anderen in konkreten Situationen illustrieren. Aus diesen Proklamationen jedoch Schlüsse auf den Gesamt- bzw. Bewusstseinszustand einer Gruppe zu ziehen, ist nach Wolfgang Aschauer „[...] ebenso spekulativ wie analytisch unsinnig.“²⁰ Denn auch in der scheinbar noch so homogenen Großgruppe lassen sich stets Menschen finden, die sich mit den Zielen, Inhalten und Forderungen der Fürsprecher (situationsbedingt) nicht oder nur zum Teil einverstanden erklären. Es gibt demnach keine empirisch verifizierbaren „kollektiven Identitäten“, sondern lediglich konkrete Interessen, Werte, Urteile, Empfindungen und Beweggründe, die ein Individuum mit anderen Personen teilt oder zu teilen meint, und dies mit der selbst gewählten oder – wie dies im Falle der „nationalen Identität“ oft anzutreffen ist – von außen zugeschriebenen Zugehörigkeit zu einer Gruppe ausdrückt. Bei der Interpretation von Quellen muss zudem stets bedacht werden, dass zwischen der Fremd- und Eigenbezeichnung insbesondere in Extremsituationen – also wenn die Zugehörigkeit zu einer Nation über Leben und Tod entscheidet – eine enorme Diskrepanz bestehen kann.

18 *Straub*, Personale und kollektive Identität (wie Anm. 16), S. 102.

19 *Kreckel, Reinhard*: Soziale Integration und nationale Identität. In: *Berliner Journal für Soziologie*, 4 (1994), S. 13–20, hier S. 14.

20 Zit. nach: *Hösler*, Von Krain zu Slowenien (wie Anm. 17), S. 20.

4. Konflikte zwischen Individuen und zwischen Gruppen hat es zu jeder Zeit in der Geschichte der Menschheit gegeben. Es stellt sich daher die aus den Quellen oftmals nur sehr spekulativ zu beantwortende Frage, inwieweit derartige Auseinandersetzungen zumindest überwiegend oder gar ausschließlich der Zugehörigkeit zu einer Gruppe geschuldet sind, deren Angehörige sich in Sprache, Religion/Konfession, Herkunft und Kultur von Mitgliedern einer anderen Gruppe unterscheiden. Bekanntermaßen gab und gibt es auch Konflikte innerhalb von Gruppen, deren Mitglieder sich in Sprache, Religion/Konfession, Herkunft und Kultur ähnlich sind. In welchem quantitativen und qualitativen Verhältnis „zwischenationale“ Konflikte zu „innernationalen“ Streitigkeiten standen (und stehen), lässt sich aber nur in den seltensten Fällen feststellen. Hinzu kommt, dass bei Unstimmigkeiten zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen sowohl der zeitgenössische als auch der historische Beobachter wohl dazu neigen, diese a priori als religiös-ethnisch-sprachlich-kulturelle Konflikte einzuordnen, womit andere Konfliktursachen z.B. wirtschaftlicher oder persönlicher Natur nur allzu leicht vernachlässigt werden.
5. Ein Bewusstsein vom Eigenen und vom Fremden war und ist zu jeder Zeit und an jedem Ort vorhanden. Derartige Loyalitäten sind jedoch stark situationsbedingt und daher einem steten Wandel unterworfen. Das moderne nationale Solidaritätsbewusstsein war bis weit ins 19. Jahrhundert, ja teilweise sogar bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts im südosteuropäischen Raum keine relevante Lebenserfahrung. Dies bedeutet indes nicht, dass nicht auch schon in der Zeit davor sprachlich-religiös-kulturelle Andersartigkeit wahrgenommen und fallweise auch tatsächlich als Ursache, mit Sicherheit aber zur Rechtfertigung und Instrumentalisierung von Konflikten gedient haben konnte.
6. Gruppenkonflikte entstehen insbesondere dann, wenn eine Gruppe bzw. ein Teil einer Gruppe aufgrund militärischer, machtpolitischer und/oder wirtschaftlicher Überlegenheit in der Lage ist, sich Vorteile anderen Gruppen gegenüber zu verschaffen, oder einer bestimmten Gruppe von außen bestimmte Privilegien zugesichert werden. In beiden Fällen tendieren sowohl der Zeitgenosse (verständlicherweise) als auch der Historiker (weniger verständlicherweise) dazu, nicht mehr zwischen den Gruppenmitgliedern zu unterscheiden.

Dessen ungeachtet ist es eine Tatsache, dass kollektive Identitätskonzepte und -begriffe allgegenwärtig (in Politik, Wirtschaft, Religion, Medien und Wissenschaften²¹) anzutreffen sind. In aller Regel setzen sich Akteure und Wortführer von Gruppen für eigene und/oder die ihnen vermeintlich bekannten Interessen, Ziele und Wünsche der gesamten angesprochenen Gruppe ein. Auch wenn oder gerade weil „Kollektividentität“ heutzutage als praktische Kategorie und in der Alltagssprache Verwendung findet, bedeutet das nicht, dass man die Formen von „Kollektividentität“ auch als analytische Kategorie heranziehen muss. Zur Illustration: Es ist heutzutage nicht nur ohne weiteres möglich, sondern geradezu geboten, Rassismus wissenschaftlich zu untersuchen, ohne dabei „Rasse“ als analytische Kategorie zu verwenden. Wieso aber – so frage ich mich – ist es nicht üblich, zum Beispiel Nationalismus zu untersuchen, ohne „Nation“ als analytische Kategorie heranzuziehen? Ist doch nach 1945 die zu Recht untragbar gewordene Kategorie „Rasse“ einfach durch Begriffe wie „Nation“, „Ethnie“ und „Ethnizität“ ersetzt worden, wie dies u.a. der britische Soziologe Richard Jenkins betont.²²

21 Die Reihe jener natur-, sozial- und geisteswissenschaftlichen Experten, die nach wie vor bzw. wieder den „Rassen“, „Ethnien“, „Nationen“, „Völkern“ und Glaubensgemeinschaften bestimmte (insbesondere auch geistige und intellektuelle) Merkmale meinen zuweisen zu können, ist in den letzten Jahren eher wieder länger geworden. Zu diesem Kreis gehören u.a. der US-amerikanische Nobelpreisträger und Molekularbiologe James Watson, die Psychologen Philippe Rusthon und Arthur Jensen, der im Jahr 2008 verstorbene US-amerikanische Politikwissenschaftler Samuel Huntington und aus Deutschland etwa der Psychologe Heiner Rindermann sowie nicht zuletzt der Ökonom und selbst ernannte Kulturwächter der „deutschen“ Nation Thilo Sarrazin. All diesen Meinungen liegt indes ein fataler Denkfehler zu Grunde: Bei Vergleichen welcher Art auch immer zwischen zwei meist von außen definierten Gruppen (z.B. Schwarze vs. Weiße, Muslime vs. Nichtmuslime, aber auch Berliner vs. Wiener oder kleine vs. große Menschen) schneidet zwangsläufig eine Gruppe immer schlechter ab als die andere. Variabilität ist demnach mathematisch bereits vorgegeben. Über die statistische Signifikanz der Variabilität lässt sich natürlich trefflich streiten. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die Vergleichskategorie weder Kausalität noch Korrelation mit dem/den zu untersuchenden Parameter/n aufweisen muss. Ein Beispiel dazu: Würde man die (wissenschaftlich) nach wie vor kaum messbare Intelligenz von Menschen mit blauer Augenfarbe mit jener mit Menschen mit brauner Augenfarbe untersuchen, stünde zwangsläufig eine der beiden Gruppen besser da. Lässt sich aber daraus tatsächlich eine Korrelation und/oder Kausalität zwischen Augenfarbe und Intelligenz ableiten, wie das die obig genannten Herren mit Vorliebe zu tun pflegen? Wenn ja, mit welcher wissenschaftlich fundierten Begründung? Das menschliche Individuum ist mit Sicherheit zu komplex, um auf gruppenspezifische Eigenschaften reduziert zu werden.

22 *Jenkins, Richard*: Rethinking Ethnicity. Arguments and Explorations. London 2008, S. 10.

Kritik am Nationsbegriff als Analysekategorie

Die Nation, wie sie heute im wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskurs in der Regel verstanden wird, ist sowohl eine der jüngsten als auch im 20. Jahrhundert zweifellos die wirkmächtigste und zugleich abstrakteste Form von kollektiver Identität.²³ Wie bereits eingangs erwähnt, trägt die Geschichtsschreibung diesem Umstand Rechnung, indem zahlreiche ihrer Vertreter zumindest bis heute die Vergangenheit in erster Linie als Gegen-, Neben- oder Miteinander von als biophysischer Einheit gedachten Nationen darstellen, wobei im mittel-, ost- und südosteuropäischen Raum Johann Gottfried Herders Gedanken²⁴ und Georg Wilhelm Friedrich Hegels geschichtsphilosophische Konzeptionen²⁵ maßgeblich zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Ein derartiger Zugang mag für das Europa des 20. Jahrhunderts durchaus seine Berechtigung haben; für die Jahrhunderte davor jedoch können die relevanten Lebenserfahrungen der Menschen entweder gar nicht oder aber nur äußerst unvollständig durch die anachronistische nationale „Brille“ betrachtet werden.

Obwohl die theoretische Literatur zum Begriff „Nation“ in den letzten 40 Jahren stark angeschwollen ist, existiert nach wie vor keine allgemein verbindliche Definition davon.²⁶ Dazu Hans-Joachim Schmidt: „Bis heute sind Versuche, Nation anhand objektiver, allgemein gültiger Merkmale zu definieren, gescheitert. Der Verweis auf gemeinsame Abstammung ist Fiktion.“²⁷ Und auch Holm Sundhaussen hat bei Gelegenheit nicht ganz ohne Ironie festgehalten, es gäbe wohl mittlerweile für den Begriff so viele Definitionen wie Wissenschaftler. Ich will und kann an dieser Stelle auch keine neue Begriffserklärung bieten. Zumindest aber in einem Punkt ist man sich einig: „Nationen“ umfassen immer eine so große Anzahl an Menschen, dass sich diese nicht mehr persönlich kennen können und daher in einem äußerst

23 *Elias, Norbert*: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1990, S. 195.

24 *Sundhaussen, Holm*: Der Einfluss der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburgermonarchie. München 1973.

25 *Hart, Roger*: Universals of Yesteryear. Hegel's Modernity in an Age of Globalization. In: Hopkins, Antony Gerald (Hg.): Global History. Interactions Between the Universal and the Local. Houndsmill 2007, S. 66–97.

26 *Wodak, Ruth/Rudolf de Cillia/Martin Reisigl/Karin Liebhart/Klaus Hofstätter/Maria Kargl*: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt am Main 1998, S. 20.

27 *Schmidt, Hans-Joachim*: Was ist eine Nation? Debatten auf den Konzilien des 15. Jahrhunderts. In: Bosshart-Pfluger, Catherine/Joseph Jung/Franziska Metzger (Hg.): Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten. Festschrift für Urs Allematt. Frauenfeld/Stuttgart/Wien 2002, S. 139–154, hier S. 139.

komplexen kognitiven Prozess ein wechselseitiges Loyalitäts-, Solidaritäts- und Gemeinschaftsbewusstsein entwickeln müssen. Zum Aufbau derartiger Strukturen bedarf es des Rückgriffs auf vorhandene Ressourcen, die wohl umso leichter den potentiellen Gruppenmitgliedern erfolgreich vermittelt werden können, je stärker sich die Angebote seitens der Gruppenbildner an den aktuellen Lebensbedürfnissen und Erfahrungen der Menschen orientieren. Insofern ist es sicher nicht richtig zu behaupten, Nationen würden aus dem Nichts „erfunden“ werden, wie dies die etwas unglückliche deutschsprachige Titelübersetzung des bekannten Buches von Benedict Anderson suggerieren mag.²⁸ Der protestantische Theologe und Professor für Systematische Theologie und Ethik Friedrich Wilhelm Graf meint in einem erfrischenden Beitrag dazu: „Um die Einheit der Nation zu begründen, rekurren ihre intellektuellen ‚Erfinder‘ auf überkommene Zeichen, Symbole, Riten, Sinnvorgaben, Narrative und images.“²⁹ Es müssen wohl in der Regel semantische, historische und religiös-kulturelle Traditionskerne „begossen“ werden, um eine nationale Vergemeinschaftung erzeugen zu können.

Benedict Anderson hat in diesem Zusammenhang von „imagined communities“ gesprochen und zusammen mit den im gleichen Jahr von Eric Hobsbawm und Ernest Gellner erschienenen Werken in der englisch- und mittlerweile auch deutschsprachigen Nations- und Nationalismusforschung einen Paradigmenwechsel eingeleitet.³⁰ Eine Wende insofern, als dass die Nation seither immer seltener als eine schon seit dem Frühmittelalter bestehende und quasi-natürliche Einheit, sondern in ihrer modernen Ausprägung – also ungefähr seit der Französischen Revolution – immer häufiger als gedankliches Konstrukt, als „Artefakt menschlicher Überzeugungen“ (Ernest Gellner) oder als „Kulturfiktion“ (Wolfgang Welsch) betrachtet wird.³¹ Die Nation in irgendeinem gegenständlichen, physisch fassba-

28 *Anderson, Benedict*: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. 3. Aufl. Frankfurt am Main/New York 2005. Der englischsprachige Originaltitel des Buches lautet: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983.

29 *Graf, Friedrich Wilhelm*: Die Nation – von Gott „erfunden“? Kritische Randnotizen zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung. In: Krumeich, Gerd und Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Göttingen 2000, S. 285–317, hier S. 302.

30 *Anderson, Benedict*: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London 1983; *Gellner, Ernest*: *Nations and Nationalism*, Oxford 1983; *Hobsbawm, Eric* und *Terence Ranger* (Hg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983.

31 Einführende Literatur zum Nations- und Nationalismusbegriff (Auswahl): *Jansen, Christian* und *Henning Borggräfe*: *Nation – Nationalität – Nationalismus*. Frankfurt am Main 2007; *Wehler, Hans-Ulrich*: *Nationalismus. Geschichte, Formen, Folgen*. München 2001; *Langewiesche, Dieter* (Hg.): *Nation, Nationalismus, National-*

ren Sinne gibt es tatsächlich nicht! Dennoch werden bzw. sind „Nationen“ wirkmächtig, sobald bzw. wenn eine kritische Anzahl von Angehörigen eines Gemeinwesens an die Existenz von „Nationen“ glaubt und in der Folge bereit ist, im Namen einer „Nation“ zu agieren. Ähnlich verhält es sich mit dem Glauben an Gott: Für die Geschichtswissenschaft ist nicht von Bedeutung, ob es Gott gibt oder nicht (diese Diskussion können wir getrost den Philosophen und Religionswissenschaftlern überlassen). Es genügt zu erkennen, dass der Glaube an Gott für viele Menschen sinnstiftend, handlungsweisend und damit eben geschichtsmächtig und gesellschaftlich relevant ist. Der Philosoph und Kulturkritiker Slavoj Žižek hat dazu treffend formuliert:

„Das nationale Ding [...] ist buchstäblich ein Effekt dieses Glaubens an es. [...] Diese paradoxe Existenz einer Entität, die nur ist, insofern die Subjekte [...] an ihre Existenz glauben, ist die Seinsweise, die ideologischen Ursachen (Causes) eigen ist: Die ‚normale‘ Ordnung der Kausalität ist hier verkehrt, denn es ist die Ursache selbst, die durch ihre Wirkungen produziert wird [...].“³²

Und diese Wirkmächtigkeit lässt sich in Europa ungefähr seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beobachten: Seit diesem Zeitpunkt definieren, identifizieren und demarkieren sich immer mehr Menschen auch über eine nationale Zugehörigkeit. Vor diesem im Zusammenhang mit neuartigen Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten stehenden Paradigmenwechsel stellten u.a. die Familie, die Verwandt- und Nachbarschaft, das Dorf bzw. Stadtviertel, das Geschlecht, der gesellschaftliche Status, die Konfession, der Dialekt und der Beruf jene individuell und kontextuell unterschiedlich gewichteten sozialen Phänomene dar, die als Bezugspunkte für den Aufbau von Vergemeinschaftung und politisch-herrschaftlicher Loyalität dienten. Dessen ungeachtet ist die Historiografie in Mittel-, Ost- und Südosteuropa eng an das Projekt der Nation geknüpft und transloziert diese als schein-

staat in Deutschland und Europa. München 2000; *Schulze, Hagen*: Staat und Nation in der europäischen Geschichte. München 1994; *Marchal, Guy* und *Aram Mattioli* (Hg.): *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*. Zürich 1992; *Koselleck, Reinhart*: Volk, Nation, Nationalismus, Masse. In: Brunner, Otto/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 7. Stuttgart 1992, S. 141–431; *Elwert, Georg*: Nationalismus und Ethnizität. Über die Bildung von Wir-Gruppen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie*, 41 (1989), H. 3, S. 440–464.

32 *Žižek, Slavoj*: *Genieße Deine Nation wie Dich selbst! Der Andere und das Böse – vom Begehren des ethnischen „Dings“*. In: Vogl, Joseph (Hg.): *Gemeinschaften. Positionen zu einer Philosophie des Politischen*. Frankfurt am Main 1994, S. 133–166, hier S. 136.

bar wirkmächtige und natürliche Konstante bisweilen bis ins Frühmittelalter zurück.

Das Hantieren mit „nationaler Identität“ kann zu einem Instrument der Massenmobilisierung, der Sozialdisziplinierung und der Herrschaftsverdichtung verkommen, ist aber noch lange kein wissenschaftlicher Beweis für das tatsächliche Vorhandensein derselben.³³ Ich plädiere stattdessen mit den Worten Höslers dafür, „[...] nach Interessen, Werturteilen sowie nach Wissen und Annahmen [...]“³⁴ der Akteure zu fragen. Eine Forderung, die beispielsweise auch von Jakob Tanner und Hans Medick erhoben worden ist. Die sich der Historischen Anthropologie widmenden Wissenschaftler postulieren eine Hinwendung zum „handelnden Subjekt“, die mit der Untersuchung von dessen gesellschaftlich-kulturellen Vernetzungen, Voraussetzungen und Begrenzungen zu kombinieren sei.³⁵

Vom Umgang mit Gruppenbezeichnungen in Quellen: Thesen

Auf der Grundlage des obig Gesagten stellt sich nun die Frage, wie die Geschichtswissenschaft mit sprachlich-ethnisch-nationalen Gruppennamen in Quellentexten umgehen soll. Soviel vorweg: Eine auch in sprachlicher Hinsicht quellennahe Arbeits- und Denkweise stellt sicher, dass nicht nur in qualitativer sondern auch in quantitativer Hinsicht nationale bzw. „protonationale“ Konfliktlinien nicht überwertet werden.

Als Ergebnis der kursorischen Durchsicht des fünfbandigen Quellenbuchs zur donauschwäbischen Geschichte³⁶ mit insgesamt 800 Quellendokumenten stelle ich im Folgenden fünf Thesen zur Diskussion:

1. Zunächst einmal fällt auf, dass sprachlich-konfessionell-ethnisch-kulturelle Aspekte im Zusammenhang mit der Kolonisation und dem Leben in der neuen Heimat aus Sicht der dafür zuständigen staatlichen und privaten Kolonisatoren (und hauptsächlich diese kann aus dem „Quellenbuch“ nachverfolgt werden) offenbar nur eine marginale Rolle spielten.

33 *Seewann, Gerhard*: Zur Historiographie ethnisch definierter Gruppen. In: *Danubiana Carpathica. Jahrbuch für die Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas*, 1 (2007), S. 3–13, hier S. 5.

34 *Höslers*, Von Krain zu Slowenien (wie Anm. 17), S. 21.

35 *Tanner, Jakob*: Historische Anthropologie. Eine Einführung. Hamburg 2005, S. 103; *Medick, Hans*: Historische Anthropologie auf dem Weg zur Selbstreflexion. In: *Historische Zeitschrift*, 283 (2006), S. 123–130.

36 *Tafferner, Anton* (Hg.): *Quellenbuch zur donauschwäbischen Geschichte*. Bde. I–V. München 1974–1995.

Lediglich in einer Handvoll der insgesamt 800 Dokumente ist von „nationalen“ Streitigkeiten die Rede.³⁷

2. Es ist stark davon auszugehen, dass beispielsweise auch unter den „deutschen“ Ansiedlern bzw. unter den „raitzischen“ oder „hungarischen“ Altingesessenen handfeste, wirtschaftlich begründete Auseinandersetzungen keine Seltenheit darstellten; nur werden diese von der Historiografie (zu Recht) nicht als nationale Konflikte wahrgenommen; und von nationalen Historiografien werden derartige Spannungen oftmals überhaupt nicht wahrgenommen, da sie den Rahmen selbst eines modernen inter-ethnischen Ansatzes sprengen.
3. Ungleich häufiger als „nationale“ Aspekte werden indes in den Dokumenten ökonomische Sorgen³⁸, konfessionelle Begehrlichkeiten³⁹ und soziale Auseinandersetzungen der Kolonisten sowie staatspolitisch-fiskalische Forderungen der Behörden thematisiert.
4. Wenn in den Quellentexten aus dem 17./18. Jahrhundert in Zusammenhang mit der Ansiedlung in Südungarn von den „Teutschen“, den „Teütschen“, den „Deutschen“ oder auch in Latein „Germani“ die Rede ist, war mit diesen (zumeist behördlichen) Fremdbezeichnungen mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht die sinngemäß gleiche Großgruppe gemeint bzw. vorgestellt, wie wenn man heutzutage von den „Deutschen“ schreibt und denkt.
5. Ähnlich verhält es sich mit Gruppenbezeichnungen, die in ihrer etymologischen Gestalt zwar nicht mit heutigen bekannten Nationsbezeichnungen in Verbindung gebracht werden können, von der modernen

37 Zum Beispiel führten in einem Ersuchungsschreiben der Ofner Kameralinspektion an den Bischof von Waitzen aus dem Jahr 1692 „[s]ämtliche in der Stadt Waitzen ansässigen deutschen Bürger [...] bittere Klagen darüber, daß die mitwohnenden Ungarn sie nicht nur ihrer sorgfältig bearbeiteten Grundstücke mit bewaffneter Hand berauben, sondern auch zwei Bürger wegen Betretung der Äcker und wegen Pflückens von Waldfrüchten nach türkischer Sitte so verprügelten, daß beide mit einem gewaltsamen Tod verschieden sind.“ Zit. aus: *Tafferner*, Quellenbuch (wie Anm. 36). Bd. IV. München 1982, Dokument Nr. 651, S. 61f., Zitat S. 61f.

38 So beklagten sich „die armen Bewohner der Gemeinde Csibrák insgesamt“ im Jahr 1749 in einer Eingabe an das Komitat Tolnau über zu hohe Abgaben an ihre Grundherrschaft, über die gewaltsame und vertragswidrige Erhebung des Zehents, über die angeblich unrechtmäßige Bezahlung von Eichelgeld (Abgabe für Schweineweide) und über die Erhöhung des Pachtgeldes. *Tafferner*, Quellenbuch (wie Anm. 36). Bd. I. München 1974, Dokumente Nr. 103 und 104, S. 154–158, Zitat S. 157.

39 Die Bitte deutschsprachiger Bürger der Essegger Oberstadt im Jahr 1703 um „mehrere Teütsche Ordens Prister“ hatte keinen nationalen, sondern einen handfesten sprachlich-seelsorgerischen Hintergrund, da „auch die Allhiesigen Patres Franciscaner der Teütschen Sprach nicht kündig und uß in solcher nicht tröstlich seyn können.“ *Tafferner*, Quellenbuch (wie Anm. 36). Bd. I. München 1974, Dokument Nr. 37, S. 62f., Zitate S. 62.

Historiografie jedoch oftmals unhinterfragt durch ein aktuelles Ethnikum ersetzt werden. Dies ist zum Beispiel der Fall bei den „Schwabern“, die zu „Deutschen“ werden, für Raitzen/Razen/Räzen, die zu Serben werden, für Syrmier, die je nachdem als Kroaten oder Serben gelten oder etwa auch für Illyrier, die wohl zu Kroaten werden. Es ist indes nicht legitim, wenn der Historiker historische, heute nicht mehr gebräuchliche und wohl auch nicht verständliche Gruppentermini „übersetzt“ und damit gleichzeitig auch umdeutet.

Schlussüberlegungen

In welcher Art und Weise soll und kann der Geisteswissenschaftler mit nationalen/ethnischen Gruppenbegriffen jeglicher Art umgehen und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für eine zeitgemäße Historiografie?

Ich bin der Ansicht, dass aufgrund der aufgezeigten Problematik des Identitäts- und des Nationsbegriffs mit der Verwendung nationaler Kategorien in den Geisteswissenschaften sensibler umgegangen werden sollte. Dies sollte zumindest bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelten, als Nationen noch kein relevantes Massenphänomen darstellten. Nationen werden implizit als homogene, in ihren Zielen und Vorstellungen vollkommen einheitliche Akteure verstanden. Damit wird die von den nationalen „Führern“ gewünschte und propagierte, aber in Wirklichkeit nicht vorhandene Geschlossenheit der angesprochenen Gruppen bewusst oder unbewusst reproduziert. Es sind aber eben nicht ganze Nationen, die in irgendeiner Form interagieren, sondern doch immer ganz konkrete Personen, Institutionen oder Organisationen, die stellvertretend für Großgruppen das Wort ergreifen und in die Tat umsetzen. Damit soll keineswegs in Abrede gestellt werden, dass es Formen nationaler Abgrenzungen (im politischen, konfessionellen und sprachlich-ethnischen Sinne) nicht bereits vor dem 19. Jahrhundert gegeben hat. Diese blieben jedoch in der Regel auf eine zahlenmäßig schwache Elite beschränkt und waren bis zum Aufkommen des modernen Nationalismus für eine überwiegende Mehrheit der Bevölkerung lediglich von marginaler Bedeutung.

Auf welche Art und Weise kann nun der Historiker/die Historikerin aus diesen nationalen Narrativen, Perspektiven und der nationalen Interpretation von Geschichte ausbrechen? Eine meines Erachtens fruchtbare Alternative zeigen die Werke u.a. von Jeremy King (*Budweisers into Czechs and Germans*. Princeton 2002), Pieter Judson (*Guardians of the Nation*. Cambridge 2006), Laurence Cole („Für Gott, Kaiser und Vaterland“. Nationale Identität der deutschsprachigen Bevölkerung Tirols, 1860–1914, Frankfurt am Main/New

York 2000), Tara Zahra (Kidnapped Souls. National Indifference and the Battle for Children in the Bohemian Lands, 1900–1948. Ithaca 2008) und für den deutschsprachigen Raum zum Beispiel von Joachim Höslér (Von Krain zu Slowenien, München 2005) auf. Diese von den Ansätzen Benedict Andersons, Istvan Deaks und Rogers Brubakers inspirierten Arbeiten beruhen in methodisch-theoretischer Hinsicht meiner Auffassung nach auf folgenden gemeinsamen Nennern:

- Im Bewusstsein darüber, dass der Nationalismus die Nation geschaffen hat und nicht umgekehrt, und dass aus Gesellschaften in komplexen nationalen Differenzierungs- und Modernisierungsprozessen der „Angehörige einer modernen Nation“ erst geschaffen wurde, wird auf den Gebrauch des Begriffs „Nation“ als analytische Kategorie entweder ganz verzichtet oder dieser zumindest kritisch hinterfragt und stark relativiert.
- Nicht die scheinbar klar abgegrenzte und in ihren Zielen, Wünschen, Bedürfnissen und Vorstellungen homogene und einheitliche Gruppe wird untersucht, sondern vielmehr *die Idee* (Vorstellung) von Gruppen („groupism“ oder „groupness“) als kontextuell fluktuierendes Konzept.
- Auf der Grundlage einer quellennahen Interpretation bemühen sich die genannten Autoren meines Erachtens viel zu selten um semantische Genauigkeit und Differenziertheit bei der Verwendung von Ethnika. Umgelegt auf das Beispiel der „Deutschen“ in Jugoslawien würde das bedeuten, vorzugsweise jene Gruppenbegriffe zu verwenden, die in den Quellen tatsächlich auftauchen.

Für den Zeithistoriker hat dieser vorgeschlagene Paradigmenwechsel ebenfalls Konsequenzen: Die im 20. Jahrhundert so häufig anzutreffende und oft tödlich endende nationale Radikalisierung bzw. ein übersteigertes, potentiell in Gewalt umschlagendes nationales Gruppengefühl oder ethnischer Hass steht oft am Ende einer Konfliktkette und ist nicht die Ursache der Auseinandersetzungen. Der Zeithistoriker sollte daher vermehrt fragen, wieso und auf welche Art und Weise das Bedürfnis der Menschen nach kollektiver Identität von Eliten instrumentalisiert und missbraucht wird. Die Kausalität von Konflikten bedarf einer Neuinterpretation.

Die Sinnhaftigkeit von nach Nationen aufgegliederten Opferzahlen wird in Frage gestellt. Es gilt unbedingt zu bedenken, dass Menschen bei „ethnischen Säuberungen“ diskriminiert, vertrieben und umgebracht werden, weil letztlich und in aller Regel die Behörden und nicht etwa die betroffenen Personen selbst über die Nationszugehörigkeit – und damit über Leben oder Tod – entscheiden. Diese wichtige Problematik lässt sich an einem Beispiel zu den „Deutschen“ aus Jugoslawien illustrieren: Nach der Machtübernahme durch die jugoslawischen Kommunisten in der Vojvodina

im Herbst/Winter 1944 ging es zunächst einmal um die alles entscheidende Frage, *wer* denn nun in den Augen der künftigen Machthaber als „jugoslawischer Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit“ zu gelten hatte und *welche Kriterien* zur Bestimmung der „Volkszugehörigkeit“ anzuwenden seien. Es ist bemerkenswert, dass mehrere zehntausend Personen, die „eigentlich“ als Deutsche hätten gelten sollen, anlässlich einer Ende 1944 von der kommunistischen Militärverwaltung durchgeführten Bevölkerungszählung angaben, serbischer, kroatischer oder auch ungarischer Herkunft zu sein. Es ist sehr wahrscheinlich, dass viele Menschen diesen Schritt aus Furcht vor Repressionsmaßnahmen tätigten. Zumindest den vojvodinischen Kommunisten war die Problematik des „Volkstumswechsels“ bewusst, wie ein durchaus sarkastisches Zitat aus einem Dokument des Statistkrates aus Sombor vom März 1945 nahelegt: „Die Deutschen wollen nun die Domäne ihrer ‚höheren Rasse‘ verlassen und ändern ihre Nationalität und werden zu Magyaren, weil die Magyaren weniger verfolgt werden.“⁴⁰ Es gibt eben keine „Eigentlichkeit“ bei der Nations- und Volkszugehörigkeit. Sondern diese ist kontextuell aus mehr oder weniger nachvollziehbaren Gründen Realität. Die größte zivilisatorische Katastrophe des vergangenen Jahrhunderts beruhte hauptsächlich auf der erzwungenen, pseudo-wissenschaftlich perfektionierten und pervertierten Einteilung von Menschen auf der Grundlage vermeintlich objektiver nationaler Kriterien. Für den jugoslawischen Raum haben die dortigen Bürgerkriege der 1990er-Jahre in geradezu monströser Weise demonstriert, wohin die Beschwörung und Verherrlichung nationaler/konfessioneller „Gruppenidentität“ bzw. der Zwang zu nationaler Eindeutigkeit führen. Der zugegebenermaßen schwierig einzuschlagende Königsweg muss daher sein, dem Individuum grundsätzlich mehr Wert beizumessen als einem wie auch immer definierten abstrakten Kollektiv (z.B. Nation, Religionsgemeinschaft, Staat). Diese Einsicht wird Zwangsmaßnahmen gegen Gruppen zwar nicht verhindern, aber möglicherweise reduzieren können. Für den Historiker bedeutet dies meines Erachtens, reflektiert und besonnen mit nationalen Kategorisierungen und Schablonisierungen umzugehen und die Quellen stärker als bisher hinsichtlich ihrer sozialen, ökonomischen und anthropologischen Inhalte zu analysieren.

40 Istorijski Arhiv Sombor, F-241, ohne weitere Angaben: Bericht des Apatiner Statistkrates der Kommission zur Feststellung der Verbrechen der Okkupanten und ihrer Helfer an das Bezirkskommissariat der Kommission zur Feststellung der Verbrechen der Okkupanten und ihrer Helfer, Dokument datiert auf den 7.3.1945, Unterschrift unleserlich.

Sönke Friedreich/Ursula Schlude

Vertriebene als Neubauern in Sachsen. Anmerkungen zur archivalischen Erforschung von Integrationsprozessen auf lokaler Ebene

*Flüchtlinge und Vertriebene in Deutschland –
Fragen an eine „Erfolgsgeschichte“*

Im Zuge des seit den 1990er-Jahren neu erwachten Interesses an den deutschstämmigen Flüchtlingen und Vertriebenen¹ aus Mittel- und Osteuropa und ihrer Integration in die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften sind auch in den neuen Bundesländern zahlreiche Forschungsarbeiten zu diesem Thema angeregt worden. Angesichts von ca. 4,3 Millionen Vertriebenen, die in der SBZ/DDR eine dauerhafte neue Heimat finden mussten und dabei auf eine durch Nationalsozialismus und Krieg schwer erschütterte Gesellschaftsordnung trafen, kann man die Bedeutung dieses Forschungsgegenstandes kaum überbewerten.² Allein das Land Sachsen, das im Folgenden im Mittelpunkt der Analyse stehen soll, nahm bis Ende 1948 rund eine Million Menschen auf, was einem Bevölkerungszuwachs von etwa 21% innerhalb von nur etwa vier Jahren entsprach.³ Die Flüchtlinge und Vertriebenen, die in aller Regel bis auf wenige persönliche Habseligkeiten

1 Im Folgenden wird der von Michael Schwartz empfohlene „pragmatische Umgang mit der Terminologie“ gepflegt, d.h. es ist die Rede von „Vertriebenen“ und von „Umsiedlerpolitik“. Vgl. *Schwartz, Michael*: Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“. Integrationskonflikte in den deutschen Nachkriegs-Gesellschaften und die Assimilationsstrategien in der SBZ/DDR 1945–1961. München 2004, S. 3–6.

2 *Kossert, Andreas*: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, 712). Bonn 2008, S. 196; *Bauerkämper, Arnd*: Die vorgetäuschte Integration. Die Auswirkungen der Bodenreform und Flüchtlingssiedlung auf die berufliche Eingliederung von Vertriebenen in die Landwirtschaft in Deutschland 1945–1960. In: Hoffmann, Dierk und Michael Schwartz (Hg.): Geglückte Integration? Spezifika und Vergleichbarkeiten der Vertriebenen-Eingliederung in der SBZ/DDR. München 1999, S. 193–214, hier S. 196–198.

3 Die Angaben nach Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: HStA Dresden), 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3001: Umsiedlerstatistiken, 1947–48: Tabelle über die Bevölkerungszahl in den Landkreisen und die Zahl der dort befindlichen Umsiedler, Hauptabt. [HA] Umsiedler, Min. f. Arbeit u. Sozialfürsorge, Stand 30.11.1948, o.S. Der Frauenanteil lag bei 59%. Die weitaus meisten Umsiedler kamen aus den ehemaligen deutschen Gebieten in Polen (76,8%), aus der Tschechoslowakei (13,2%) und aus der UdSSR (5,4%).

keinerlei Ausstattung für ihre Lebensführung mitbringen konnten,⁴ mussten mit Nahrungsmitteln, Wohnraum und Gegenständen des alltäglichen Bedarfs ausgestattet werden, zugleich aber auch die Grundlage für den Neuaufbau ihres beruflichen und sozialen Lebens erhalten. Noch komplexer als die Behebung der materiellen Not gestalteten sich die widersprüchlichen Verläufe der Einpassung in und Auseinandersetzung mit der neuen alltäglichen Lebenswelt sowie die hierauf aufbauenden Identitäts(um)bildungsprozesse, waren doch Kultur und Gesellschaft in Deutschland nach 1945 noch stark fragmentiert und unterlagen einem dynamischen Prozess von Umbruch und Neubildung.⁵ Ausgehend von der nach 1949 zunächst einsetzenden Stabilisierung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten ist die Integration der Vertriebenen sowohl in der Bundesrepublik wie in der DDR lange Zeit als „Erfolgsgeschichte“ interpretiert worden, in der die Konfliktlagen und gesellschaftlichen Spannungen keinen Platz fanden. Erst in jüngerer Zeit ist diese Auffassung einem differenzierten Bild gewichen, demzufolge der Integrationsprozess weniger schnell und erfolgreich einsetzte und noch bis in die 1960er-Jahre hinein eine Tendenz zur gegenseitigen Ablehnung zwischen „alteingesessener“ Bevölkerung und Vertriebenen existierte.⁶

Trotz zahlreicher historiografischer Studien, die inzwischen zum Prozess der Vertreibung und Integration vorgelegt wurden, sind die hierbei zugrundeliegenden komplexen Prozesse und Interaktionen, die Kommunikationsstrukturen und soziokulturellen Verflechtungen kaum an konkreten Beispielen in der Mikroperspektive untersucht worden. Auch im Falle Sachsens waren es vorwiegend die Gestaltungsprozesse und Auswirkungen der sogenannten Umsiedlerpolitik der kommunistisch geführten Landesverwaltung und der Sowjetischen Militäradministration in Sachsen (SMAS), die zum

4 Eine Ausnahme stellten die „Antifa-Umsiedler“ aus der CSSR dar. Vgl. *van Hoorn, Heike*: Neue Heimat im Sozialismus. Die Umsiedlung und Integration sudetendeutscher Antifa-Umsiedler in die SBZ/DDR. Essen 2004.

5 *Krauss, Marita*: Das „Wir“ und das „Ihr“. Ausgrenzung, Abgrenzung, Identitätsstiftung bei Einheimischen und Flüchtlingen nach 1945. In: Hoffmann, Dierk/Marita Krauss/Michael Schwartz (Hg.): Vertriebene in Deutschland. Interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven. München 2000, S. 27–39, hier S. 28f.

6 *Schwartz, Michael*: Vertriebene als Fremde. Integrationsprobleme deutscher Zwangsmigranten in der SBZ/DDR. In: Müller, Christian Th. und Patrice G. Poutrus (Hg.): Ankunft – Alltag – Ausreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft. Köln/Weimar/Wien 2005, S. 135–173, hier S. 136f. Vgl. auch *Lehmann, Albrecht*: Flüchtlingserinnerungen im Erzählen zwischen den Generationen. In: *Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 2 (1989), S. 183–206; *Lorenz, Hilke*: Heimat aus dem Koffer. Vom Leben nach Flucht und Vertreibung. Berlin 2011, S. 26.

Gegenstand bisheriger Forschungen wurden.⁷ Diese Politik zielte trotz des oberflächlichen Bekenntnisses zur Integration vor allem auf die geräuschlose Assimilierung der „Umsiedler“ in die sozialistische Gesellschaftsordnung und auf das machtpolitisch erwünschte Verschwinden der Vertriebenen aus der öffentlichen Wahrnehmung.⁸ Ziel war die

„sofortige und unumkehrbare Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen, die im SED-Staat deshalb nicht so genannt werden sollten, damit sie ihr landsmannschaftliches Herkunfts- und ihr kriegsfolgenbedingtes Opfergruppen-Bewusstsein möglichst rasch ablegten. Die Integration der ‚Umsiedler‘ in der DDR schloss eine Revision von Flucht oder Vertreibung als Denkmöglichkeit – aus volkswirtschaftlichen, blockpolitischen und vergangenheitspolitischen Gründen – grundsätzlich aus und zielte deshalb von Anfang an auf unbedingte Assimilation.“⁹

Auch die erst spät einsetzende DDR-Geschichtsschreibung zu Vertriebenen vertrat den Standpunkt einer raschen, konfliktfreien und damit erfolgreichen Integration in der DDR.¹⁰

Obwohl diese offizielle Version der „Erfolgsgeschichte“ inzwischen einer weitaus kritischeren Einschätzung gewichen ist, sind die Spannungen zwi-

7 Vgl. *Schwab, Irina*: Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen 1945–52. Die Rolle der Kreis- und Stadtverwaltungen bei Aufnahme und Integration. Frankfurt am Main u.a. 2001; *Donth, Stefan*: Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen 1945 bis 1952. Die Politik der Sowjetischen Militäradministration und der SED. Köln u.a. 2000; *Schrammek, Notker*: Alltag und Selbstbild von Flüchtlingen und Vertriebenen in Sachsen 1945–1952. Frankfurt am Main u.a. 2004.

8 Vgl. *Christopeit, Gerhard*: Verschwiegene vier Millionen. Heimatvertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und der DDR. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 38 (1995), S. 222–251.

9 *Schwartz, Michael*: Tabu und Erinnerung. Zur Vertriebenen-Problematik in Politik und literarischer Öffentlichkeit der DDR. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 51 (2003), H. 1, S. 85–101, hier S. 87.

10 *Wille, Manfred*: Die Lösung der Umsiedlerfrage auf dem Territorium der DDR. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Magdeburg, 5–6 (1982), S. 68–71; *Just, Regine*: Die Lösung der Umsiedlerfrage auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik, dargestellt am Beispiel des Landes Sachsen (1945–1952), 2 Bde. Diss. Universität Magdeburg 1985. Zur Positionierung der DDR-Volkskunde in diesem Themenbereich vgl. *Müns, Heike*: Volkskundliche Vertriebenenforschung in der DDR 1960–1989. Nach archivalischen Quellen. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 39 (1996), S. 74–96; *Mehlhase, Torsten*: Kurzer Abriss zum Thema „Umsiedler“-Forschung in der DDR, Manuskript zur Tagung der Friedrich-Ebert-Stiftung „Ende des Tabus? Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen-Anhalt ab 1945“ am 14.10.2006 in Halle/Saale, http://www.fes.de/magdeburg/pdf/6_10_14_Mehlhase1.pdf, zuletzt eingesehen am 3.2.2012.

schen Altbürgern und Vertriebenen sowie das Wechselverhältnis von administrativen Maßnahmen einerseits und Lebenswelten vor Ort andererseits doch weiterhin kaum erforscht. Hier setzte das volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschungsprojekt „Fremde – Heimat – Sachsen“ an, das sich mit der Ansiedlung von Vertriebenen als Neubauern in Sachsen nach 1945 befasste.¹¹ Im Mittelpunkt dieses Vorhabens stand das Wechselverhältnis zwischen staatlichen Integrationsmaßnahmen und individuellen Adaptionsstrategien, das für die Aufnahme der Neusiedler auf dem Lande von zentraler Bedeutung war. Gefragt wurde danach, welche Anpassungsleistungen verschiedene Gruppen innerhalb der ländlichen Gesellschaft vollziehen mussten, wie die Brüche und Kontinuitäten in generationenübergreifenden Identitätskonstruktionen aussahen, und wie die oft konfliktreichen Wechselwirkungen zwischen Neu- und Altbürgern gestaltet wurden. Das Projekt verortete sich somit in der volkskundlichen und historischen Vertriebenenforschung sowie weiterhin in der Migrationsforschung und der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung.¹² Zugleich wurde speziell der ländliche Raum in den Blick genommen, unterlag dieser doch in den Ländern der SBZ infolge der im Herbst 1945 durchgeführten Bodenreform einer grundlegenden Transformation.¹³ Mit der Enteignung und Vertreibung von Grundbesitzern mit einem Besitz von über

-
- 11 Das Projekt wurde 2010–2013 am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (Dresden) unter der Projektleitung von Manfred Seifert und der Mitarbeit von Ira Spieker, Sönke Friedreich, Ursula Schlude, Uta Bretschneider und Nadine Kulbe durchgeführt. Es wurde gefördert aus Mitteln des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, des Sächsischen Staatsministeriums des Inneren, des Sächsischen Staatsministeriums für Wissenschaft und Kunst, der Landeszentrale für politische Bildung Sachsen sowie der Herbert-Wehner-Stiftung. Zur Konzeption des Vorhabens vgl. *Spieker, Ira und Sönke Friedreich: Fremde – Heimat – Sachsen: Staatliche Integrationsmaßnahmen und individuelle Adaptionsstrategien von Vertriebenen als Neubauern. Zur Konzeption eines Forschungsprojekts.* In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 59 (2011), S. 97–105. Die Ergebnisse des Projektes finden sich umfassend in *Spieker, Ira und Sönke Friedreich: Fremde – Heimat – Sachsen. Neubauernfamilien in der Nachkriegszeit.* Beucha/Markkleeberg 2014.
- 12 Vgl. *Weger, Tobias: Volkskundliche Vertriebenenforschung. Versuch einer Bilanz und Desiderate.* In: Lozoviuk, Petr und Johannes Moser (Hg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung. (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, 7). Dresden 2005, S. 103–116.
- 13 Zur Bodenreform vgl. *Bauerkämper, Arnd: Von der Bodenreform zur Kollektivierung. Zum Wandel der ländlichen Gesellschaft in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands und DDR 1945–1952.* In: Kaelble, Hartmut/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994, S. 119–143; *Ders.* (Hg.): „Junkerland in Bauernhand“? Durchführung, Auswirkungen und Stellenwert der Bodenreform in der Sowjetischen Besatzungszone. Stuttgart 1996; *Ders.:* Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963. Köln u.a. 2002.

100 Hektar und der Aufteilung von Land an Neubauern bei gleichzeitiger Durchsetzung sozialistischer Herrschaftsstrukturen wurde das soziale Gefüge auf dem Lande grundlegend umgestaltet.¹⁴ Vertriebene spielten in diesem sich über Jahre hinziehenden Vorgang eine wichtige Rolle.

Um die Integrationsprozesse aus einer Mikroperspektive beschreiben und untersuchen zu können, wurde als wichtigste methodische Herangehensweise das leitfadengestützte teilstrukturierte Interview gewählt. Als Interviewpartner wurden dabei sowohl Vertriebene und ihre Nachkommen wie auch „Altbürger“ gewählt.¹⁵ Dies bedeutet, dass die Erinnerungen an sowie das Reden über die Ansiedlung und ihre Folgen zentraler Gegenstand des Vorhabens waren – ganz im Sinne einer kulturwissenschaftlichen Bewusstseinsanalyse, wie sie Albrecht Lehmann eingefordert hat.¹⁶ Damit wandte sich das Forschungsprojekt einer Quellengattung zu, die auch für die Vertriebenenforschung insgesamt von zunehmender Bedeutung ist, lassen sich doch Interviews und andere Ego-Dokumente als wichtige Bausteine einer akteurszentrierten und zugleich alltagsnahen Forschung bezeichnen. Die in der Volkskunde vielfach erprobte Quellenkombination von Interviews mit archivalischen Quellen sollte es darüber hinaus ermöglichen, im Idealfall eine komplementäre Auswertung verschiedenster Quellenarten vorzunehmen. Da es sich bei den hier zu diskutierenden archivalischen Materialien überwiegend um administrative Quellen handelt, stellte sich zugleich die allgemeinere Frage nach ihrem Quellenwert für eine qualitativ-subjektorientierte Forschung. Im Folgenden sollen zunächst die im Rahmen des Projektes erhobenen archivalischen Quellen anhand von Beispielen vorgestellt und sodann die Frage diskutiert werden, welche Auswertungsmöglichkeiten diese Quellen bieten. Dabei ist auch auf die Grenzen der archivalischen Überlieferung speziell für volkskundliche Studien hinzuweisen.

Entstehungszusammenhang, Erhebungsorte und Inhalt der erhobenen Quellen

Die konkreten Untersuchungsorte befinden sich in zwei sächsischen Regionen: in der ländlichen und grenznahen Oberlausitz (Landkreis Ober-

14 Zu den Neubauern in der SBZ/DDR vgl. *Bauerkämper, Arnd*: Die Neubauern in der SBZ/DDR 1945–1952. Bodenreform und politisch induzierter Wandel der ländlichen Gesellschaft. In: Bessel, Richard und Ralph Jessen (Hg.): Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Göttingen 1996, S. 108–136.

15 Es wurden insgesamt 60 Interviews durchgeführt. Zur Auswertung derselben vgl. *Spieker, Ira*: Lebenslinien. Neuanfänge in einem fremden Land. In: Dies./Friedreich, Fremde – Heimat – Sachsen, 2014 (wie Anm. 11), S. 29–156.

16 *Lehmann, Albrecht*: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007.

lausitz bzw. Altkreis Bautzen) sowie in einer Region im Landesinnern mit städtischer Anbindung (ehem. Muldentalkreis bzw. Altkreis Grimma). Die beiden Regionen gehören zwar nicht zu den am stärksten durch den Zuzug von Vertriebenen betroffenen Gebieten Sachsens, dennoch waren die absoluten wie auch die relativen Zahlen erheblich: Bis zum März 1949 wurden insgesamt 39.554 Vertriebene im Kreis Bautzen und 35.437 Vertriebene im Kreis Grimma aufgenommen.¹⁷ Der Anteil der „Umsiedler“ an der Kreisbevölkerung lag im November 1948 bei 22,1% (Bautzen) bzw. 23,1% (Grimma).¹⁸ Eine noch größere Rolle spielten die Kreise bei der Zuteilung von Land an Neubauern. Im Oktober 1947 gab es im Kreis Bautzen 2.043 Neubauern, im Kreis Grimma 1.870 Neubauern; sie waren damit sachsenweit die Kreise mit den meisten Neubauern (Land Sachsen gesamt: 18.314 Neubauern). Von diesen Neubauern zählten im Kreis Bautzen 446 zu den sogenannten Umsiedler-Neubauern; im Kreis Grimma waren es 543 Umsiedler-Neubauern.¹⁹ Die Recherche nach staatlichen archivalischen Quellen konzentrierte sich mit diesem regionalen bzw. lokalen Fokus damit auf mehrere Ebenen: Erstens galt es, die landesspezifische Überlieferung zur Vertriebenenpolitik und Bodenreform auszuwerten und den Prozess der „intensive[n] Assimilation“ nachzuzeichnen, der ein „möglichst rasches Verschwinden kriegsfolgenbedingter Vertriebenenidentität und regional-landsmannschaftlicher Sonderidentitäten“ bezweckte.²⁰ Dieser Prozess wurde vor allem durch die Umsiedlerabteilung der Landesverwaltung bzw. Landesregierung Sachsen betrieben, die dem Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge bzw. seit Frühjahr 1948 dem Innenministerium zugeordnet war.²¹

17 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2970: Evakuierte, Heimkehrer, Umsiedler, Vermisste, 1948–49: Tabelle „Eine Zusammenstellung über die Unterbringung der Umsiedler im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nach dem Stande vom 31. März 1949“ des sächs. Innenministeriums, fol. 21.

18 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3001: Umsiedlerstatistiken, 1947–48: Tabelle über die Bevölkerungszahl in den Landkreisen und die Zahl der dort befindlichen Umsiedler, Hauptabt. Umsiedler, Min. f. Arbeit u. Sozialfürsorge, Stand 30.11.1948, o.S.

19 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern [Mdl], Nr. 3177: Statistik und Berichte über die Sicherung der Bodenreform, 1947–48: Tabelle „Neubauern im Lande Sachsen“ des Mdl v. 8.10.1947, fol. 9. Insgesamt waren in Sachsen die Vertriebenen unter den Neubauern unterrepräsentiert: Während in Sachsen ca. 34% aller Neubauernstellen von Umsiedlern besetzt wurden, waren es in der SBZ/DDR insgesamt 45%. Vgl. *Schwartz*, Vertriebene als Fremde (wie Anm. 6), S. 139.

20 *Schwartz*, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 1117.

21 Diese Umverlagerung hing mit der Auflösung der Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler (ZVU) zusammen und ging mit einem Bedeutungsverlust der „Umsiedlerpolitik“ insgesamt einher. Vgl. *Schwartz*, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 131ff. Bis zum Herbst 1949 waren die Hauptabteilung

Für die Überwachung der Bodenreform war die entsprechende Abteilung im Ministerium für Land- und Forstwirtschaft bzw. die Landesbodenkommission zuständig. Zweitens waren die Kreisebenen, d.h. die Landratsämter bzw. Räte der Kreise, zu berücksichtigen, da die dortigen Abteilungen für Bodenreform, Landwirtschaft und Wohnungswesen für die Umsetzung der Vertriebenenpolitik auf Kreisebene sorgten. Auf Kreisebene lassen sich auch die Unterabteilungen (Bezirke) des Landesarbeitsamtes Sachsen verorten, die für die Arbeitskräftevermittlung und -statistik zuständig waren. Drittens schließlich wurden Archivbestände der lokalen Ebenen ermittelt, die die Situation vor Ort am deutlichsten charakterisieren, wobei vor allem das Schriftgut der Gemeinderäte von Interesse war. Neben der behördeninternen Überlieferung wurden auch Bestände von Parteien (vor allem der SED), der Staatssicherheit und quasi-staatlichen Organisationen (Vereinigung der gegenseitigen Bauernhilfe, Volkssolidarität), die sich in den staatlichen bzw. kommunalen Archiven befinden, einbezogen. Die erschlossenen Archivmaterialien decken damit eine große Bandbreite von unterschiedlichen staatlichen und quasi-staatlichen Akteuren und Instanzen ab, die sich auf dem Feld der Umsiedlerpolitik und der Bodenreform in Sachsen sowie speziell in den untersuchten Kreisen betätigten.

Ist die Archivlage zumindest für die ersten Nachkriegsjahre als günstig zu bezeichnen, so steht die Beschäftigung mit dem Thema „Vertriebene als Neubauern“ vor der Herausforderung, die für den thematischen Schnittpunkt relevanten übergreifenden Aktenbestände herauszufiltern. Hierbei ist zu berücksichtigen, dass zwar auch die landlosen Vertriebenen im Zuge der Bodenreform als mögliche Landempfänger angesprochen wurden, so wie es Wilhelm Pieck in seiner Kyritzer Rede vom 2. September 1945 programmatisch verkündet hatte.²² Dennoch stellten die Vertriebenen nur *eine* Gruppe der Landempfänger, neben der Landarbeiter und landarme Bauern eine mindestens ebenso wichtige Rolle einnahmen.²³ Die Bodenreform war

Umsiedler und die Umsiedlerämter in den Kreisen verkleinert oder geschlossen worden. Vgl. *Wille, Manfred*: Die Vertriebenen und das politisch-staatliche System der SBZ/DDR. In: Hoffmann/Krauss/Schwartz, *Vertriebene in Deutschland* (wie Anm. 5), S. 203–217, hier S. 207.

22 *Bauerkämpfer*, Die vorgetäuschte Integration (wie Anm. 2), S. 199.

23 Die Statistik zur Bodenreform unterschied Landlose (Landarbeiter und besitzlose Bauern, die eine Neubauernstelle zugewiesen bekamen), Landarme (Bauern mit geringem Bodenbesitz, der mit Bodenreformland aufgestockt wurde), Umsiedler (Vertriebene, die eine Neubauernstelle zugewiesen bekamen), Kleinpächter (Pächter, die Land von geringem Umfang von einem Rittergut gepachtet hatten und dieses Land durch die Bodenreform als Eigentum erhielten) sowie Arbeiter und Angestellte (nebenerwerblich in der Landwirtschaft tätige Beschäftigte). Die zahlenmäßig größte Gruppe der Arbeiter und Angestellten erhielt in Sachsen nur 0,39 ha Boden im Schnitt, landarme Bauern 2,79 ha. Die zu Neubauern

keine explizit auf die Vertriebenen zielende sozialpolitische Maßnahme, sondern hauptsächlich der Versuch, die sozialistische Herrschaft auf dem Land durchzusetzen.²⁴ Die Tatsache, dass auch Umsiedler an der Umverteilung des Bodenreformlandes teilhatten, nutzte die Landesregierung hauptsächlich zu propagandistischen Zwecken; die weit überwiegende Mehrzahl der „Umsiedler“ profitierte hiervon nicht.²⁵ Umsiedlerpolitik zielte ebenso wenig auf die Gruppe der Umsiedler-Neubauern wie die Durchsetzung und „Sicherung“ der Bodenreform.

Die als Neubauern in Sachsen angesiedelten Vertriebenen erfuhren eine doppelte Benachteiligung, da die Vertriebenen in aller Regel ohne jegliche materielle Ausstattung nach Sachsen gekommen waren, und sie als Neubauern zwar Land erhielten, aber nicht die Voraussetzungen besaßen, um dort erfolgreich wirtschaften zu können. Die Hauptprobleme bestanden in einer völlig unzureichenden Wohnsituation in den Dörfern sowie in der mangelnden Ausstattung der Bauernstellen mit Vieh und Arbeitsgeräten.²⁶ Auch konnten die Vertriebenen nicht an lokalen Netzwerken partizipieren oder von sozialen Beziehungen zu Entscheidungsträgern profitieren. Die Vertreibung aus der alten Heimat und die Ansiedlung in einer im Umbruch befindlichen dörflichen Sozialwelt, in der die alteingesessenen Bevölkerungsgruppen (vor allem die Altbauern²⁷) nach Kräften ihren Besitzstand zu wahren suchten, stellten die Vertriebenen-Neubauern vor massive Schwierigkeiten, ja konnten nach der Vertreibung selbst eine „zweite Katastrophe der Ankunft“²⁸

aufgestiegenen Gruppen der landlosen Bauern und der Umsiedler erhielten dagegen im Schnitt 6,21 ha bzw. 6,73 ha Land. HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3103: Berichte und Statistik für die SMA, 1947–48: Schreiben des Ministerpräsidenten an die SMA Abt. Land- und Forstwirtschaft, v. 19.12.1947 betr. Bodenempfänger, die im Zuge der Bodenreform Land erhielten, fol. 14.

24 In den Kreisen Bautzen und Grimma zählten nur etwa 4% bzw. 6% der Vertriebenen zur Gruppe der Umsiedler-Neubauern.

25 Schwartz, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 1144.

26 Dieser Mangel betraf keineswegs nur die Umsiedler – relativ gesehen waren die Umsiedler sogar besser gestellt als die übrigen Neubauern. So erhielten die Umsiedler-Neubauern, die 37,9% aller Neubauern in Sachsen stellten, von dem an alle Neubauern in Sachsen verteilten Vieh aus dem ehemaligen Gutsbesitz einen Anteil von 59% der Pferde, 44% der Rinder, 45% der Schweine und 41% der Ziegen (Stand: Dezember 1947). HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3001: Umsiedlerstatistiken, 1947–48: Statistik über lebendes und totes Inventar von Bodenempfängern der Bodenreform in Sachsen, Stand: 3.12.1947, o. Verf., o.S.

27 Kluge spricht von einer „Neidgesellschaft“ aus Altbauern und Neusiedlern. Kluge, Ulrich: „Die Bodenreform ist in erster Linie eine politische Angelegenheit“. Agrarstruktureller Wandel in Sachsen 1945/46. In: *Bauerkämper*, „Junkerland in Bauernhand“? (wie Anm. 13), S. 103–117, hier S. 116.

28 Schwartz, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 9.

bedeuten. Aufgrund des umfassenden Kontrollinteresses der Landesbehörden und der SMAS wurden sowohl über die „Umsiedler“ wie über die Durchführung der Bodenreform umfangreiche Statistiken geführt, die diese schwierige Situation zahlenmäßig widerspiegeln. So sind nicht nur die Anzahl der Neubauern und Neubauern-Umsiedler und der Umfang des erhaltenen Landes sowie des lebenden und des toten Inventars erfasst, auch über die Größe des Wohnraums, den Umfang der Kreditaufnahme und die notwendigen Eigenleistungen beim Aufbau eines Neubauernhofes liegen Zahlen vor. Schon diese statistischen Angaben zeigen vor allem die enormen Schwierigkeiten beim Neuaufbau auf dem Lande und der Ernährungssicherung während der ersten Nachkriegsjahre.

Neben den Statistiken finden sich umfangreicher Schriftverkehr und Berichtserstattungen sowohl über die Durchführung der Bodenreform wie auch über die Aufnahme und Versorgung der Umsiedler, wobei hier die Wohnungsfrage eine zentrale Rolle spielte. So berichtet die archivalische Überlieferung aus der Hauptabteilung Umsiedler immer wieder von schwerwiegenden Konflikten um Wohnraum in den Dörfern und Kleinstädten. Bedingt durch den Mangel an Wohnungen und die drückende wirtschaftliche Not bedeutete für die Menschen vor Ort die Aufnahme von immer neuen Vertriebenen oftmals eine große Belastung, die sich auch in Abwehrreaktionen der Behörden niederschlug. Im Kreis Grimma etwa verweigerten im Sommer 1947 die Gemeinden Trebsen und Commichau die Aufnahme weiterer Vertriebener. Aus dem Kreis Bautzen wurde zur gleichen Zeit sogar von Gewaltausbrüchen gegen neu ankommende „Umsiedler“ berichtet.²⁹ Die sächsische Landesregierung sah sich zum Teil genötigt, die statistischen Angaben der Kreise und Gemeinden über die Belegungsdichte mit Vertriebenen vor Ort zu überprüfen, da diese nicht davor zurückschreckten, mit gefälschten Angaben die Aufnahme weiterer Personen zu verhindern. So konstatierte die Abteilung Einbürgerung des Innenministeriums in einem Bericht vom Januar 1948:

„Bei der Bearbeitung der statistischen Erhebungsbögen des Kreises zu Bautzen sind besonders umfangreiche Differenzen in den einzelnen Gemeinden festgestellt worden. Deshalb sah sich die Abt. Ein-

29 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2741: Umsiedlerangelegenheiten, 1947: Schreiben der Abt. Einbürgerung an die HA Umsiedler v. 30.8.1947 betr. Berichterstattung gemäß SMA-Besprechung v. 25.8.1947, fol. 108–109. In einigen sorbischen Gemeinden im Kreis Bautzen wurden ankommende Umsiedler offenbar mit Steinwürfen empfangen. Vgl. Schreiben der HA Umsiedler an die SMAS, Abt. Kommandantendienst, v. 18.8.1947 betr. Antwort auf ein Schreiben bezgl. Auflösung von Umsiedlerlagern und Lage der Umsiedler, fol. 83–87.

bürgerung veranlaßt, eine Gegenüberstellung an Ort und Stelle durchzuführen. [...] Wenn schon in der Kreiszusammenstellung solche fehlerhafte [sic!] Angaben getroffen werden, muß auch die Beantwortung und die Richtigkeit der Angaben der einzelnen Gemeinden angezweifelt werden. Ganz besonders ist in 37 Gemeinden die Beantwortung derart schlecht, daß neue Erhebungsbogen angefertigt werden müssen. Bei allen Gemeinden, die einen Wohnraumdurchschnitt unter 7 qm haben, ist angeordnet worden, durch die vorhandene Kreiskontrollkommission eingehende Überprüfungen vorzunehmen, weil auch diese Angaben angezweifelt werden müssen.³⁰

Die Stadt Bautzen wiederum beschwerte sich im Gegenzug darüber, die Zuweisung von „Umsiedlern“ verlaufe chaotisch und mit einem so kurzen Vorlauf, dass eine ordnungsgemäße Aufnahme und Weiterleitung, geschweige denn eine korrekte statistische Erfassung nicht möglich sei.³¹

Neben den Ämtern vor Ort waren es nicht zuletzt die Umsiedlerausschüsse, die über konkrete Probleme und Konflikte bei der Wohnraumvergabe berichteten.³² Ihre Funktion als Instrument des sozialpolitischen Ausgleichs in den Kommunen wurde durch die Wohnungsnot auf eine harte Probe gestellt. Ein extremes, aber dennoch nicht untypisches Beispiel zeigt ein Fall aus der Gemeinde Rammenau bei Bischofswerda (Kreis Bautzen). Der dortige Umsiedlerausschuss berichtete an die Hauptabteilung Umsiedler im Mai 1948:

„Im Hause Nr. X [Hausnr. vom Autor anonymisiert] Besitzer Erhard H., brachten wir vor etwa 2 Jahren die schlesische Umsiedlerfamilie

30 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3014: Umsiedler, o.J.: „Bericht über die Überprüfung des Kreises Bautzen am 15.1.1948“ der Abt. Einbürgerung der LRS [Landesregierung Sachsen] v. 20.1.1948, o.S.

31 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2287: SW [Schriftwechsel] mit den Räten der Kreise und Städte, Tl. 1, 1947–48: Schreiben des Bürgermeisters und Sozialamtes Bautzen an Ministerpräsident Seydewitz und das Sächsische Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge v. 7.5.1948 betr. Zuweisung von Umsiedlern, o.S.

32 Zu den Umsiedlerausschüssen vgl. *Schwartz, Michael*: Kontrollierte Partizipation. Die „Umsiedler-Ausschüsse“ der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands im Spannungsfeld von Sonderverwaltung, Parteipolitik und sozialen Interessen 1945–1949. In: Schraut, Sylvia und Thomas Grosser (Hg.): Die Flüchtlingsfrage in der deutschen Nachkriegsgesellschaft. (Mannheimer Historische Forschungen, 11). Mannheim 1996, S. 161–191; *Ders.*: Umsiedlerpolitik und Selbstorganisation. Assimilation als Problem in der DDR. In: Vierneisel, Beatrice (Hg): Fremde im Land. Aspekte zur kulturellen Integration von Umsiedlern in Mecklenburg und Vorpommern 1945 bis 1953. Münster u.a. 2006, S. 43–62, hier S. 50f.; *Ders.* Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 421ff.

Friedrich W., 4 Köpfe nur mit Zwang unter, in dem wir, da die hiesige Polizeibehörde nicht eingreifen konnte, einen Angehörigen der russischen Besatzungsmacht um Hilfe ersuchten. Wie vorauszusehen war, kam es tatsächlich bald zu Reibereien durch H., er machte dem Umsiedler W., die nun zu viert dort 2 Räume mit je 10 qm bewohnten, das Leben recht schwer. H. suchte bei jeder Gelegenheit Streit und beleidigte die W. oft auf das Gröblichste, obwohl es sich um eine sehr anständige ruhige Familie handelte. Frau W. erlitt durch die langen Aufregungen einen Nervenzusammenbruch. Herr W. stellte nun einen Antrag auf Wohnungsaustausch, den wir und der Wohnungsausschuß auch befürworteten, aber auch E. H. stellte einen Tauschantrag – und so wurde die Familie W. in einem anderen Grundstück untergebracht. [...] Nach längerer Aussprache von H. in Anwesenheit des Obmannes des Wohnungsausschusses und des Umsiedlers A. erklärte H. sich bereit, die ungarische Umsiedlerfamilie Heinrich L. (3 Erwachsene und 1 Kind) aufzunehmen. Noch am selben Abend sprach der Umsiedler L. dort vor und meldete für den nächsten Tag seinen Einzug an. Als er dann am anderen Tag mit seiner Frau bei H. eintrat, schrie ihm derselbe entgegen, er habe hier nichts zu suchen und solle sehen das [sic!] er weiterkäme. Frau L. erhielt sofort einen Weinkampf und auch L. war sehr stark erschrocken.“³³

Doch auch verantwortliche Funktionäre vor Ort verfolgten ggf. eher ihre Eigeninteressen als dass sie die offizielle Linie unterstützt hätten. Entsprechende Vorgänge lassen sich in Einzelfällen aus dem Schriftverkehr sowohl der Wohnungsämter wie auch der SED-Ortsgruppen entnehmen. Ein Beispiel stellt das Schreiben der SED-Ortsgruppe Tautewalde im Kreis Bautzen dar, die an die Kreisleitung berichtete:

„In der Funktionärssitzung am 12. April 1947 stand u.a. auch die Unterbringung der Umsiedler auf der Tagesordnung. Der Gen[osse] Weser, Vorsitzender der Gegenseitigen Bauernhilfe, hatte vor einigen Tagen schriftlichen Bescheid erhalten, dass er von den zu erwartenden Umsiedlern 4 Personen aufzunehmen hat. Gen. Weser erklärte nun in ziemlich scharfen und erregten [sic!] Ton wörtlich: Ich nehme keine Umsiedler auf, und wenn ich welche nehmen muss, dann muss

33 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2287: SW mit den Räten der Kreise und Städte, Tl. 1, 1947–48: Schreiben des Umsiedlerausschusses Rammenau an die LRS, HA Umsiedler, v. 20.5.1948 betr. Verweigerung der Aufnahme von Umsiedlern durch einen Hausbesitzer in Rammenau, o.S.

mir die Gemeinde schriftlich garantieren, dass sie mir das ersetzt was mir von Umsiedlern gestohlen wird [im Original unterstrichen]. Zur Bekräftigung seiner Worte klopfte der Gen[osse] Weser mit dem Finger auf den Tisch. Alle anwesenden Genossen waren über das Verhalten des Gen[ossen] Weser empört, zumal es allen Genossen bekannt ist, dass seit Wochen der Streit wegen Aufnahme von Umsiedlern mit dem Gen[ossen] Weser geht. [...] Allen, auch dem Gen[ossen] Weser ist es bekannt, dass die Gemeinde Tautewalde besonders unter Wohnraummangel zu leiden hat, da die Gemeinde mit ca. 750 Einwohnern nur aus Arbeitern und einigen Bauern besteht und über keinerlei Industrie- oder sonstige Bauten verfügt. Ueber 120 Umsiedler wurden bereits aufgenommen und untergebracht, weitere 60 müssen in der nächsten Zeit noch untergebracht werden. Der Durchschnittswohnraum in der Gemeinde beträgt heute pro Einwohner nur ca. 13 qm. Der Gen[osse] Weser beansprucht aber für sich und seine Angehörigen einen Wohnraum von 30 qm pro Person. Das Beispiel Weser hat bereits Schule gemacht. Sein Nachbar der Bauer Emil P. weigert sich ebenfalls ganz entschieden Umsiedler aufzunehmen. Obwohl er mit insgesamt 3 Personen über einen Wohnraum von ca. 100 qm verfügt.³⁴

Auch dieses Schlaglicht zeigt, welche Konflikte über die Aufnahme von Vertriebenen sich hinter der Statistik verbargen. Auch der behördliche Schriftverkehr kann somit beispielhaft Auskunft über die Interaktionen zwischen den Akteuren vor Ort geben.

Dass nicht allein die Wohnraumsituation, sondern die allgemein schwierigen materiellen Verhältnisse der Nachkriegsjahre Konflikte zwischen eingesessenen Altbürgern und Vertriebenen hervorriefen, und dass die Vertriebenen täglich Fremdheitserfahrungen erleben mussten, war den staatlichen Instanzen der Umsiedlerpolitik jedoch nicht allein aufgrund des Schriftverkehrs mit Kreis- und Ortsbehörden bekannt. Die Landesregierung führte auf eigene Initiative Kontrollfahrten durch und erhob Stimmungsberichte, in denen ein zumeist düsteres Bild von den Verhältnissen vor Ort gezeichnet wurde. Diese Berichte sind für eine volkskundlich-kulturwissenschaftliche Forschung vor allem deswegen interessant, da sich in ihnen subjektive Einschätzungen

34 HStA Dresden, 13001 SED-Kreisleitung Bautzen, Nr. IV/4.01.180: Umsiedlerfragen, 1947–49: Schreiben von Max Henke (SED-Ortsgruppe Tautewalde) an den SED-Kreisvorstand, Abt. Kommunalpolitik, in Bautzen v. 22.4.1947 betr. Stellungnahme zur Verweigerung der Aufnahme von Umsiedlern durch den Gen. Weser, o.S.

und Bewusstseinsbildungsprozesse aufzeigen lassen. Ein Jahresbericht des Kreises Grimma zeichnet ein typisches Bild:

„Bei der Unterbringung von Umsiedlern kann man kaum von Erfolgen sprechen, höchstens von den Erfolgen, daß auf Grund der Initiative des Kreisumsiedler- sowie der kommunalen Umsiedlerausschüsse und der Bürgermeister, in Härtefällen sogar durch die Kreispolizei, die Umsiedler restlos untergebracht wurden. Mißstände sind bei der Unterbringung von Umsiedlern immer vorhanden. Die Einweisung von Umsiedlern in den von den örtlichen Wohnungsbehörden erfaßten Wohnraum gestaltet sich oft sehr dramatisch. Die örtlichen Wohnungsbehörden sowie das Kreiswohnungsamt sind gezwungen, in harten Fällen rücksichtslos vorzugehen, da sonst die Umsiedler heute noch auf der Straße stehen würden. Die Ortsansässigen können einfach nicht verstehen, daß sie sich einschränken müssen und nicht mehr mit normalen Lebensbedingungen sowie auch Wohnbedingungen rechnen können.“³⁵

Ein Memorandum des Landesarbeitsausschusses Sachsen zur Solidaritätswoche „Neue Heimat – Neues Leben“ konstatierte Ende 1948, dass die gegenseitigen Vorbehalte von Alt- und Neubürgern die jeweilige Ablehnung verstärkten und von der gewünschten Solidarität kaum etwas zu spüren sei:

„Es ist hinlänglich bekannt, daß die Einbürgerung der Umsiedler bei einem großen Teil der alteingesessenen Bevölkerung mit gemischten Gefühlen aufgenommen wurde. Egoismus, Verzicht auf einen Teil der persönlichen Bequemlichkeiten und nicht zuletzt politisches Unvermögen, die wirkliche Ursache der Einbürgerung zu erkennen, trugen dazu bei, in vielen Fällen unhaltbare Zustände zu schaffen. Bei der alteingesessenen Bevölkerung waren es jene Kreise, welche sich trotz Zusammenbruch mit der Masse ihrer mehr oder weniger redlich erworbenen materiellen Werte keinesfalls bereit erklären wollten, auf z.B. reichlich vorhandenen Wohnraum teilweise zu Gunsten von Umsiedlern oder Totalbombengeschädigten zu verzichten. Bei den Umsiedlern wiederum waren es jene Schichten, die absolut nicht den Willen für ein Einleben und ein gutes Zusammenleben mitbrachten, welche bis zum Zusammenbruch größere Besitztümer hatten und zum Gegensatz zur ausgesiedelten Industriebevölkerung, den Kleinbauern

35 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3024: Heimkehrer und Umsiedler, 1948–49: „Jahresbericht 1948“ des Kreisrates Grimma an das Min. f. Arbeit u. Sozialfürsorge v. 16.12.1948, o.S.

und Landarbeitern die Nutzniesser der faschistischen Aggression waren.“³⁶

Nicht nur von den Behörden wurde den „Umsiedlern“ vorgehalten, sie seien nicht um Integration bemüht, sondern hofften aufgrund der offenen deutschen Frage, schon bald in ihre alte Heimat zurückkehren zu können. So berichtete etwa im Oktober 1947 der Kreis Bautzen, der Wunsch nach Rückkehr in die alte Heimat sei „unter den Neubürgern in immer größer werdenden [sic!] Maße vorhanden.“³⁷ Auch nach dem Görlitzer Abkommen vom 6. Juli 1950 über die deutsch-polnische Grenze blieb das Thema der Rückkehr aktuell. Der immer wieder aufscheinende Rückkehrwunsch wurde von den Behörden aber nicht allein als ein Problem des täglichen Zusammenlebens begriffen, sondern auch als politisch brisant angesehen. In der Sprachregelung des offiziellen Behördendiskurses wurde dieses Heimatgefühl durch „revanchistische“ Kreise geschürt. In einem Bericht des Kreises Oschatz heißt es:

„Durch Flüsterpropaganda, welche bisher noch nicht erfolgreich bekämpft werden konnte, werden Gerüchte ausgestreut, daß die Umsiedler in absehbarer Zeit wieder in ihre alte Heimat zurückkehren. Die Folge davon ist bei den Umsiedlern, wenn sie den Wirkungen dieser feindlichen Agitationen erliegen, daß sie sich nicht um die Schaffung einer Existenz bemühen und wenig Interesse an aller Wiederaufbauarbeit zeigen.“³⁸

Vor allem in Regionen, in denen, wie im Kreis Grimma, viele Vertriebene aus den gleichen Herkunftskreisen oder -gemeinden stammten (vor allem aus dem Kreis Militsch/Milicz in Niederschlesien), befürchteten die Landesbehörden eine kollektive Widerständigkeit gegenüber allen Assimilationsversuchen.³⁹ Daher standen die Vertriebenen auch im Blick der Staatssicherheit,

36 HStA Dresden, 11391 Ministerium für Arbeit und Sozialfürsorge, Nr. 28: Verbesserung der Lage der Umsiedler, 1948–49: Manuskript „Aktion ‚Neue Heimat – Neues Leben‘ vom 16.–24.10.1948 im Lande Sachsen. – Erfolge und Auswirkungen –“ des Landesarbeitsausschusses Sachsen „Neue Heimat – Neues Leben“ v. 20.12. [19]48, fol. 22–34, hier fol. 31–32.

37 HStA Dresden, 11410 Kreistag/Kreisrat Bautzen, Nr. 893: Betreuung von Umsiedlern, 1947–48: Meldung des Landkr. Bautzen auf die Rundverfügung Nr. 79/47 des Min. f. Arbeit und Sozialfürsorge, HA Umsiedler, v. 16.10.1947, o.S.

38 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3024: Heimkehrer und Umsiedler, 1948–49: Jahresbericht 1948 des Kreises Oschatz v. 14.12.1948, o.S. Zur Problematik von Gerüchten in den Grenzkreisen vgl. *Friedreich, Sönke*: „Es hat doch alles keinen Zweck mehr, es kommt ja doch in Kürze zu einem neuen Weltkrieg“. Stimmungslagen und Gerüchte in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Sachsen. In: *Volkskunde in Sachsen*, 25 (2013), S. 29–54, hier S. 45ff.

39 So stammten von den im Oktober 1945 in den Hauslisten der Gemeinde Seelingstädt/Kr. Grimma aufgeführten 34 Flüchtlingsfamilien allein 26 aus der gleichen

die sich nach Kräften darum bemühte, informelle Treffen von Vertriebenen in Gaststätten und anderen halböffentlichen Orten zu unterwandern.⁴⁰ Dieses Misstrauen seitens der Sicherheitsbehörden setzte sich bis weit in die 1950er-Jahre hinein fort. So meldete ein Stasi-Unteroffizier in einem Bericht vom 16. August 1957, dass ein ehemaliger Umsiedler, der jetzt in Westdeutschland lebe, nach Ringenhain bei Steinigtwolmsdorf gekommen sei, dort ein Treffen der Vertriebenen organisiere und hierbei u.a. Umsiedler aus Sohland eingeladen habe. Die Vertriebenen stammten aus Hilgersdorf, seien Mitglieder der NSDAP gewesen und hätten heute zum Teil „intensive Verbindungen“ nach Westdeutschland. Der Vorwurf der NS-Mitgliedschaft in Kombination mit den angeblichen Westverbindungen ermöglichte es dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS), das geplante Treffen als staatsfeindlichen Akt zu interpretieren.⁴¹

Lokale Archivbestände als lebensweltliche Zeugnisse

Um die Lebenssituation der Interviewpartner in ihren jeweiligen Aufnahmegemeinden möglichst auch von der archivalischen Seite her aufzuschlüsseln, wurde gezielt nach lokalen Beständen recherchiert. Die Auswahl der Gemeinden ergab sich dabei zunächst durch die Ermittlung von Interviewpartnern, bei der sich eine Schwerpunktbildung in den Gemeinden Altenhain, Ammelshain, Seelingstädt, Kühnitzsch und Körlitz (Kreis Grimma) sowie Nechern/Wurschen, Drehsa, Cannewitz/Belgern und Gröditz (Kreis Bautzen) ergab. Das in den Kreis- und Gemeindearchiven befindliche Material ist allerdings zum Teil weniger gut durch Findmittel erschlossen als das Archivgut der Staatsarchive und weist eine heterogene Überlieferungsdichte auf. Das für den Altkreis Bautzen zuständige Kreisarchiv Bautzen in Kamenz etwa beinhaltet Sitzungsprotokolle der Gemeinderäte sowie Bestände zur Erhebung von statistischen Angaben zur Bodenreform; das Kreisarchiv in Borna hingegen, zuständig u.a. für die Gemeinden des Altkreises Grimma, beinhaltet neben Akten zur Bodenreform (wie etwa Bodenurkunden) unter anderem Dokumentationen zur Gründung von

Gemeinde (Waldheide, heute Świątoszyn) im Kreis Militsch. Siehe die kumulierten Angaben über Flüchtlinge in Seelingstädt in: Stadtarchiv Trebsen (im Folgenden: StadtA Trebsen), Best. Seelingstädt Nr. 19: Hauslisten, Okt. 1945. Auch stammten nahezu alle Vertriebenen unter den Mitgliedern der Ortsbodenkommission Altenhain/Kr. Grimma aus Waldheide. Vgl. die Angaben in StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 75: Bodenreform, Mitglieder Bodenkommission: Aktennotiz „Betr. Bodenreform“, o.D.

40 *Amos, Heike*: Die Vertriebenenpolitik der SED 1949 bis 1990. München 2009.

41 MfS Bezirksverwaltung Dresden, Kreisdirektion Bischofswerda, Nr. 51574: Bericht der Dienststelle Bautzen über ein geplantes Vertriebenentreffen in Ringenhain v. 16.8.1957, S. 23–24.

Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG), in die auch die Bauernstellen der Vertriebenen spätestens mit der Zwangskollektivierung bis 1960 eingingen.⁴² Die statistischen Unterlagen, Schriftverkehr zur Bodenreform sowie die Gemeinderatsprotokolle der betreffenden Gemeinden im Untersuchungsgebiet befinden sich im Stadtarchiv Trebsen bzw. in Naunhof. Es liegt demnach nicht für alle Kreise und Gemeinden die gleiche Quellenart vor. Hinzu kommt, dass die Bestände durchweg lückenhaft sind, sodass ein hierauf aufbauendes Bild von den lokalen Lebensbedingungen der Nachkriegszeit gleichfalls nur ausschnittsweise erstellt werden kann.

Als Beispiel für eine lokale Überlieferung kann der Bestand zur Gemeinde Altenhain (Kreis Grimma) im Stadtarchiv Trebsen herangezogen werden. Die relevanten zehn Aktentitel befassen sich mit so unterschiedlichen Themenfeldern wie Gemeinderatsprotokollen, Haushaltsplänen, Landwirtschaft, der Erhebung von Wohn- und Gewerberäumen, Bodenreformbauten oder der Volkssolidarität. Ähnlich wie der im Kreisarchiv Bautzen (Kamenz) befindliche Bestand zu den Gemeinden Nechern/Wurschen und Drehsa geben diese Akten aufschlussreiche Einblicke in die Konstitution der ländlichen Gesellschaft nach 1945 unter dem Vorzeichen der sozialistischen Umgestaltung. Obwohl sich bis zum Januar 1948 insgesamt 304 Vertriebene in Altenhain niedergelassen hatten und damit ein knappes Viertel der Bevölkerung stellten,⁴³ spielen diese in den genannten Akten nur eine untergeordnete Rolle. Dies hängt im Wesentlichen damit zusammen, dass der Gemeinderat vertriebenenspezifische Probleme kaum behandelte, entweder weil hierfür keine Notwendigkeit bestand oder weil eine Sonderstellung von Vertriebenen im Ort verhindert werden sollte. Auch von Konflikten zwischen Alteingesessenen und Neubürgern ist – in deutlichem Kontrast zu den Stimmungsberichten der Landesbehörden – kaum die Rede. Hierzu mag auch beigetragen haben, dass die Wohnraumsituation in Altenhain offenbar weniger dramatisch war als an anderen Orten: In einer Wohnraumerhebung der Gemeinde vom Februar 1947, deren Wohnungskarten erhalten geblieben sind, wurde detailliert verzeichnet, welche Räumlichkeiten den jeweiligen Familien im Ort zur Verfügung standen. Bei den als Vertriebenen iden-

42 Vgl. *Humm, Antonia Maria*: Auf dem Weg zum sozialistischen Dorf? Zum Wandel der dörflichen Lebenswelt in der DDR von 1952 bis 1969 mit vergleichenden Aspekten zur Bundesrepublik Deutschland. Göttingen 1999, S. 89. Zur Eingliederung der Neubauern in die LPG vgl. auch das Beispiel bei *Schier, Barbara*: Alltagsleben im „sozialistischen Dorf“. Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik 1945–1990. Münster u.a. 2001, S. 108ff.

43 StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 25: Gemeindevertretung Altenhain, 1945–50: Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters und der Ausschußvorsitzenden gegenüber der Einwohnerversammlung Altenhain v. 22.1.1948, o.S.

tifizierten Personen lag der Wohnraumschnitt fast durchweg bei 10 qm oder mehr pro Person, was zum damaligen Zeitpunkt einen keineswegs niedrigen Wert darstellte.⁴⁴

Aus den vorliegenden Unterlagen mag der Schluss gezogen werden, die Vertriebenen hätten sich problemlos in die Aufnahmegesellschaft integriert. Das Archivmaterial allein ist jedoch zu unspezifisch, um eine solche Annahme zu stützen. Die zu den Themenbereichen Bodenreform, Landwirtschaft und LPG erhobenen Akten lassen außerdem erkennen, dass zumindest die Neubauern (nicht nur, aber auch die Vertriebenen unter ihnen) sich nicht umstandslos in den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft einfügten. Ermahnungen zur Sollerfüllung und Einhaltung der Dorfwirtschaftspläne weisen ebenso wie der Vorwurf der „egoistischen“ Betriebsführung auf den Eigensinn der bäuerlichen Bevölkerung hin. Begreift man das ländliche Sozialmilieu als tendenziell konservativ, und schreibt man ihm von daher eine besondere Konfliktträchtigkeit im Zusammenleben von Alteingesessenen und Neankömmlingen zu,⁴⁵ so bleibt doch zugleich festzuhalten, dass sich dieser Konservatismus in Altenhain vor allem gegen die Umbaupläne der KPD/SED richtete.⁴⁶

Besonderen Widerstand rief die mit der 2. Parteikonferenz der SED 1952 einsetzende Kollektivierung der Landwirtschaft hervor.⁴⁷ Mit der Bildung der LPGs wurde die als Ziel der Bodenreform propagierte Selbständigkeit der Neubauern schrittweise aufgehoben. In Altenhain erfolgte am 5. April 1960 die Gründung der LPG „Gute Hoffnung“ durch sieben bäuerliche Betriebe mit einer Gesamtnutzfläche von 77,4 ha, darunter vier Altbauern und drei

44 StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 83: Erhebung von Wohn- und Gewerberäumen: Wohnungskarten der Wohnraumerhebung von Febr. 1947. Auch der Vorsitzende des Wohnungsausschusses in Altenhain berichtete im Januar 1948, die Wohnsituation in Altenhain sei trotz der Umsiedlerzahlen „im Verhältnis zu anderen Gemeinden doch gut“. StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 25: Gemeindevertretung Altenhain, 1945–50: Rechenschaftsbericht des Bürgermeisters und der Ausschußvorsitzenden gegenüber der Einwohnerversammlung Altenhain v. 22.1.1948. Zum Wohnraum von Vertriebenen in der SBZ/DDR allgemein vgl. *Bauerkämpfer, Arnd*: Assimilationspolitik und Integrationsdynamik. Vertriebene in der SBZ/DDR in vergleichender Perspektive. In: Krauss, Marita (Hg.): Integrationen. Vertriebene in den deutschen Ländern nach 1945. Göttingen 2008, S. 22–47, hier S. 31.

45 *Schwartz*, Vertriebene als Fremde (wie Anm. 6), S. 138.

46 Zum Verhältnis von Alt- und Neubauern und ihrer Stellung zu Problemen der Landwirtschaftspolitik vgl. auch *Schier*, Alltagsleben im „sozialistischen Dorf“ (wie Anm. 42).

47 Zur Kollektivierung vgl. *Schöne, Jens*: Zwangskollektivierung? Aspekte der SED-Agrarpolitik 1952 bis 1960. In: Briefe zum Agrarrecht, 8/2002, S. 332–335; *Ders.*: Frühling auf dem Lande? Die Kollektivierung der DDR-Landwirtschaft. Berlin 2005.

Neubauern.⁴⁸ Die Arbeit der LPG war nach Ansicht des Rates der Gemeinde allerdings höchst unzureichend: In einer Kaderanalyse zum Vorstand der LPG wurde 1961 kritisiert, die Vorstandsmitglieder stünden dem Sozialismus „abwartend“ gegenüber, sie scheuten sich, ihre wahre Meinung zu sagen, sie störten die genossenschaftliche Arbeit und verträten nur ihre jeweiligen eigenen Belange.⁴⁹ Auf der Jahreshauptversammlung der LPG 1963 zeichneten sich die Genossenschaftsbauern laut Protokoll des Rates der Gemeinde primär dadurch aus, dass sie jede politisch-ideologische Diskussion beharrlich verweigerten, und sie „nur die erzielten Ergebnisse und das finanzielle Ergebnis“ interessierte.⁵⁰ Diese Schlaglichter zeigen die Beharrungskraft der unabhängig wirtschaftenden Bauern, die sowohl Alt- wie auch Neubauern eigen war und wenig mit der spezifischen Situation der Umsiedler-Neubauern zu tun hatte.⁵¹

Schließlich ist auf ein weiteres alltagsrelevantes Feld der archivalischen Überlieferung hinzuweisen, das bis auf die Gemeindeebene verfolgt werden kann. Die Ansiedlung von Neubauern erzeugte die Notwendigkeit, in möglichst kurzer Zeit neue Wohn- und Wirtschaftsgebäude für die Neubauernstellen zu schaffen.⁵² Die entsprechend aufgelegten Bauprogramme, vor allem das durch die SMAD [Sowjetische Militäradministration in

48 StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 68: LPG Typ I „Gute Hoffnung“, 1960–63: Gründungsprotokoll der am 5.4.1960 gegr. LPG „Gute Hoffnung“, o.S.

49 StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 68: LPG Typ I „Gute Hoffnung“, 1960–63: Bericht „Betr. Kaderanalyse der LPG-Vorstände der LPG Typ I ‚Gute Hoffnung‘ Altenhain“ des Rates der Gemeinde Altenhain an den RdK [Rat des Kreises] Grimma v. 10.11.1961, o.S.

50 StadtA Trebsen, Best. Altenhain, Nr. 68: LPG Typ I „Gute Hoffnung“, 1960–63: „Bericht über die durchgeführte Jahreshauptversammlung der LPG Typ I ‚Gute Hoffnung‘ Altenhain am 2.2.1963“ des Rates der Gemeinde Altenhain v. 8.2.1963, o.S.

51 Amtliche Kritik an dem Zustand und der ideologischen Ausrichtung der LPGs findet sich bereits bei den frühen Gründungen. Im Kreis Bautzen wurden offenbar vor allem nach der Krise des „Neuen Kurses“ 1953 die Missstände in den LPGs (schlechte Arbeitsorganisation, Missstimmung unter den LPG-Bauern) zunehmend angeprangert. Vgl. die Angaben in den Kreisratsprotokollen in: Kreisarchiv Bautzen (im Folgenden: KrArchiv Bautzen), Rat des Kreises Bautzen: Niederschriften der Sitzungen vom 1.1. bis 8.7.1953.

52 Im Herbst 1947 besaßen in der SBZ nur 63.000 von 210.000 Neubauern eigene Wohn- und Wirtschaftsgebäude; der Baubedarf wurde auf 146.000 Wohnhäuser, 132.000 Stallungen und 120.000 Scheunen geschätzt. Vgl. *Meinicke, Wolfgang*: Die Bodenreform und die Vertriebenen in der SBZ und in den Anfangsjahren der DDR. In: Wille, Manfred/Johannes Hoffmann/Wolfgang Meinicke (Hg.): Sie hatten alles verloren. Flüchtlinge und Vertriebene in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Wiesbaden 1993, S. 55–85, hier S. 73.

Deutschland] am 9. September 1947 durch den Befehl 209/47 zonenweit aufgelegte Neubauernbauprogramm, sollten jedoch von einem durch Material- und Arbeitskräftemangel stark behinderten ländlichen Bauwesen umgesetzt werden, das die geforderten Bauauflagen denn in aller Regel auch nicht erfüllen konnte.⁵³ Entsprechend umfangreich ist die archivalische Überlieferung zum Bauprogramm auf Landes-, Kreis- und Gemeindeebene in Gestalt von Erlässen, Berichten, Sitzungsprotokollen und allgemeinem Schriftverkehr. Regelmäßig wurden statistische Daten erhoben, um den Fortgang des Bauprogramms zu verfolgen; dabei zeigte sich jedoch kaum einmal ein zufriedenstellendes Bild. Der Kreis Grimma fiel besonders negativ auf, da hier die Zahl der benötigten Gebäude landesweit am größten war: Anfang 1948 wurde die Zahl der Neubauernstellen über drei Hektar mit 2.192 angegeben, von denen mehr als vier Fünftel über kein eigenes Wohnhaus verfügten.⁵⁴ Ein halbes Jahr später wies eine Statistik des Landwirtschaftsministerium aus, dass von bis dato geplanten 420 Neubauernwohnhäusern nur 110 (26,2%) bezugsfertig errichtet worden waren – eine Quote, die nur noch vom Kreis Löbau unterboten wurde.⁵⁵ In Altenhain, wo insgesamt 44 Neubauernstellen geschaffen worden waren, sollten lediglich sechs Neubauerngehöfte auf unbebauten Grundstücken, zehn Erweiterungsbauten in bestehenden Gehöften und vier Ein- und Umbauten in bestehenden Gebäudeanlagen entstehen.⁵⁶ Doch auch hier stieß die Umsetzung auf Schwierigkeiten, nicht zuletzt deswegen, weil sich einige Neubauern weigerten, das Bauprogramm überhaupt in Anspruch zu nehmen. Ein Hinderungsgrund war, dass die Neubauern einen Eigenanteil von 2.000 bis 3.000 Mark erbringen mussten und zusätzlich mehrere tausend Mark an

53 Zum Befehl 209/47 vgl. *Schwartz*, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 766ff.; *Eigmüller, Michaela*: Neubauernhöfe in Sachsen 1945–52. Am Beispiel des Rittergutes Blankenhain/Sa. Hg. vom Agrar- und Freilichtmuseum Schloß Blankenhain. Altenburg 1997, S. 31.

54 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 3176: Statistik über Maßnahmen der Kreise zur Sicherung der Bodenreform, 1947: Tabelle über den Stand des Neubauern-Bauprogramms in den Kreisen Sachsens („Massnahmen zur Sicherung der Bodenreform“), o.D. [Anfang 1948], fol. 12.

55 HStA Dresden, 11394 Ministerium für Land- und Forstwirtschaft [MLF], Nr. 352: Berichte und Statistiken zum Bodenreform-Bauprogramm, 1947–48: Tabelle „Meldung über den Verlauf der Bautätigkeit zur Erstellung von Neubauernwohnhäusern“ der Abt. Neubauernhilfe im MLF v. 30.6.1948, o.S.

56 Staatsarchiv Leipzig (im Folgenden: StA Leipzig), 20233 Kreistag/Kreisrat Grimma, Nr. 1133: Planung und Durchführung von Bauvorhaben für Neubauern. Enthält: Meldungen über begonnene und fertig gestellte Bauten, 1946–47: Schreiben des Kr. Grimma, Abt. Bau, an die KBK [Kreisbodenkommission] v. 8.3.1947 betr. Durchführung des Bauprogramms für 1947 für die Bodenreform, o.S.

Krediton aufzunehmen hatten.⁵⁷ Weitere Gründe, sich dem Neubau zu entziehen, waren zu hohes Alter oder Krankheit, die Tatsache, dass keine Erben vorhanden waren, die den Hof hätten übernehmen können, sowie die negative Einschätzung des vorgeschriebenen Typenbaus, der die individuellen Bedürfnisse nicht ausreichend berücksichtigte und den Ansprüchen einer erfolgreichen Wirtschaftsführung nicht genügte. In den Jahren 1951 und 1952 sah sich der Rat des Kreises Grimma daher auf Veranlassung der Landesregierung dazu gezwungen, für das Neubauernbauprogramm zu „werben“, d.h. Druck auf die sich verweigernden Bauern auszuüben. Letztere gerieten schnell in den Verdacht, nicht nur das Bauprogramm zu torpedieren, sondern gegen die sozialistische Gesellschaftsordnung insgesamt zu opponieren; im Falle der Vertriebenen wurde auch ein heimlicher Rückkehrwunsch in die Herkunftsgebiete unterstellt. Im Schriftverkehr war denn auch von „starrköpfigen Menschen und spekulierenden Neubauern-Umsiedlern“ die Rede.⁵⁸

Potenziale und Grenzen archivalischer Quellen in der volkscundlichen Perspektive

Die Heterogenität der Quellen, wie sie sich in der Überlieferung der Landes-, Kreis- und Gemeindeebene zeigt, erfordert je spezifische Auswertungsschritte im Rahmen des im Projekt vorgesehenen volkscundlichen Forschungsansatzes. Zahlreiche Dokumente, die für den Themenkomplex der Vertriebenen als Neubauern in Sachsen aussagekräftig sind, sind bereits in verschiedenen historiografischen Forschungsarbeiten verwendet worden, etwa zur Rekonstruktion der Vertriebenenpolitik der Länder oder der Analyse von Zwecken und Ergebnissen der Bodenreform.⁵⁹ So konnten das Verwaltungshandeln wie auch der Verlauf von Vertriebenenansiedlung und Bodenreform rekonstruiert werden. Die Erhebung von Rahmendaten zur Aufnahme von Vertriebenen auf dem Lande ist auch für eine qualitative volkscundliche Studie wichtig, da etwa statistische Erhebungen das

57 Die Bausumme eines Neubauerngehöftes lag bei 11.000 Mark (Juli 1952). Vgl. StA Leipzig, 20233 Kreistag/Kreisrat Grimma, Nr. 1139: Meldungen und Aufstellungen über die Bauvorhaben der Neubauern, 1951–52: „Aufstellung der Neubauern aus dem Bauprogramm 1951“ [wohl eher: 1952] des RdK Grimma, Abt. Bodenordnung, v. 9.7.1952, o.S.

58 HStA Dresden, 11394 Ministerium für Land- und Forstwirtschaft, Nr. 378: Bodenreform-Bauprogramm (SMAD-Befehl 209/47) (u.a. Grimma), 1951–52: „Reisebericht über die Kontrollfahrt in der Zeit vom 7.1.–9.1.52 im Kreis Grimma“ der Abtlg. Agrarpolitik, Ref. Ländliches Bauwesen, des MLF zur Kontrolle des Standes des Bauprogramms v. 15.1.1952, o.S.

59 Schwab, Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen (wie Anm. 7); Schrammek, Alltag und Selbstbild (wie Anm. 7).

Verständnis für die Situation der Vertriebenen vor Ort, die sich durchaus von Kreis zu Kreis unterschied, erleichtern können und die strukturelle Einbettung der qualitativen Daten leisten. So ist es von zentralem Interesse, die Größe der in den hier im Mittelpunkt stehenden Gemeinden befindlichen Rittergüter ebenso zu kennen wie das anteilige Verhältnis von Ackerfläche und Wald am Bodenreformland, aber auch die Zahl der Umsiedler und Neubauern sowie den Umfang des jeweils verteilten Viehs und toten Inventars. Aus den Gemeindeakten lassen sich in einigen Fällen zudem Namen, Alter und Herkunft der Vertriebenen-Neubauern, ihre wohnliche Unterbringung und Angaben zur Grundausrüstung der bäuerlichen Betriebe ermitteln. Gelegentlich tauchen in den Gemeindeakten auch Namen von Interviewpartnern auf, sodass eine unmittelbare Einbindung dieser Zeitzeugen in das Geschehen vor Ort auch durch die Akten verdeutlicht wird. Zwar ist eine systematische Überprüfung von Aktenmaterial in Hinsicht auf die Interviewpartner kaum ergiebig, da das Aktenmaterial eher zufällige Hinweise auf Einzelfälle gibt. Dennoch erschließen sich gerade aus dieser Fülle von Einzelfällen (von Gesuchen, Konfliktfällen, Eigentumsfragen, Entscheidungen auf Gemeindeebene usw.) zahlreiche Informationen zur lokalen Ebene. Einzelne Problemlagen in den untersuchten Ortschaften können für die Durchführung und Interpretation von Interviews daher durchaus relevant sein.

Lassen personenbezogene Quellen eine Verknüpfung von empirischer und archivalischer Erhebung zu, so gibt der Großteil des Materials doch lediglich ein allgemeineres Bild der Situation von Vertriebenen und Alteingesessenen vor Ort. Dies gilt auch für die bereits genannten Stimmungsberichte, die sowohl die spezifischen Problemlagen der unmittelbaren Nachkriegsjahre nachzeichnen helfen als auch atmosphärische Details liefern können. So wurden der Mangel an Betten, Hausrat, Bekleidung aller Art, Schuhwerk und Heizmaterial als Ursache der schlechten Stimmung ebenso beschrieben wie die Tatsache, dass viele Menschen zusammengepfercht auf engstem Raum auf dem nackten Fußboden schlafen mussten. Einige Berichtersteller entwerfen plastische Bilder von den Verhaltensweisen der Vertriebenen und ihrer Einstellung zur neuen Heimat; so wurde etwa der CDU-Vorsitzende der Gemeinde Steinbach im Kreis Niesky, selbst ein Vertriebener, im Juli 1950 mit den Worten zitiert: „Unsere Heimat vergessen wir nicht, nie werden wir die Hoffnung aufgeben, wieder zurückzukommen“. Ein anderer „Neubürger“ aus dem Kreis Zittau lehnte es ab, eine ihm von der Gemeinde angebotene Bettstelle zu kaufen mit der Aussage: „Was soll ich mit dem Bett? Wie soll ich das Zeug zurück transportieren, wenn wir wieder über die Neiße gehen?“ Auch wurde von Vertriebenen berichtet, die sich Leiterwagen

kaufen, um, wie es hieß, „darauf ihren ‚Kram‘ laden zu können, wenn es wieder zurückgeht.“⁶⁰ Solche Schlaglichter können verdeutlichen, welche Einstellungen die Vertriebenen gegenüber ihrer „neuen Heimat“ hegten und welche Vorstellungen sie in Bezug auf ihre Zukunft hatten, auch wenn es sich lediglich um eine indirekte Übermittlung von Einstellungen und Denkweisen handelt.

Schließlich lässt sich das Quellenmaterial zumindest punktuell auf die Brüche und Konflikte im Verlaufe der Restrukturierung der ländlichen Gesellschaft in Sachsen hin auswerten. Hierzu sind Briefe und Beschwerdeschreiben von Neubauern zu zählen, die etwa Bitten um Landtausch betreffen, Berichte über Streit zwischen Neubauern, die um Schlichtung bei der Gemeinde ersuchen, sowie Meldungen über die Aufgabe von Neubauernstellen aus wirtschaftlichen Gründen oder wegen „Republikflucht“. Dieses Material gibt nicht immer spezifisch über die Situation von Vertriebenen vor Ort Aufschluss, sondern behandelt oftmals generelle Probleme der Neubauern. Es erlaubt aber anhand von Einzelfällen eine Nahtsicht auf die ländliche Gesellschaft, in der sich die Vertriebenen nach 1945 zurechtfinden mussten. Die im Projekt realisierte mikroskopische Sicht auf die sozialen Verhältnisse, auf Handlungs- und Denkweisen kann somit zumindest in Schlaglichtern Erkenntnisse über die ländlichen Transformationsprozesse bieten.

Bei allen Auswertungsmöglichkeiten ist allerdings zu bedenken, dass der archivalische Bestand auch deutliche Grenzen für eine volkskundlich-kulturanalytische Auswertung aufweist. So liegt ein grundlegendes Problem darin, dass die staatliche Überlieferung bei aller Diversität einen obrigkeitlichen und noch dazu politisch stark eingefärbten Blick auf die Vertriebenen wirft. Verwaltungshandeln und Vertriebenenpolitik waren für das Schicksal der Vertriebenen-Neubauern ausgesprochen bedeutsam, doch reflektieren diese nur zu einem kleinen Teil die Situation vor Ort. So erfassen diese Quellen meist nicht die Erfahrungsdimensionen der Neuansiedlung, der Konfrontation mit dem sozialen Umfeld und der Verarbeitung des Heimatverlustes, also genau jene subjektbezogenen Verarbeitungsprozesse, die im Mittelpunkt der erhobenen Interviews stehen. Die institutionelle Rahmung der lokalen Verhältnisse auf dem Lande kann so zwar deutlich gemacht werden, nur selten jedoch ihr Einwirken auf Kommunikations- und Interaktionsmuster der Menschen.

60 HStA Dresden, 11377 Landesregierung Sachsen, Ministerium des Innern, Nr. 2746: Berichte über die Lage der Umsiedler im Land Sachsen, 1950: Schreiben des sächsischen Innenministeriums, Abt. Umsiedler, an die SKK [Sowjetische Kontrollkommission] betr. Lagebericht über Umsiedler v. 3.7.1950, fol. 37–42.

Ein weiteres Problem der Quellenauswertung besteht im zeitlichen Rahmen der überlieferten Bestände. Wie der Zuschnitt älterer Forschungsarbeiten zeigt, liegt eine wichtige Zäsur in der archivalischen Überlieferung zu Ostdeutschland im Jahr 1952.⁶¹ Mit der Auflösung der Länder verschwanden jene Institutionen staatlichen Handelns, die für die Vertriebenenpolitik auf dem Lande von entscheidender Bedeutung waren. Auflösungserscheinungen hatte es aber bereits Jahre zuvor gegeben, da sich bereits ab dem Herbst 1947 die Tendenz abzeichnete, den Vertriebenen den Anspruch auf einen Sonderstatus abzuerkennen, beginnend damit, dass der Begriff des „Umsiedlers“ aus dem öffentlichen Sprachgebrauch verschwinden sollte.⁶² Im Juli 1948 wurde die Zentralverwaltung für deutsche Umsiedler aufgelöst, und bis zum Herbst 1949 waren die Umsiedlerämter in den Kreisen entweder deutlich verkleinert oder ganz abgeschafft worden. Auch in Sachsen wickelte man die Hauptabteilung Umsiedler ab März 1949 nach und nach ab. Zwar wurde mit dem „Gesetz zur weiteren Verbesserung der Lage der ehemaligen Umsiedler“ noch am 8. September 1950 eine speziell für die sozialpolitische Betreuung der Vertriebenen vorgesehene Maßnahme erlassen, doch stellte dieses Gesetz eher den Schlusspunkt der Assimilationsversuche oder bestenfalls ein vorübergehendes Umschwenken in der DDR-Vertriebenenpolitik dar, nicht aber die Grundlage einer zukünftigen Politik.⁶³ Mit der Abschaffung der für die Vertriebenen zuständigen Behörden und dem Verschwinden des Landes Sachsen reißt dementsprechend auch die speziell auf Vertriebene zielende archivalische Überlieferung ab. Die Tabuisierung der Vertriebenenproblematik in der DDR schlägt sich damit unmittelbar in der archivalischen Überlieferung nieder. Diese Zäsur wird noch dadurch verstärkt, dass in den frühen 1950er-Jahren auch die Bodenreform als abgeschlossen galt, und die ländliche Gesellschaft zunehmend durch die Kollektivierung der Landwirtschaft geprägt wurde, ein Vorgang, bei dem „Umsiedlerpolitik“ keine Rolle spielte. So lassen sich – wie oben gesehen – immerhin vereinzelte Informationen zur Entwicklung der LPGs in den Kreisen bis Anfang der 1960er-Jahre gewinnen, in die auch die Vertriebenen-Neubauern einbezogen waren. Diese Informationen betreffen etwa die Mitgliedschaft und den Landbesitz von Neubauern in einzelnen LPGs sowie auch die Wahl und Ernennung von Funktionären. Handschriftliche Protokolle

61 Vgl. *Schwab*, Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen (wie Anm. 7); *Donth*, Vertriebene und Flüchtlinge in Sachsen (wie Anm. 7); *Schrammek*, Alltag und Selbstbild (wie Anm. 7); 1953 beim Sammelband von *Vierneisel*, Fremde im Land (wie Anm. 32).

62 *Wille*, Die Vertriebenen und das politisch-staatliche System (wie Anm. 21), S. 207.

63 *Schwartz*, Vertriebene und „Umsiedlerpolitik“ (wie Anm. 1), S. 842; *Ders.*, Vertriebene als Fremde (wie Anm. 6), S. 144; siehe auch *Wille*, Die Vertriebenen und das politisch-staatliche System (wie Anm. 21), S. 212.

von LPG-Jahressitzungen lassen auch ein Bild der kollektiven Landwirtschaft in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren entstehen. Alle diese Archivalien beinhalten Angelegenheiten, die auch Vertriebenen-Neubauern betreffen; sie beziehen sich allerdings nicht auf diese als separate Gruppe.

Fazit

In der Erhebung archivalischer Quellen im Rahmen des Projektes „Fremde – Heimat – Sachsen“ bestand das Grundproblem darin, dass Quellen aus Ministerien, Behörden und Ämtern nur in geringem Maße die soziale Situation vor Ort sowie die Praxen und Denkmuster der Akteure spiegeln und eher von der Eigenlogik administrativen Handelns geprägt sind. So fällt es für die 1950er- und frühen 1960er-Jahre schwer, überhaupt noch Spuren von Vertriebenen in den Akten zu finden. Archivalische Quellen können daher vor allem zur Erhebung von Fakten über die Zahl und materielle Situation der Vertriebenen-Neubauern sowie zur Zeichnung eines allgemeinen Lagebildes der ländlichen Gesellschaft in Sachsen dienen. Doch lohnt sich – neben den spezifischen Akten der Abteilung Bodenreform oder der Umsiedlerausschüsse – auch der Blick in Kreisrats- und Gemeinderatsprotokolle ebenso wie die Überlieferung zur LPG-Geschichte in den Kreisen (sofern vorhanden). Hier lassen sich zahlreiche Beobachtungen zum politischen Geschehen und der wirtschaftlichen Lage im jeweiligen Kreis ebenso treffen wie zur Behandlung von sogenannten Großbauern, zu Formen von Widerständigkeit, etwa gegen die Zwangskollektivierung, oder zu Debatten um spezielle landwirtschaftliche Fragen. Diese münden in ein Bild der ländlichen Gesellschaft nach 1945, in dem die Vertriebenen ohne Zweifel eine prominente Rolle einnahmen, ohne jedoch explizit in Erscheinung zu treten. Das Wissen um das besondere Los der Vertriebenen, um die vielfachen Konflikte der Eingliederung und ihre weiterbestehende kulturelle Prägung stellt eine Form des Alltagswissens dar, das im Detail letztlich nur über narrative Interviews retrospektiv zu erschließen ist. Dennoch hat auch die Auswertung der staatlichen Überlieferung in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung ihren Platz und kann (wenn auch in begrenztem Maße) zu themenbezogenen Ergebnissen führen.

Miroslaw Sikora

Historiker, Quellen, Forschung. Eine Analyse am Beispiel des Projekts „Kolonisation des Kreises Saybusch/OS. durch das Dritte Reich in den Jahren 1939–1945“

Einführung

Im Zentrum des Aufsatzes steht die Frage nach der Benutzung von Archivalien und anderen Quellen durch Historiker. Unter „Benutzung“ verstehe ich solche Tätigkeiten wie: die Auslese der Quellen, die kritische Beurteilung ihrer Echtheit, die Ausdeutung (Auslegung) des Inhalts und zuletzt die Erschließung der ausgewählten und interpretierten Quellen im Zuge des Aufbaus des historiografischen Textes (Erzählung).

Methodologische Grundfragen der Geschichtswissenschaft werden im Folgenden nur oberflächlich berührt, da sie einen selbstständigen, umfassenden Forschungsgegenstand bilden und den Rahmen einer solchen kleinen Abhandlung überschreiten.¹ So stelle ich die begrenzten theoretischen Erwägungen der Praxis der historischen Forschung gegenüber. Als Beispiel wird das von mir in den Jahren 2005–2010 erfolgreich durchgeführte Forschungsprojekt mit dem Titel „Die Kolonisation des Kreises Saybusch/OS. durch das Dritte Reich in den Jahren 1939–1945“ dienen.

In diesem Aufsatz stelle ich meine eigenen Überlegungen und Erfahrungen dar, die ich im Zuge meiner bisherigen beruflichen Tätigkeit gesammelt habe. Zweck des Artikels ist nicht, sich „objektiv“ mit der Definition und Benutzung von Quellen sowie der historiografischen Methodologie im Allgemeinen auseinanderzusetzen. Zu diesen Fragen wird in Europa und den Vereinigten Staaten seit Jahrzehnten gearbeitet.² Es geht vielmehr um die Darstellung und Begründung meiner eigenen Sichtweise.

1 Deshalb muss ich auf Ausführungen zu folgenden grundsätzlichen und spannenden Fragen verzichten wie beispielsweise: Wozu soll man überhaupt die Vergangenheit erforschen? Ist das Leben und die Bildung von Gesellschaft aus rein biologischer (existentieller) Perspektive für den Menschen überhaupt möglich, ohne die Vergangenheit zu erforschen und Schlussfolgerungen aus der Vergangenheit zu ziehen?

2 Vgl. ausführlicher zum Thema: *Topolski, Jerzy*: Jak się pisze i rozumie historię [Wie man Geschichte schreibt und versteht]. Poznań 2008; *Ders.*: Wprowadzenie do historii [Einführung in die Geschichtswissenschaft]. Poznań 2001; *Ders.*: Metodologia historii [Methodologie der Geschichtswissenschaft]. Warszawa 1973; *Świe-*

Zum Projekt der Fallstudie „Aktion Saybusch“

Die leitenden Ziele des Projekts bildeten die Dokumentalisierung³, die weitere Erschließung der Dokumente und die Darstellung der darin erwähnten Maßnahmen, die auf dem Gebiet der sogenannten Eingegliederten Ostgebiete durch die NS-Behörden unternommen worden sind, um dieses Gebiet zu germanisieren. Es ging mir darum, eine der unteren administrativen Ebenen des deutschen Besatzungs- und Terrorapparats anzuschauen, nämlich die Kreisebene.⁴ Unter dem Begriff „Germanisierung“ verstehe ich solche Maßnahmen wie: Aussiedlung und Umsiedlung der polnischen Bevölkerung, Ansiedlung der deutschen Kolonisten, Einbeziehung der ehemaligen polnischen Staatsbürger in die „Deutsche Volksliste“; darüber hinaus auch die Beschlagnahme des polnischen staatlichen und privaten Vermögens sowie die Verteilung dieses Vermögens an Volksdeutsche. Weiterhin umfasst der Begriff „Germanisierung“ solche Verfolgungsmaßnahmen wie Aussiedlung und Ermordung der Juden oder Bekämpfung der polnischen Widerstandsgruppen. Als Germanisierungsmaßnahme betrachte ich auch die Umgestaltung des Raumes, d.h. den Einsatz verschiedener Baumaßnahmen, die das ehemalige polnische Gebiet in eine nicht nur typisch deutsche, sondern dem Modell der NS-Ideologie exakt entsprechende Landschaft – im Hinblick auf die Organisation der Gesellschaft, des Wohn- und Kommunikationssystems – umwandeln sollten.⁵

rzawski, Aleksander: Warsztat naukowy historyka [Die wissenschaftliche Werkstatt des Historikers]. Częstochowa 1999; *Pomorski, Jan*: Historyk i metodologia [Historiker und Methodologie]. Lublin 1991; *Miśkiewicz, Benon*: Wstęp do badań historycznych [Einführung in die historischen Forschungen]. Warszawa 1973.

- 3 Darunter verstehe ich die Suche nach Dokumenten, deren Auswahl in Bezug auf die „Aktion Saybusch“, das Kopieren von Dokumenten und die Bildung einer eigenen Datenbasis der verschiedenen aktenmäßigen Spuren der „Aktion Saybusch“ betreffs ihrer Vorbereitung, Entscheidungsprozesse, Entscheidungsträger, Täter, Opfer, Folgen usw.
- 4 Die Gemeindeebene als unterste Ebene habe ich vernachlässigt, da auf dieser Ebene der deutsche Terrorapparat kaum vorhanden war. Es gab in den besetzten polnischen Dörfern lediglich Gendarmerieposten, während Dienststellen der Schutzpolizei und Kriminalpolizei – ganz zu schweigen von der Gestapo – erst in kleinen Städten bzw. Kreisstädten eingerichtet wurden. Auch die NSDAP und ihre Zweigorganisationen hatten insbesondere im „Oststreifen“, wo die deutsche Bevölkerungszahl während des Krieges immer noch niedrig blieb, mit dem Aufbau ihrer Strukturen bestenfalls in den Städten und großen Dörfern begonnen.
- 5 Im Zuge des Projekts entstanden zahlreiche Aufsätze, die solche Fragen behandeln wie: NS-Bevölkerungspolitik im Gau Oberschlesien, Aus- und Ansiedlungsmaßnahmen im Kreis Saybusch/OS. in den Jahren 1940–1944, Beschlagnahme und Einziehung des polnischen Vermögens durch das Deutsche Reich in den eingegliederten Gebieten Polens, deutsche Ansiedler aus der Bukowina/Buchenland in Oberschlesien, NS-Raumplanung (Wohnungsbau, Aufbau der Verkehrsinfrastruktur usw.) in Oberschlesien. Vgl. im Einzelnen: *Sikora, Miroslaw*: *Zasady i praktyka przejęcia*

Warum habe ich gerade den Kreis Saybusch O/S. als Beispielfall untersucht? Infolge meiner bisherigen wissenschaftlichen Tätigkeit war ich zu einem Kenner der oberschlesischen Region geworden; deshalb kamen der Warthegau, der Gau Danzig-Westpreußen oder die Provinz Ostpreußen nicht in Frage. Ferner lässt sich die Entscheidung, den Kreis Saybusch und nicht einen anderen Teil des Gaues Oberschlesien zu untersuchen, auf zwei Ursachen zurückzuführen. Erstens zeigen schon frühere Forschungen der polnischen sowie der deutschen Historiker, dass der Saybuscher Teil des Beskidenlandes am stärksten im Rahmen des Gaues germanisiert worden war. Zweitens hat die deutsche Besatzungspolitik im Kreis Saybusch zahlreiche und sehr differenzierte Quellen hinterlassen, die auch heute relativ einfach zugänglich sind.⁶

Während des Forschungsprozesses wurden drei Kategorien von Akteuren (insiders) analysiert. Zur ersten zählten die Täter, also vor allem NSDAP-, Staatsverwaltungs-, Polizei-, und SS-Entscheidungsträger und -Funktionäre (auch über die Kreisebene hinaus). Die zweite Kategorie bildeten die Opfer, also die polnische (bzw. jüdische) Bevölkerung, die in den Jahren 1939–1944 aus- oder umgesiedelt worden war. Am Rande betrachtete ich die Existenz

majątku polskiego przez III Rzeszę, ze szczególnym uwzględnieniem sektora rolnego oraz mieszkaniowego, na przykładzie prowincji śląskiej/górnośląskiej (1939–1944) [Grundsätze und Übernahmepraxis polnischen Vermögens durch das Dritte Reich, unter besonderer Berücksichtigung des Agrar- und Wohnungssektors, am Beispiel der Provinz Schlesien/Oberschlesien 1940 – 1944]. Część 1 [Teil 1]. In: Pamięć i Sprawiedliwość [Erinnerung und Gerechtigkeit], 2008, Nr. 2 (13), S. 43–82, Część 2 [Teil 2]. In: Ebd., 2009, Nr. 1 (14), S. 177–200; *Ders.*: „Muster-Aktion“. Wysiedlenia ludności wiejskiej przez okupanta niemieckiego na przykładzie Żywiecczyny [„Muster-Aktion“. Aussiedlung der Dorfbevölkerung durch den deutschen Besatzer am Beispiel des Żywiecer Landes]. In: Gmitruk, Janusz und Ewa Leniart (Red.): Represje wobec wsi i ruchu ludowego (1939–1945) [Repressionen gegen das Land und die (ländliche) Volksbewegung (1939–1945)]. (Wieś polska między dwoma totalitaryzmami [Das polnische Dorf zwischen zwei Totalitarismen], 3). Warszawa 2009, S. 67–97; *Ders.*: „Siedlungsaktion Buchenland“. Niemcy z Bukowiny w akcji kolonizowania ziem polskich wcielonych do III Rzeszy, na przykładzie prowincji śląskiej/górnośląskiej 1940–1944 [„Siedlungsaktion Buchenland“. Deutsche aus der Bukowina in der Kolonisationsaktion der urpolnischen Gebiete für das Dritte Reich, am Beispiel der Provinz Schlesien/Oberschlesien 1940–1944]. In: Iachimovschi, Stanislava und Elżbieta Wieruszewska-Calistru (Red.): Relacje polsko-rumuńskie w historii i kulturze (Relatii polono-romane in istorie si cultura) [Polnisch-rumänische Beziehungen in Geschichte und Kultur]. Suceava 2010, S. 291–322. Das Forschungsprojekt endete mit dem Werk: *Ders.*: Niszczyć by tworzyć. Germanizacja Żywiecczyny przez narodowosocjalistyczne Niemcy 1939–1944/45 [Vernichten, um zu gestalten. Die Germanisierung des Żywiecer Landes durch das nationalsozialistische Deutschland 1939–1944/45]. Katowice 2010.

6 *Ders.*, Niszczyć by tworzyć (wie Anm. 5), S. 15–18, 26–29.

des übrigen (d.h. des nicht vertriebenen) Teils der polnischen Bewohner des Kreises. Die dritte Gruppe von Akteuren bestand aus den deutschen Ansiedlern. Sie waren gewissermaßen genauso passiv wie die polnischen Vertriebenen und eher als Werkzeuge der Germanisierung, denn als selbständige Bürger, durch deutsche Behörden instrumentalisiert worden.⁷

Allgemeine Überlegungen

1. Theoretische Grundlagen des historiografischen Erkenntnisprozesses

Nach einem der zahlreichen Modelle, die von Methodologen der Geschichtsschreibung vorgeschlagen werden, umfasst das Forschungsverfahren eines Historikers folgende Arbeiten:

- Auswahl des Forschungsgegenstandes,
- Formulierung der Fragestellung im ausgewählten Feld,
- Ermittlung der Quellenbasis, um diese Frage zu beantworten,
- Kritik der Glaubwürdigkeit und des Inhalts der Quellen,
- Beschreibung der Ereignisse,
- Erklärung der Ereignisse unter Anwendung des Ursache-Folge-Schemas (warum?),
- Bildung des theoretischen Erklärungsansatzes (im Sinne einer Verallgemeinerung),
- Synthetische Abfassung der Forschungsergebnisse (Beantwortung der Fragestellung),
- Beurteilung der Menschen und Ereignisse in der untersuchten Vergangenheit.⁸

Im Zentrum meiner Herangehensweise steht ferner die Überzeugung, dass die bisherigen Festlegungen und Forschungsmethoden der Geschichtswissenschaft nicht ausreichen, um ein optimales Bild von der Vergangenheit zu gewinnen. Ich gehe davon aus, dass unser Wissensstand auf dem Gebiet anderer Wissenschaftszweige, insbesondere der Philosophie (hier vor allem der Epistemologie) und Physik (hier vor allem der Kernphysik),⁹ die inter-

7 Ebd.

8 *Topolski*, *Metodologia historii* (wie Anm. 2), S. 32–33.

9 Mehr zu den Zusammenhängen der Philosophie mit den anderen Wissenschaftszweigen, darunter Physik und Geschichte siehe: *Reichenbach*, *Hans*: *Powstanie filozofii naukowej* [Die Entstehung der wissenschaftlichen Philosophie]. Warszawa 1960 [Originaltitel: *The Rise of Scientific Philosophy*]; *Heisenberg*, *Werner*: *Fizyka a filozofia* [Physik und Philosophie]. Warszawa 1965 [Originaltitel: *Physics and Philosophy. The Revolution in Modern Science*]. Über diese Werke hinaus bleibt das Buch von Philip Ball empfehlenswert, in dem verschiedene Anwendungsmöglichkeiten von physikalischen Theorien in den Geisteswissenschaften auf spannende

disziplinäre Hauptsäule der Geschichtsforschung und -schreibung bildet. Darüber hinaus sollte ein Historiker – meiner Meinung nach – im Rahmen seiner interdisziplinären Recherchen (und gleichzeitig interdisziplinären Denkweise) auch folgende Wissenschaftszweige berücksichtigen: Ethnografie, Soziologie, Anthropologie, Psychologie, Demografie, Volkswirtschaft (Ökonomie), Recht (Kriminologie), Politologie, Statistik usw.

Selbstverständlich ist ein Historiker nicht in der Lage, den ganzen Forschungsapparat zu beherrschen und sich daraus fachgemäß zu bedienen. Dem interdisziplinären Forscher (in diesem Fall dem Historiker) stehen nur oberflächliche Kenntnisse aus den benachbarten (Geisteswissenschaften) oder gar entfernten Fachgebieten (Ingenieurwissenschaften, Naturwissenschaften) zur Verfügung.¹⁰ Das bedeutet aber nicht, dass er sich nicht der Mühe unterziehen soll, z.B. zwei oder drei fachfremde Perspektiven zu berücksichtigen. Als Folge der integrierten Fachgebiete entstehen oft spannende und aufschlussreiche Hybride wie z.B. Psychogeschichte¹¹ oder Wirtschaftsgeschichte¹².

Weise erläutert werden: *Ball, Philip*: Masa krytyczna. Jak jedno z drugiego wynika [Die kritische Masse. Wie Eines aus dem Anderen folgt]. Kraków 2007 [Originaltitel: Critical Mass. How One Thing Leads to Another]. Weiterhin bleibt ein Pflichtwerk für jeden, der die geistigen Implikationen der Physik verfolgen will: *Capra, Fritzjof*. Tao fizyki. W poszukiwaniu podobieństw między fizyką współczesną a mistycyzmem Wschodu [Das Tao der Physik. Auf der Suche nach Parallelen zwischen der modernen Physik und dem Mystizismus des Ostens]. Poznań 2001 [Originaltitel: The Tao of Physics. An Exploration of the Parallels Between Modern Physics and Eastern Mysticism].

- 10 Der bekannte polnische Historiker Marcin Kula schreibt unverblümt, dass interdisziplinäre (multidisziplinäre) Studien oft auf den Widerstand von Wissenschaftlern stoßen. Dieser Zustand sei darauf zurückzuführen, dass die von den Vertretern des einen Wissenschaftszweiges geschriebenen Aufsätze von den Vertretern des anderen Wissenschaftszweiges als oberflächlich bzw. dem Forschungsapparat der eigenen Disziplin nicht entsprechend beurteilt werden. Kula weist auf eigene Erfahrungen mit Studenten hin, die in ihren Recherchen soziologische und geschichtliche Sichtweisen (und damit die beiden Forschungsapparate) zu verknüpfen suchten, was jedoch oft keine wissenschaftlichen Erfolge mit sich brachte. *Kula, Marcin*: Historia moja miłość (z zastrzeżeniami) [Geschichte, meine Liebe (mit Vorbehalten)]. Lublin 2005, S. 51.
- 11 Zu theoretischen Erwägungen bezüglich der Anwendung psychologischer Paradigmen (insbesondere der Psychoanalyse) siehe: *Pawelec, Tomasz*: Wprowadzenie: psychohistoria w poszukiwaniu tożsamości [Einführung: Psychogeschichte in der Identitätsforschung]. In: Psyche i Klio, Historia w oczach psychohistoryków [Psyche und Klio. Geschichte aus Sicht der Psychohistoriker]. Lublin 2002, S. 11–34; *Ders.*: Dzieje i nieświadomość. Założenia teoretyczne i praktyka badawcza psychohistorii [Geschichte und Ahnungslosigkeit. Theoretische Grundsätze und Forschungspraxis der Psychogeschichte]. Katowice 2004.
- 12 Besonders verbreitet ist hier die in der nordamerikanischen Wirtschaftsgeschichte führende Auffassung, nämlich das Paradigma der sogenannten New Economic

2. „Wahrheit“

Ein faszinierendes und gleichzeitig zentrales Problem in der Methodologie der Geschichtsschreibung bildet die Frage der „Wahrheit“. Ist es überhaupt möglich, vergangene Ereignisse völlig zu (re)konstruieren, oder können sie nur oberflächlich dem Publikum näher gebracht werden? Die Definition des Begriffes „Wahrheit“ liegt im Feld der Epistemologie.¹³ Die klassische Konzeption von „Wahrheit“ besagt, dass nur der Satz wahr sein kann, der mit der Realität (Wirklichkeit) verglichen werden kann. Wie überzeugend ist aber die philosophische Logik, wenn sie behauptet, dass Sätze über die Vergangenheit nicht mit der Vergangenheit gleichgestellt werden können, da diese Vergangenheit schon vergangen (verschwunden) ist, und es einfach nicht möglich ist, zwei Dinge zu vergleichen, von denen das eine nicht mehr existiert?¹⁴ Deshalb integriert der Historiker nach der Auffassung Paul Ricoeurs die Ereignisse, indem er nach dem Ursache-Wirkung-Modell die Reihenfolge der einzelnen Tatsachen festlegt.¹⁵

Im traditionellen Sinne des Wortes bleibt „Wahrheit“ von dem zu erkennenden Objekt getrennt. Dagegen gibt es in dem von modernen Konstruktivisten formulierten Wortsinn keine Grenze zwischen der Wirklichkeit und dem zu erkennenden Objekt.¹⁶ Danach konstruiert der Historiker nur den Gegenstand der Erkenntnis (die Tatsachen¹⁷). Das bedeutet, dass das von ihm verfasste Werk (Buch, Artikel, Vortrag) auf keinen Fall die Vergangenheit genau widerspiegelt, sondern lediglich die Spuren (Quellen) dieser Vergangenheit, wobei die Quellen darüber hinaus niemals „sauber“ sind.¹⁸ Der Historiker kann auch nicht die Vergangenheit „rekonstruieren“, da er nicht weiß, wie sie aussah. Die Geschichte kann auch nicht im engeren Wortsinne „erforscht“

History (NEH). Siehe ausführlicher über die Entstehung dieses Modells und die Beeinflussung der Geschichtsschreibung durch NEH-Historiker und -Methodologen: *Pomorski, Jan*: Paradygmat „New economic history“. Studium z teorii rozwoju nauki historycznej [Das Paradigma „New economic history“. Eine Studie aus der Theorie der Entwicklung der Geschichtswissenschaft]. Lublin 1985.

13 Zu Erkenntnistheorien siehe: *Popkin, Richard H.* und *Avrum Stroll*: *Filozofia [Philosophie]*. Poznań 1994 [Originaltitel: *Philosophy Made Simple*], S. 304–398.

14 *Pomorski*, *Historyk i metodologia* (wie Anm. 2), S. 64.

15 *Bugajewski, Maciej*: *Historiografia i czas*. Paula Ricoeura teoria poznania historycznego [Historiografie und Zeit. Paul Ricoeurs Erkenntnistheorie der Geschichte]. Poznań 2002, S. 8, 103.

16 Z.B. beeinflusst nach Ricoeur die Geschichte nicht nur die Gegenwart, sondern die Geschichte beeinflusst auch die in der Gegenwart forschenden, denkenden und die Beschreibung produzierenden Historiker und dadurch die beschriebene Vergangenheit. *Ebd.*, S. 54–55.

17 Der Begriff „Tatsache“ oder „Fakt“ meint das einfache (einzelne) Ereignis, das sich wiederum aus anderen wichtigen „kleineren“ Fakten zusammensetzt.

18 *Bugajewski*, *Historiografia i czas* (wie Anm. 15), S. 166, 168.

oder empirisch erhoben werden, da sie nicht mehr existent ist.¹⁹ Der Historiker vermag lediglich eine Beschreibung der Spuren der Vergangenheit zu geben.

Projektbezogene Überlegungen

1. Zeit, Ort, objektive Möglichkeiten

Dem Gesetz der Unschärferelation/Unbestimmtheitsrelation des Physikers Werner Heisenberg zufolge ist die Messung der Position eines Quantenobjektes zwangsläufig mit einer Störung seines Impulses (d.h. seiner Bewegung) verbunden, was auch umgekehrt gilt.²⁰ Diese Theorie lässt sich in gewisser Weise auf die Geschichtswissenschaft übertragen.

Die Lage des Historikers und die von ihm erstellte narrative Fassung sind geprägt durch zeitliche und räumliche Faktoren (Aspekte),²¹ insbesondere durch die herrschende oder mitherrschende Ideologie, das politische und wirtschaftliche System, die kulturellen Bedingungen sowie die herrschende oder mitherrschende Philosophie und Religion.

Als weitere pragmatische Bedingungen, die manchmal entscheidend und gleichzeitig in die Methodologie der Geschichtsschreibung eingegangen sind, können genannt werden: die einem Historiker zur Verfügung stehenden Finanzmittel, die Zeit für die Ausführung des Forschungsprojekts sowie die Kommunikations- und Verkehrsmöglichkeiten eines Historikers.

Meine Lage als Historiker war durch die Tatsache beeinflusst, dass ich im Auftrag einer ganz besonderen Einrichtung arbeitete und zwar des Instytut Pamięci Narodowej (IPN)[Institut für Nationales Gedenken], welches per Gesetz unter anderem mit der Erforschung der NS-Besetzung Polens während des Zweiten Weltkriegs beauftragt ist. In dem Zusammenhang verfügte ich über Finanzmittel, um nicht nur in Polen, sondern auch in Deutschland Quellen zu recherchieren. Die Suche in den deutschen Archiven war jedoch nicht unbedingt erforderlich, sodass ich die Forschungen nur auf die polnischen Archive hätte begrenzen können. Meine Zeit war durch meinen Arbeitgeber eingeschränkt, der mich auch mit anderen Aufgaben betraut hatte und auf die Ergebnisse wartete. Deshalb kam ich zu dem Schluss, dass ich nicht mehr als fünf Jahre diesem Forschungsprojekt würde widmen können, da ich andernfalls nicht die übrigen Projekte hätte ausführen können.

19 *Topolski*, Wprowadzenie do historii (wie Anm. 2), S. 12–13.

20 Vgl. dazu http://de.wikipedia.org/wiki/Heisenbergsche_Unsch%C3%A4rferelation, zuletzt eingesehen am 11.2.2015.

21 *Topolski*, Jak się piszę i rozumie historię (wie Anm. 2), S. 11.

Obwohl es nur selten in Arbeiten von Historikern berücksichtigt wird, ist meiner Meinung nach die quantitative Fassung oder Struktur der durchgeführten Recherchen für die Beurteilung der Repräsentativität dieser Recherchen ausschlaggebend. Die statistische Zusammenfassung meines Projekts stellt sich wie folgt dar: fünf Jahre Arbeit (davon effektiv etwa zwei Jahre, d.h. etwa 3.000 bis 4.000 Arbeitsstunden) inklusive dem Besuch von acht Archiven in Polen und drei Archiven in Deutschland. Die benutzten Dokumente stammen von ungefähr 50 unterschiedlichen, vor allem deutschen und polnischen Institutionen der lokalen, regionalen und nationalen Ebene. Die Archivalien wurden hauptsächlich während des Krieges oder nach dem Krieg durch diese Institutionen angefertigt oder gesammelt.²² Es handelte sich insgesamt nach sehr groben Berechnungen um etwa 50.000 bis 100.000 durchblätterte Dokumente (ca. 250.000–500.000 Seiten), von denen vielleicht ein Zehntel ausführlich gelesen und analysiert wurden. Darüber hinaus habe ich ungefähr 100 bis 150 Bücher und Aufsätze durchgearbeitet und einer Analyse unterzogen; weitere zusätzliche 100 bis 200 wurden quer gelesen.

2. Historiker

Nach Immanuel Kant beeinflusst das erkennende Subjekt den Gegenstand der Kognition (des Erkennens).²³ Auf diese Hypothese gestützt, können wir folgende Faktoren benennen, die das Denken eines Historikers prägen:

- seine Nationalität, Alter, Geschlecht, soziale Abstammung, körperliche sowie geistige Gesundheit,
- eine Lebens- und wissenschaftliche bzw. Forschungserfahrung,
- seine auf die Zukunft gerichteten Lebens- und Forschungsziele (Motive),
- sein sachliches Wissen, Intelligenz, Sprachkenntnis,
- seine Mentalität und Weltanschauung (Überzeugung).²⁴

Manche dieser Faktoren werden von Historikern in den Einleitungen ihrer Werke überhaupt nicht erwähnt, was aber nicht bedeutet, dass diese Faktoren insignifikant sind. Ich würde eher sagen, dass sie so offensichtlich oder selbstverständlich sind, dass man ihnen keinen Platz einräumen will. Eine

22 Siehe das Quellen- und Literaturverzeichnis in: *Sikora, Niszczyć by tworzyć* (wie Anm. 5).

23 Zur Philosophie Kants siehe: *Collinson, Diane: Pięćdziesięciu Wielkich Filozofów* [50 große Philosophen]. [Originaltitel: *Fifty Major Philosophers. A Reference Guide*]. Poznań 1997, S. 171–181; *Tatarkiewicz, Władysław: Historia Filozofii* [Geschichte der Philosophie]. Bd. 2. Warszawa 2005, S. 182–209.

24 Pomorski zählt alle diese Merkmale zur „intellektuellen Biografie“ des Historikers. *Pomorski, Paradygmat* (wie Anm. 12), S. 13.

andere, jedoch zweifelhafte Erklärung dafür wäre, dass sich die Forscher dieser Faktoren nicht bewusst sind. Abgesehen davon strebt jeder Forscher – wenn auch regelmäßig erfolglos – nach der sogenannten Objektivität und vermeidet solche „persönlichen“ Parameter zu hervorheben, wie Nationalität, Alter, Geschlecht, insbesondere aber solche wie körperliche sowie geistige Gesundheit.

Es ist zu bedenken, dass ein Historiker sich nicht nur der Quellen, sondern auch seines eigenen (Hintergrund-)Wissens bedient, das wissenschaftlicher und gewöhnlicher Natur ist. Während sich wissenschaftliche Kenntnisse z.B. auf die zu untersuchende Epoche beziehen, meint gewöhnliches Wissen das in der Schule oder im Leben allgemein erworbene Wissen, wie z.B. die Kenntnis fremder Sprachen, verschiedener Gesetze der Physik oder der Regeln, nach denen eine Gesellschaft funktioniert.

In meinem Falle wurde mir das Thema der Kolonisation von meinem Vorgesetzten vorgeschlagen, vor allem weil ich über die notwendige Sprachkenntnis (Deutsch) und darüber hinaus gewisse (doch eher bescheidene) Erfahrung in Forschungen zum Zweiten Weltkrieg, insbesondere aber der NS-Besatzungspolitik in Oberschlesien, verfügte. Gleichzeitig wurde mir erlaubt, dieses Thema als Thema meiner Dissertation festzulegen und weiterzuentwickeln, was mich ermuntert hat (der eigene Nutzen als Motivation!).

3. Quellen

Im Folgenden werden einzelne Quellengattungen sowie ihr Wert für einen Historiker – wenn auch nicht eingehend – besprochen. Es gibt verschiedene Kategorisierungsarten von Quellen. Eine der wichtigsten unterscheidet zwischen direkten und indirekten Quellen. Zu den direkten Quellen gehört z.B. ein Bericht eines Teilnehmers (*insiders*) an einem bestimmten Ereignis über dieses Ereignis. Wenn jedoch der Berichterstatter nicht an dem von ihm beschriebenen Ereignis beteiligt war, bezeichnen wir seinen Bericht als indirekt und die durch diesen Bericht vermittelten Informationen als uninterpretiert. Einer anderen Kategorisierungsart zufolge gliedern sich Quellen in schriftliche (geschriebene und gedruckte) und übrige (z.B. Malerei, Notenblätter, Landkarten, Fotos, Audio-Aufnahmen, Video-Aufnahmen). Wir können weiterhin auch zwischen den adressierten und nichtadressierten Quellen unterscheiden. Die ersten beinhalten immer eine Art Überredung, die auf einen oder mehrere spezielle Empfänger ausgerichtet ist, die zweiten besitzen dagegen nur von Fall zu Fall Überredungselemente.²⁵

25 *Topolski*, *Metodologia historii* (wie Anm. 2), S. 322–334; *Ders.*, *Jak się pisze i rozumie historię* (wie Anm. 2), S. 279–284.

Unter dem Begriff „Quelle“ verstehen wir sowohl die Informationen über die Vergangenheit als auch den Träger dieser Informationen.²⁶ Historiker tendieren dazu, das Forschungsmaterial folgendermaßen aufzuteilen: Archivquellen (hauptsächlich amtliche Unterlagen), Tagebücher, Erinnerungen und eventuell bezeugte Aussagen (sogenannte Oral History²⁷). Auch Literatur, d.h. historiografische Bücher und Artikel (also Werke von Historikern, in denen Quellen schon interpretiert worden sind), können von einem Forscher als Quellen betrachtet werden. Es gibt insofern keinen qualitativen Unterschied zwischen dem Werk eines Historikers und einem Dokument. Im Grunde genommen haben alle Quellen die gemeinsame Eigenschaft, dass sie Nachrichten (Informationen) enthalten. Der Historiker gewinnt die Informationen aus den Quellen, indem er an sie verschiedene Fragen richtet. Deshalb beinhalten die Quellen zwei Arten von Informationen:

- potentielle Informationen, die nicht den Quellen entnommen worden sind, und
- effektive Informationen, die aufgrund der Fragestellung erhoben und in die Arbeitsergebnisse eingegangen sind. Je umfassender das Fach- und Hintergrundwissen eines Historikers ist, desto geeignetere Fragen wird er stellen und desto mehr effektive Informationen sammeln.²⁸

Heutzutage darf man nicht die Bedeutung digitaler Technologien und des Internets als (manchmal mittelbare) Quelle vergessen.²⁹ Noch vor einigen Jahren zögerten Historiker, Internetseiten in den Fußnoten zu nennen und dadurch den im Internet aufgefundenen Daten Vertrauen zu schenken. Jetzt ist das Internet oft unentbehrlich – nicht nur, weil man im Netz die Datenbasis von Archiven auffinden oder Hintergrundkenntnisse schnell ergänzen kann, sondern auch weil man von den Internetseiten der Museen oder Archive digitalisierte Dokumente, Fotos usw. herunterladen kann. Auch Wikipedia, von einigen immer noch für unglaubwürdig gehalten, gewinnt mit jedem Monat durch die Qualitätskontrolle der Teilnehmer an informativer Bedeutung.

Bei den von mir benutzten Quellen zur Kolonisation des Kreises Saybusch können wir folgende Kategorien unterscheiden:

26 Ebd.

27 Siehe *Kierzkowski, Michał*: Wokół paradygmatu badawczego oral history – Rewolucja czy ewolucja? [Rund um das Forschungsparadigma oral history – Revolution oder Evolution?]. In: Błaszczuk, Tomasz/Daniel Ciunajcis/Michał Kierzkowski (Hg.): *Z metodologicznych problemów współczesnej historiografii* [Von den methodologischen Problemen der zeitgenössischen Historiografie]. Poznań 2010, S. 3–8.

28 *Topolski*, *Metodologia historii* (wie Anm. 2), S. 322–334.

29 *Kierzkowski*, *Wokół paradygmatu badawczego oral history* (wie Anm. 27), S. 58.

1. Schriftliche Dokumente (Korrespondenzen, Vermerke, Pläne, Berichte, Verträge, Verordnungen, Fragebogen usw.) der deutschen Behörden, vor allem derer mit Sitz in Saybusch (Żywiec), Bielitz (Bielsko-Biała), Breslau (Wrocław), Kattowitz (Katowice), Lodsch/Litzmannstadt (Łódź) und Berlin (z.B. Landratsamt, Regierungspräsidium, Oberpräsidium, Kreis- und Gauleitung der NSDAP, Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums [RKF], Persönlicher Stab des Reichsführers SS, Umwandererzentralstelle, Schutzpolizei, Geheime Staatspolizei, Sicherheitsdienst, [Haupt]Treuhandstelle Ost, Grundstücksgesellschaft mbH, Landesplanungsgemeinschaft [LPG], Oberschlesisches Institut für Wirtschaftsforschung, Reichsstelle für Raumforschung usw.), deren Akten im Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, im Staatsarchiv Katowice und seinen Außenstellen in Bielsko-Biała und Żywiec sowie im Archiv des Instituts für Nationales Gedenken in Katowice und Warschau aufbewahrt werden (vgl. Abb. 1),
2. Karten, Raumordnungspläne, Zeichnungen, Entwürfe usw., die von den unter Punkt 1 genannten Behörden (insbesondere LPG, RKF) angefertigt oder übernommen worden sind (vgl. Abb. 2),
3. Datenbanken, wie z.B. die im Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth vorhandenen: Heimatortskartei für Schlesien (in Passau), Kartei der Heimatauskunftstelle für den Regierungsbezirk Kattowitz (in Düsseldorf) sowie die Feststellungsakten betreffend Vermögensschadenfälle in den Vertreibungs- und Aussiedlungsgebieten,
4. Augenzeugen-, Opfer- und Täteraussagen sowie Berichte, die nach dem Krieg (insbesondere in den 1960er- und 1970er-Jahren) durch polnische und deutsche Staatsanwaltschaften im Zuge der geführten Ermittlungen gesammelt worden sind. Von großer Bedeutung waren insbesondere die Ermittlungsunterlagen gegen den Landrat des Kreises Saybusch, Eugen Hering, sowie gegen Funktionäre, die mit der Festigung des deutschen Volkstums beauftragt waren, wie SS-Obersturmbannführer Fritz Arlt.
5. Fotos, vor allem die während der „Aktion Saybusch“ durch die NSDAP aufgenommene Serie von ca. 230 Fotos sowie die ca. 60 Fotos von Józef Macikowski und den anderen (unbekannten) Mitgliedern der polnischen Untergrundorganisation Związek Walki Zbrojnej (ZWZ) [Verband für den bewaffneten Kampf], später Armia Krajowa (AK) [Heimatarmee], die heimlich in verschiedenen Ortschaften des Kreises Saybusch angefertigt worden sind (vgl. Abb. 3 und 4).

Es soll hier nur noch erwähnt werden, dass ich nicht gezögert habe, einige im Zuge der Forschung aufgetauchte Fragen mittels Wikipedia zu beantworten, insbesondere wenn in der Bibliografie eines bestimmten Schlagwortes in



Abb. 1: Ausschnitt aus der Karte der Landesplanungsgemeinschaft Oberschlesien, geplante Grenzen der „Hauptdorfbereiche“, Archiwum Państwowe [Staatsarchiv] Katowice, Urząd do spraw Planowania Przestrzenno-Budowlanego, Bild-Sammlung

Wikipedia für mich überhaupt nicht oder nur schwer erreichbare historische Quellen bzw. Literatur angegeben wurden.³⁰

Eine Ausnahme bilden gewissermaßen die Erinnerungen und bezeugte Aussagen, die manchmal sogar einige Jahrzehnte nach den Ereignissen, von welchen sie berichten, fixiert worden sind. Deshalb muss der Umgang mit diesen Quellen besonders vorsichtig erfolgen.³¹ Gelten die Dokumente aus der Kriegszeit, die aktuell in Archiven zugänglich sind, mehr als die 5, 30 oder sogar 60 Jahre nach dem Krieg erstatteten Berichte von „Insidern“ (Augenzeugen, Opfern und Tätern)? Während meiner Forschung habe ich mit solchen Quellen gearbeitet. Der Vorteil bestand darin, dass ich über 700 Aussagen von Ausgesiedelten (von insgesamt rund 25.000 ausgesie-

30 Sikora, Niszczyc by tworzyć (wie Anm. 5), S. 686.

31 Mehr zur Subjektivität und Aufnahme von Ereignissen durch einzelne Personen siehe: Kierzkowski, Wokół paradygmatu badawczego oral history (wie Anm. 27); Domańska, Ewa: Mikrohistorie. Spotkania w międzyświatach [Mikrohistorie. Treffen in Zwischenwelten]. Poznań 2005.

Der Landrat
des Kreises Saybusch

34450

Saybusch (Oberstl.), den 12. Nov. 1940
Kreisbauhof 1.
Sernitzstr. Nr. 13. u. 119.

6.3. L. 1
(Es wird gebeten in der Antwort das
vorliegende Gefäß freizugeben.)

~~IP2~~
Eing.: 16. NOV. 1940
Cph. Nr. 140
Anlagen:

~~Regierungspräsident
Kattowitz
Eing. 12. NOV. 1940~~

An den Herrn Regierungspräsidenten
in Kattowitz

Betr.: Einsatz des Polizei-Batalions 83 in Saybusch.

Das Polizei Batl. 83 ist heute nach mehrwöchentlichen Einsatz bei den Evakuierungen von Polen wieder aus Saybusch abgerückt. Das Polizei-Batl. hat die Aufgaben, die ihm hier unter Führung seines Kommandeurs, des Majors Seim, gestellt waren, in vorbildlicher Disziplin durchgeführt. Das Batalion hat bei den Evakuierungen selbst jede unnötige Härte vermieden und dadurch gewährleistet, daß die ganze Ansiedlungsaktion im Kreise Saybusch sich ohne Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung vollzogen hat. Ich bitte, dem Pol. Batl. 83 und seinem Kommandeur, Herrn Major Seim, auch in Anbetracht der schwierigen persönlichen Verhältnisse, unter denen das Batalion die Aufgaben im Kreise Saybusch durchzuführen hatte, die Anerkennung seitens des Herrn Regierungspräsidenten auszusprechen.

Se

guy

Der Regierungspräsident.

Kattowitz, den 19 November 1940.

Zur Kanzlei am: 40
C. Kattowitz am: 40
V. Seim am: 40
Abgesandt am: 40

1.) An den
Kommandeur des Pol.-Batl. 83
Herrn Major d. Sch. Seim
Kattowitz.

Die dem Pol.-Batl. 83 unter Ihrer Führung im Rahmen

- 2 -

Abb. 2: Schreiben des Landrats des Kreises Saybusch, Eugen Hering, an den Regierungspräsidenten in Kattowitz, 12.11.1940, Archiwum Państwowe [Staatsarchiv] Katowice, Rejencja Katowicka, Sign. 4087



Abb. 3: Polen werden aus ihrem Haus in Radziechowy vertrieben, 3.10.1940, Instytut Pamięci Narodowej [Institut für Nationales Gedenken], Katowice/Muzeum Miejskie w Żywcu [Museum der Stadt Żywiec]

delten Polen) verfügte, die unter Eid und unter Berücksichtigung desselben Fragenkatalogs abgegeben worden sind.³² Im Ergebnis kann man bestimmte Tatsachen durch den Vergleich der verschiedenen Aussagen überprüfen. Das bringt einen Historiker in eine ideale Lage, da einer der wichtigsten Grundsätze der Forschung erfüllt ist, der lautet: Um eine Tatsache zu beweisen, muss sie aus mindestens zwei verschiedenen und voneinander unabhängigen Quellen hervorgehen.

³² Sikora, *Niszczyć by tworzyć* (wie Anm. 5), S. 23–25.



Abb. 4: Deutschstämmige ziehen in ein beschlagnahmtes polnisches Haus in Sopotnia Mała ein, 22.9.1940, Instytut Pamięci Narodowej [Institut für Nationales Gedenken], Katowice/Muzeum Miejskie w Żywcu [Museum der Stadt Zywiec]

Hinzu kommt noch die Frage der Statistik: Wie viele Quellen soll man untersuchen, um eine Schlussfolgerung ziehen zu können? Je mehr, desto besser? Kann man überhaupt berechnen oder schätzen, wie viele archivalische Quellen zum ausgewählten Thema mindestens existieren? Ist es möglich, nur auf Grund der schon analysierten oder für einen Historiker erreichbaren Materialien über die Fakten zu berichten, ohne zu wissen, wie viele und welche Quellen es im Allgemeinen gibt? Oder ist vielleicht weder die Zahl noch der Anteil der zu erforschenden Dokumente relevant, sondern ihre Qualität? Ist es zum Beispiel besser, über 20 Berichte von lokalen Behörden zu verfügen, als vielleicht über einen zusammenfassenden Bericht, der auf Grund dieser 20 Einzelberichte auf der zentralen Ebene erstellt worden ist? Diese Fragen sind manchmal nur von dem jeweiligen Historiker selbst zu beantworten, da eine verallgemeinernde definitive Antwort nicht möglich ist.³³

Dazu kommen die Kontroversen um den Inhalt der Dokumente. Insbesondere die Akten mit Statistiken verursachten viele Schwierigkeiten: beispielsweise die von mir in polnischen und deutschen Archiven aufgefundenen Listen, die

33 Zum Thema Anwendung der statistischen Messmethoden in der Arbeit des Historikers siehe: *Kopczyński, Michał*: *Podstawy statystyki. Podręcznik dla humanistów [Grundlagen der Statistik. Handbuch für Geisteswissenschaftler]*. Warszawa 2005.

die Daten zum Ansiedlungsort und -zeit sowie der Anzahl der im Rahmen der „Aktion Saybusch“ im Kreis Saybusch angesetzten Ansiedler beinhalten.³⁴ Jede der drei Quellen unterscheidet sich von den beiden anderen bei den Zahlenangaben zu vielen Orten. Zwar betragen die Unterschiede meist nur wenige Prozent (z.B. wurden nach einer Aufstellung 49 Menschen angesiedelt, während einer anderen Quelle zufolge von 57 die Rede ist); jedoch sind auch größere Divergenzen festzustellen (z.B. 63 gegen 125). Zudem fehlt die Angabe des Zuweisungsorts bei 50 Familien, die vermutlich in einer der anderen Listen mit ihrem Zuweisungsort aufgeführt sind. Zwei Quellen sind nicht datiert, so dass nicht mit Sicherheit gesagt werden kann, welche vor oder nach der datierten Quelle entstanden ist. Da ich in den meisten Fällen mangels anderer Quellen nicht in der Lage war, die richtigen Daten auszuwählen, sah ich mich gezwungen, alle drei Quellen anzugeben, und damit jede der drei als glaubwürdig und gleichberechtigt anzuerkennen.

Wie schon vorher erwähnt, müssen die Quellen gemäß methodologischer Grundsätze einer präzisen Kritik unterworfen werden. Man unterscheidet hierbei grundsätzlich zwei Arten der Quellenkritik:

- eine „Kritik von außen“, bei der im Zuge dieses Verfahrens der Historiker feststellen muss, ob die Quelle überhaupt genuin, also keine Fälschung ist. Im Rahmen dieser Kritik wird festgestellt, wo, wann und von wem die Quelle erstellt wurde.
- eine Kritik des Inhalts mittels der Hermeneutik, mit der die Glaubwürdigkeit des Inhalts der zuvor als echt oder unecht beurteilten Quelle bewiesen werden soll. Mit der Hermeneutik soll festgestellt werden, ob der Verfasser die „Wahrheit“ oder die „Unwahrheit“ – sei es absichtlich oder unabsichtlich – übermittelt hat.³⁵

34 Es handelt sich um folgende Listen: 1.) Archiwum Państwowe Katowice, Rejencja Katowicka [Regierungspräsidium Kattowitz], Sign. 12029, [Verzeichnis], o.D., S. 252–253; 2.) Archiwum Państwowe Katowice, Urząd Propagandy Rzeszy Górnoego Śląska w Katowicach [Reichspropagandaamt für Oberschlesien in Kattowitz], Sign. 34, Der Beauftragte des RF SS Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums, Ansiedlungsstab-Süd, Siedlungsaktion 1940 „Galizien-deutsche Bergbauern“, o.D., S. 107; 3.) Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde, Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums, Sign. 25, Der Beauftragte des RF SS als RKF an RF SS RKF, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 142 – Betrifft: Ansiedlung galizien-deutscher Bergbauern – Bezug: Ihr Schreiben vom 8.11.1940 [...] an den Ansiedlungsstab Saybusch – Ansiedlungs-Ergebnis, 12.12.1940, S. 64–66. Vgl. die Kombination der drei Quellen in: *Sikora*, *Niszczycy* by tworzyć (wie Anm. 5), S. 254f.

35 *Topolski*, *Metodologia historii* (wie Anm. 2), S. 357–377.

Zum Beispiel bildeten Fotos, die von Józef Macikowski aufgenommen worden waren, einen bedeutenden Anteil der von mir (und schon früher durch Staatsanwälte) hinsichtlich der „Aktion Saybusch“ untersuchten Aufnahmen. Macikowskis Aufnahmen zeigen den Aufenthalt der zuerst ausgesiedelten Polen im Übergangslager und dann ihren Marsch zu den Zügen, die sie weiter ins Generalgouvernement transportierten. Das Aufnahmedatum lässt sich auf Grund anderer Quellen annähernd ermitteln, doch schon der Ort der jeweiligen Aufnahme bleibt fragwürdig. Wahrscheinlich geht es um die Stadt Saybusch, doch man kann auch nicht einige andere Orte im Kreis Saybusch definitiv ausschließen. Auf jeden Fall liefern die Fotos sehr viele Informationen über den *modus operandi* der Aussiedlung. Trotzdem wurde in den letzten Jahren versucht, Macikowskis Urhebererschaft bezüglich der Fotos in Frage zu stellen. Angeblich soll ein gewisser Tadeusz Wyrwalski der Urheber sein.³⁶ Die unentschiedene Frage der Urhebererschaft beeinflusste jedoch überhaupt nicht die allgemeine Echtheit der Fotos. Anhand dieses Beispiels wird ersichtlich, dass das „falsche“ Ergebnis der „Kritik von außen“ nicht unbedingt das Ergebnis der Kritik des Inhalts stören muss.

Aus hermeneutischer Perspektive hat der Historiker die Aufgabe, den Kode der herangezogenen Quellen zu entziffern, da jeder Verfasser einer Quelle und jede Zeit, in der die Quelle entsteht, einen eigenen Kode oder eine eigene Sprache (Stil) besitzt.³⁷ Zu den bekanntesten Wörtern mit verschlüsselter Bedeutung, die von den NS-Behörden benutzt wurden, zählen „Sonderbehandlung“ und „Evakuierung“. Mit diesen beiden Begriffen beschrieb man nämlich im Reichssicherheitshauptamt die massenhafte Ermordung der jüdischen Bevölkerung.³⁸ Bei meiner Forschung stieß ich oft in den deutschen Dokumenten auf folgende besonders signifikante Begriffe: „Aussiedlung“, „Umsiedlung“ und „Ansiedlung“. Darüber hinaus kennt ein zur NS-Zeit arbeitender Historiker aus seinem „beruflichen Wörterbuch“ Vokabeln wie „Deportation“, „Vertreibung“ oder „Zwangsmigration“.³⁹ Ohne eine Auseinandersetzung mit diesen Begriffen war es mir nicht möglich, meine Recherchen fortzuführen.

Vom rein semantischen Gesichtspunkt aus beinhaltet das Wort „Umsiedlung“ sowohl die Aussiedlung eines Bevölkerungsteils aus einem bestimmten

36 E-mail von Wojciech Kucharski an Mirosław Sikora vom 7.4.2011.

37 *Topolski*, *Metodologia historii* (wie Anm. 2), S. 322–334.

38 Mehr dazu siehe: *Luczak, Czesław*: *Zagłada* [Ausrottung]. Warszawa 1989; *Hilberg, Raul*: *The Destruction of the European Jews*. Yale 2003.

39 *Haar, Ingo*: *Inklusion und Genozid. Raum- und Bevölkerungspolitik im besetzten Polen 1939–1944*. In: Beer, Mathias/Dietrich Beyrau/Cornelia Rauh (Hg.): *Deutschsein als Grenzerfahrung. Minderheitenpolitik in Europa zwischen 1914 und 1950*. Essen 2009, S. 47.

Gebiet als auch die Ansiedlung dieser Menschen in einem anderen Gebiet. In diesem Sinn kann auch dieses Wort benutzt werden, um den durch die deutschen Behörden in den Jahren 1939–1944 eingeleiteten Transfer der polnischen sowie der deutschen Bevölkerung zu beschreiben. Man muss sich aber gleichzeitig folgende schwerwiegende Unterschiede vor Augen halten:

- Die Polen wurden – im Gegensatz zu den Deutschen aus Galizien, Wolhynien, Buchenland, Bessarabien usw. – zwangsweise ausgesiedelt.
- Die Polen erhielten – im Gegensatz zu den deutschen Umsiedlern, denen polnische Landwirtschaftsbetriebe oder Werkstätten zumindest treuhänderisch zugewiesen wurden – keine Wiedergutmachung nach ihrer Aussiedlung. Sie lebten vielmehr in den Häusern anderer Polen mit diesen auf engstem Raum zusammen. Das war entweder in der Nähe ihres ursprünglichen Wohnortes im Kreis Saybusch oder nach ihrer Deportation im Generalgouvernement.
- Der Transport der Polen ins Generalgouvernement erfolgte unter gesundheits- und lebensbedrohlichen Bedingungen, während sich die Volksdeutsche Mittelstelle zusammen mit dem Reichskommissariat für die Festigung des deutschen Volkstums um den Transport der Deutschen aus den Territorien der UdSSR und Rumäniens eindrucksvoll gekümmert hat.⁴⁰

Angesichts dieser Tatsachen ist es angemessen, die „Aussiedlung“ und Deportation der Polen als „Vertreibung“ zu bezeichnen.⁴¹ Es liegen hier ähnliche Umstände vor, wie sie die deutsche Bevölkerung im Jahre 1945 in Polen und den anderen Ländern Mitteleuropas zu vergegenwärtigen hatte.

Das Problem des Historikers ist – es kommt immer auf das gegebene Thema an – der Mangel an Quellen oder der Überschuss an Quellen. Heutzutage ist die große Herausforderung für Historiker, die die neueste Geschichte untersuchen, eine Art Quelleninflation. In diesem Zusammenhang taucht auch folgendes Dilemma auf: Soll der Historiker zuerst die Forschungsfrage(n) stellen oder davor die Quellenbasis prüfen und dann die Frage(n) formulieren?

Beispielsweise wusste ich von Anfang an, dass ich genug Quellen zur Verfügung haben würde, da ich einen Einblick in die Ermittlungsakten zum Thema der Aussiedlung aus dem Kreis Saybusch genommen habe. Mein Problem bestand zumeist in einem Quellenüberschuss, weshalb ich aus der großen Menge der zugänglichen Quellen die glaubwürdigsten und aufschlussreichsten auszusortieren hatte. Mein Fachkollege Miroslaw Węcki,

40 Sikora, *Niszczycy* by tworzyć (wie Anm. 5), S. 29–30.

41 In diesem Kontext verwendet z.B. Ingo Haar diese Bezeichnung. *Haar*, *Inklusion und Genozid* (wie Anm. 39), S. 39.

der zum selben Zeitpunkt (wie ich die Saybuscher „Aussiedlung“⁴²) die Biografie des oberschlesischen Gauleiters Fritz Bracht erforschte, hatte mit einem Mangel an Quellen zu kämpfen, insbesondere im Bereich von Brachts Privatleben, was sich negativ auf das Forschungstempo auswirkte.⁴²

Abschließend möchte ich noch betonen, dass mir dank der umfassenden Quellenbasis nicht selten zwei und sogar mehrere und gleichzeitig voneinander unabhängige Quellen zu Verfügung standen, die dasselbe Datum bzw. dieselbe Tatsache bewiesen. Ich konnte z.B. Hunderte von Aussagen der ausgesiedelten Polen nicht nur miteinander vergleichen, sondern sie auch mit den Angaben und Berichten der Geheimen Staatspolizei und der Schutzpolizei abgleichen.⁴³

4. Aufbau des Textes (narrative Fassung)

Schließlich kommt der Exaktheit der vom Forscher benutzten Sprache große Bedeutung zu: Wie kann man über die Vergangenheit berichten, ohne sie zu deformieren, sondern sie angemessen widerspiegeln? Mit der Nachfrage nach interdisziplinären Studien, geht die Nachfrage nach gemischten Methoden in der Herangehensweise an die Vergangenheit einher. Heutzutage verfügt der Historiker über die breite Palette der verschiedenen Gesichtsschreibungsschulen und -paradigmen. Zu den in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekanntesten und verbreitetsten zählten: die Annales-Schule und ihre problemorientierte Fassung⁴⁴ (Marc Bloch, Lucien Febvre, Fernand Braudel), die der New Economic History (Douglass C. North, Robert W. Fogel), die Social Science History-Schule und die – seit zwei Jahrzehnten gewissermaßen bloßgestellte – marxistische Schule (basierend auf dem Dialektischen Materialismus). In den letzten zwei Jahrzehnten haben sich weitere Paradigmen herauskristallisiert.⁴⁵ Der gemeinsame Nenner der drei erstgenannten Schulen ist ihre Gegenposition zur noch aus dem 19. Jahrhundert stammenden traditionel-

42 *Miroslaw Węcki*: Fritz Bracht (1899–1945). *Nazistowski zarządca Górnego Śląska w latach II wojny światowej* [Fritz Bracht (1899–1945). Nationalsozialistischer Gauleiter Oberschlesiens in den Jahren des II. Weltkrieges]. Katowice 2014.

43 Siehe insbesondere *Sikora*, *Niszczyć by tworzyć* (wie Anm. 5), S. 162–284.

44 Dieser Theorie zufolge soll der Schwerpunkt der Forschung nicht auf den zuerst festgelegten Zeitspannen und Raumgrenzen liegen, sondern auf dem Problem, das sowohl lange Zeitspannen als auch große Räume betrifft (die „lange Dauer“). *Pomorski*, *Historyk i metodologia* (wie Anm. 2), S. 67; *Braudel, Fernand*: *Historia i trwanie* [Geschichte und Dauer]. Warszawa 1999. [Originaltitel: *Écrit sur l'Histoire*].

45 Mehr darüber siehe: *Domańska, Ewa* (Red.): *Teoria wiedzy o przeszłości na tle współczesnej humanistyki* [Theorie des Wissens über die Vergangenheit im Lichte der gegenwärtigen Geisteswissenschaft]. Poznań 2010.

len, positivistischen Geschichtsforschungs- und -schreibungsweise (Leopold von Ranke). Ihr zufolge sammelt der Historiker lediglich Tatsachen, ordnet sie an und stellt sie logisch und ästhetisch (stilistisch) korrekt dar, um die „Forschungslücke“ auszufüllen.⁴⁶ Diesem Paradigma wurde später eine „kumulative Herangehensweise“ attestiert.⁴⁷

Bei meinem Forschungsprojekt bewegte ich mich methodisch generell immer noch im Rahmen der traditionellen Methoden, obwohl ich mich gleichzeitig bemühte, sowohl von den in der New Economic History (quantitative Fassung von Ereignissen) als auch in der Oral History (Darstellung der – sich oft gegenseitig widersprechenden – Aussagen der Insider) angewandten Methoden Gebrauch zu machen. Das Buch „Niszczyć by tworzyć. Germanizacja Żywiecczyzny przez narodowosocjalistyczne Niemcy 1939–1944/45“ [Vernichten, um zu schaffen. Germanisierung des Saybuscher Landes durch NS-Deutschland 1939–1944/45] zählt jedenfalls mit seiner gemischten chronologisch-problemorientierten Fassung zur Mikrogeschichte. Weiter ich habe danach gestrebt, die Tatsachen immer auch in ihrer zahlenmäßigen Dimension darzustellen und gleichzeitig die Dynamik der Prozesse hervorzuheben, weshalb statistische Angaben eine sehr wichtige Rolle spielten.⁴⁸

Die wichtigsten Werkzeuge des Historikers im Schreibprozess sind Logik und Grammatik.⁴⁹ Würde man versuchen, nur logische Sätze zu bilden und auf die Ästhetik sowie den Stil eines Textes keine Rücksicht zu nehmen, dann wäre ein solches Werk wahrscheinlich unlesbar. Eine solche Abhandlung würde vermutlich extrem lange Sätze, zahlreiche wörtliche Wiederholungen, die Verwendung eines relativ kleinen Wortschatzes (und zwar mit dem Vorbehalt, dass die benutzten Fachbegriffe zuerst sehr präzise definiert werden würden), ausufernde Fußnoten (in denen alles eingehend erläutert wird) und vieles mehr beinhalten. Da die von dem Historiker (dem Forscher im Allgemeinen) benutzte Sprache von gravierender Bedeutung ist, überzeugt mich die Sichtweise des *linguistic turn*, der zufolge die Sprache die Ergebnisse der Erkenntnis prägt.⁵⁰ Für die erfolgreiche Abfassung eines historischen Werkes nennt Mark Bevir folgende rationale Kriterien:

- Genauigkeit/Gewissenhaftigkeit (accuracy),
- Verständlichkeit/Deutlichkeit/Klarheit (comprehensiveness),

46 *Pomorski*, *Historyk i metodologia* (wie Anm. 2), S. 53–78.

47 *Pomorski*, *Paradygmat „New economic history“* (wie Anm. 12), S. 12.

48 Siehe insbesondere *Sikora*, *Niszczyć by tworzyć* (wie Anm. 5), S. 210–299, 350–446.

49 *Topolski*, *Wprowadzenie do historii* (wie Anm. 2), S. 58–69.

50 Ebd.

- Fortschritt (progressiveness),
- Effektivität (fruitfulness),
- Konsequenz/Folgerichtigkeit (consistency),
- Offenheit/Aufgeschlossenheit (openness).⁵¹

Inmitten der zahlreichen von den Methodologen vorgeschlagenen Regeln für Historiker finden wir solche wie das Streben nach einer möglichst umfassenden Quellenbasis, die stetige Fortentwicklung eigener Forschungs- sowie Geschichtsschreibungsmethoden, die Befolgung der wissenschaftlichen Ethik bei gleichzeitigem Wagemut, auch Kontroversen zu initiieren und unpopuläre Thesen aufzustellen und diese zu beweisen sowie schließlich die Berücksichtigung des Pluralismus von „Wahrheit“.

Das letztgenannte Prinzip scheint mir besonders erörterenswert. Mehrmals musste ich zur Kenntnis nehmen, dass dieselben Ereignisse völlig anders von polnischen Wissenschaftlern dargestellt werden als von deutschen. Zu der interessantesten Geschichtskontroverse, die ich erklären musste bzw. zu der ich mich irgendwie stellen musste, gehörte die Frage des Bevölkerungstransfers. Es geht um die sprachliche (semantische), sachliche sowie ideologische, politische und rechtmäßige Bedeutung von solchen Wörtern wie: Umsiedlung, Aussiedlung, Vertreibung und Deportation.⁵²

Aus meiner Forschung ging auch die sehr umstrittene Frage nach den „positiven“ Seiten des NS-Regimes hervor. Es lässt sich nämlich zeigen, dass neben den zerstörerischen und mörderischen Methoden und Zwecken des Nationalsozialismus diese Ideologie und das durch sie geprägte politische, soziale und ökonomische Programm der Regierung Hitlers auch Komponenten beinhaltete, die auf eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Modernisierung hinausliefen. Solche modernistischen Ansätze finden sich vor allem auf dem Gebiet der Arbeitsverhältnisse⁵³, der Wissenschaft⁵⁴, der inno-

51 *Bevir, Mark*: Objectivity in History. In: *History and Theory*, 33 (1994), Nr. 3, S. 328–344. Vgl. auch *Topolski*, Jak się pisze i rozumie historię (wie Anm. 2), S. 311.

52 Siehe insbesondere *Sikora*, Niszczyć by tworzyć (wie Anm. 5), S. 29–30.

53 Mehr zur Regulierung von Arbeitsverhältnissen im NS-Staat siehe: *Aly, Götz*: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt am Main 2000.

54 Mehr zu den verschiedenen (pseudo-)wissenschaftlichen Unternehmungen im NS-Staat siehe: *Kaufmann, Doris* (Hg.): Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus: Bestandaufnahme und Perspektiven der Forschung, Bd. 1–17, Göttingen 2000–2008.

vativen Technologie und Industrie⁵⁵, der Landwirtschaft⁵⁶, der Raumordnung (Verkehrsinfrastruktur, Architektur, Städte- sowie Dorfbauplanung) und des Umweltschutzes⁵⁷. Insbesondere den Aktivitäten von NS-Behörden in dem letztgenannten Feld sollte mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Reichsführer SS Heinrich Himmler und Reichsernährungsminister Richard Walter Darré haben großen Wert auf die Formung der Landschaft durch den Menschen unter Beachtung des Naturschutzes gelegt, was in grellem Kontrast zu der unglaublichen Verachtung menschlichen Lebens durch die NS-Behörden steht.

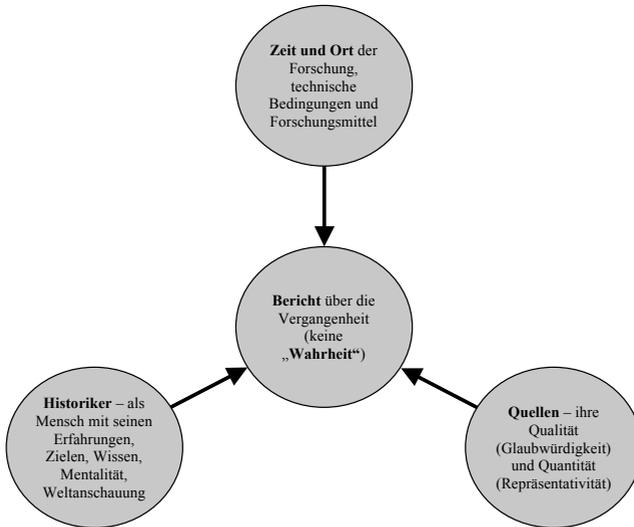
Die letzte mit der narrativen Fassung im Zusammenhang stehende Frage, ist der Umfang der historiografischen Veröffentlichung. Das grundsätzliche Dilemma lautet hier: Inwieweit darf der Historiker Quellen uminterpretieren und die in diesen Quellen enthaltene Informationen umarbeiten? Natürlich ist es besonders für Historiker der Neuesten Geschichte – von Quelleneditionen abgesehen – ganz unmöglich und manchmal ganz überflüssig, Dokumente in Gänze aufzuführen. Gleichzeitig soll jedoch eine Zusammenfassung von umfang- und wissensreichen Materialien in einem oder wenigen Sätzen vermieden werden, die den Inhalt der Dokumente nicht korrekt widerspiegeln. Während der Arbeit an meinem Buch war ich immer geneigt, mehr Quelleninformationen anzugeben, als es gewöhnlich der Fall ist. Als Folge entstand ein umfangreiches Werk (719 Seiten) mit Hunderten von Personennamen, Ortsnamen und anderen Daten. Diese Fassung hat leider dazu beigetragen, dass das Buch zwar – zumindest den Rezensenten und anderen Historikern zufolge – seine wissenschaftliche Aufgabe erfüllt, jedoch für den gewöhnlichen Rezipienten bzw. Nicht-Historiker eher als unlesbar beurteilt werden muss. Vor allem wird der Leser durch die unbearbeiteten, nicht interpretierten Informationen überlastet, da er sie in einem solchem Ausmaß nicht allein interpretieren kann.

55 Mehr zur Frage des technologischen Fortschritts sowie der Kontroverse um die Leitung der NS-Rüstungsproduktion siehe: *Tooze, Adam*: Ökonomie der Zerstörung: Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus. Bonn 2007. [Originaltitel: *The Wages of Destruction. The Making and Breaking of the Nazi Economy*].

56 Mehr zum Thema siehe: *Corni, Gustavo* und *Horst Gies*: Blut und Boden. Rassenideologie und Agrarpolitik im Staat Hitlers. Idstein 1994.

57 Mehr zum Thema siehe: *Hartenstein, Michael A.*: Neue Dorflandschaften. Nationalsozialistische Siedlungsplanung in den „eingegliederten Ostgebieten“ 1939 bis 1944. Berlin 1998.

Diagramm: Die „Entdeckung“ der Vergangenheit



Schlussfolgerung

Abschließend lässt sich sagen, dass es den meisten gewöhnlichen Historikern – zu denen ich mich zähle – nur mit großer Mühe gelingt, in ihren Studien irgendwelche Forschungsparadigmen (Modelle) anzuwenden.⁵⁸ Immer noch gehe ich von der Annahme aus, dass man zuerst alle potenziellen Quellen zum gewählten Thema lokalisieren, einsehen und untersuchen soll, um die jeweiligen Tatsachen und Prozesse (Entwicklungen von Ereignissen) festzustellen. Natürlich muss man sich fragen, wo die Grenze der Suche verlaufen soll. Mit dieser Frage soll vermieden werden, dass man z.B. nach zehnjähriger Archivrecherche zu dem Ergebnis kommt, dass keine oder nur sehr wenige Dokumente zum Forschungsthema existieren. Umgekehrt ist es bei einem Quellenüberschuss unentbehrlich, sich eine Forschungsstrategie auszudenken oder vielleicht ein Paradigma anzuwenden, damit der Überschuss bei der Bearbeitung eines umfassenden Themas (z.B. deutsch-polnische Wirtschaftsbeziehungen 1918–2004) handhabbar gemacht werden kann. Mein Forschungsthema wurde in dem Maße – räumlich wie auch zeit-

⁵⁸ Dieses Problem wird mir immer wieder bei den Diskussionen mit den Fachkollegen in meinem Institut und mit Historikern aus anderen Forschungsstellen oder beim Lesen historiografischer Literatur bewusst, die sehr selten über eine konventionelle Geschichtsschreibung hinausgeht.

lich – eng formuliert (NS-Bevölkerungspolitik im Kreis Saybusch 1939–1944/45), sodass es für mich relativ einfach war, die wichtigsten Quellen in Polen und Deutschland nicht nur festzustellen (zu lokalisieren), sondern sie auch einzusehen und relativ ausführlich zu bearbeiten. Dagegen wäre es beispielsweise bei dem Thema „NS- und UdSSR-Bevölkerungspolitik gegenüber den Polen in den Jahren 1933–1945“ unmöglich, die Darstellung des Forschungsverlaufs mit der Bemerkung „die wichtigsten Quellen wurden alle untersucht“ zu versehen. Jeder Historiker, wenn nicht jeder Wissenschaftler, sollte sich jedenfalls immer den Aphorismus vor Augen halten, der lautet: Je größer die Inseln unseres Wissens, desto länger die Küste unseres Unwissens.⁵⁹

59 Der Aphorismus basiert auf dem Ausspruch von Isaak Newton: „Je mehr wir wissen, desto weniger wissen wir“, <http://wiedza.newsweek.pl/-im-wiecej-wiemy-tym-mniej-wiemy---andrzej-k--wroblewski-dla--newsweeka-,86000,1,1.html>, zuletzt eingesehen am 14.3.2012.

Kurt Hochstuhl

„Migrationsunterlagen“ zu deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen in staatlichen Archiven: Das Beispiel des Staatsarchivs Freiburg

Als der Herausgeber mich im Jahr 2011 bat, einen Vortrag über Migrationsunterlagen im Staatsarchiv Freiburg für die damalige Jahrestagung beizusteuern, sagte ich gerne zu. Auch der Titel „Migrationsunterlagen“ schien mir griffig zu sein. Nicht ahnend allerdings, wie umfangreich selbst in einem kleineren Staatsarchiv¹ das Material ist, das sich mit der räumlichen Mobilität von Menschen beschäftigt; eine derartige Fülle von Unterlagen, die man in einem 30-minütigen Vortrag auch nicht annähernd präsentieren kann. Reduktion und Auswahl waren also angesagt. Ihnen zum Opfer fielen, um nur einige wenige zu nennen, die ca. 80.000 Auswandererakten aus dem Sprengel des Staatsarchivs und die Unterlagen über Arbeitsmigranten des 19. und 20. Jahrhunderts (Handwerksburschen und Gastarbeiter); ebenso die mehr als 15.000 sogenannten Wiedergutmachungsakten, in denen das Schicksal der Verfolgten des Nazi-Regimes (Emigranten, Verschleppte) in Verwaltungsvorgänge gepresst ist, wie auch die Zwangs- und Fremdarbeiter des Zweiten Weltkriegs, die in rund 8.000 Fällen im Staatsarchiv nachweisbar sind. Im Zentrum meines Beitrages werden vielmehr jene Unterlagen stehen, die sich auf das große Thema von Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg beziehen, nicht nur weil es dem Tagungsthema entspricht, sondern auch, weil dieses Thema zu einem zentralen Anker im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik geworden und geblieben ist.²

1 Die Abteilung Staatsarchiv Freiburg des Landesarchivs Baden-Württemberg ist das für den Regierungsbezirk Freiburg zuständige Archiv. Sie verwahrt im Wesentlichen die schriftliche Überlieferung der staatlichen Mittel- und Lokalbehörden im Regierungsbezirk ab 1806 sowie die Bestände der Zentralbehörden des Landes (Süd-)Baden aus der Zeit 1945–1952 mit dem Schriftgut der Ministerien, des Landtags, des Staatsgerichtshofs und der Staatskanzlei. Ergänzt werden diese durch eine Vielzahl von Nachlässen und bedeutender Fotosammlungen, die weit über den Sprengel des Archivs hinausweisen. Die Gesamtüberlieferung beträgt derzeit 16,3 lfd.km. Vgl. *Hochstuhl, Kurt*: Ein Staatsarchiv für Südbaden? Der lange Kampf um das Staatsarchiv Freiburg. In: Schadek, Hans (Hg.): Badens Mitgift: 50 Jahre Baden-Württemberg. Freiburg 2002, S. 517–534. <http://www.landearchiv-bw.de/web/47231>, zuletzt eingesehen am 9.2.2012.

2 Vgl. *Hirsch, Helga*: Kollektive Erinnerung im Wandel [Bundeszentrale für politische Bildung], 2008. http://www.bpb.de/themen/BH8MJF,5,0,Kollektive_Erinnerung_im_Wandel.html, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

Denn Migration hinterlässt Spuren: unmittelbare zuerst in der individuellen, ganz persönlichen, dann aber auch in der kollektiven Erinnerung der von diesem allgegenwärtigen historischen Phänomen betroffenen Personenkreise. Migration verändert nicht nur die Migranten, die aus unterschiedlichen Antrieben und Beweggründen und mit unterschiedlichen Zeithorizonten – kurz- oder längerfristig, häufig jedoch dauerhaft – ihren Lebensmittelpunkt räumlich verlagerten oder zu verlagern gezwungen waren, sondern immer auch nachhaltig die jeweilige Aufnahmegesellschaft.

Mit zunehmender zeitlicher Distanz zum Ereignis verblassen jedoch persönliche Erinnerungen oder werden überlagert von nachträglichen Interpretationen dessen, was man als Einzelner oder als Gruppe in zurückliegenden Zeiten erlebt, erlitten und erduldet hat. Dieses methodische Problem bei Befragungen und/oder bei teilnehmenden Beobachtungen ist wohl bekannt und soll deswegen hier nur am Rande Erwähnung finden.³

Weil jedoch – wie in alten Urkunden zu lesen – das menschliche Gedächtnis labil ist, kommt der in Archiven verwahrten schriftlichen wie visuellen Überlieferung eine besondere Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung wie für die Erinnerungsarbeit zu. Dies gilt allgemein, und damit auch für die Unterlagen, die im Zusammenhang mit Wanderungsbewegungen entstanden sind. Ob Menschen kommen oder gehen, Brücken abbrechen oder neue Existenzen aufbauen, immer wird das menschliche Handeln durch Verwaltungsakte begleitet, ja manchmal erst ermöglicht. Diese gelangen, wenn die Unterlagen für die Erledigung der bürokratischen Aufgabe nicht mehr benötigt werden, nach Sichtung und Bewertung durch die Facharchivare in die Magazine der staatlichen und kommunalen Archive.

Der Ablauf ist einfach: Staatliches Verwaltungshandeln produziert Vorgänge, die – mit einer gewissen zeitlichen Distanz – in reduzierter und komprimierter Form ihren letzten und endgültigen Platz im Archiv finden, wo sie nach Ablauf der allgemeinen oder spezieller personenschutzrechtlicher Sperrfristen jedermann zur Nutzung zur Verfügung stehen.

Die Aufbewahrung der Unterlagen erfolgt nach der Provenienz, einem archivischen Ordnungsprinzip, wonach das bei einer Behörde oder einem Registraturbildner organisch erwachsene Archivgut entsprechend seiner Herkunft zusammengefasst wird und somit in seinem Entstehungszusammen-

3 Aus der Vielzahl der Literatur zur Oral History nur beispielhaft: *Niethammer, Lutz*: Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Bodenheim 1987; *Geppert, Alexander C. T.*: Forschungstechnik oder historische Disziplin? Methodische Probleme der Oral History. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45 (1994), S. 303–323.

hang verbleibt. Das wichtige Provenienzprinzip erlaubt die Einordnung der Information in die Hierarchie der staatlichen Aufgabenerledigung (die berühmte Zuständigkeit) und damit die quellenkritische Auseinandersetzung mit der prinzipiell interessengeleiteten Information. Denn es ist leicht einzusehen, dass es einen Unterschied ausmacht, ob z.B. der Leiter eines Flüchtlingslagers in seinem Bemühen, eine bessere Ausstattung zu erhalten, die Situation in seinem Lager beschreibt, oder aber ob ein von außen geschickter Kontrolleur die Ausstattung des Lagers unter die Lupe nimmt und sie – möglicherweise in Kenntnis der Verhältnisse in anderen Lagern oder der momentanen Finanzknappheit seines Ressorts – wertet.

Am Beispiel der großen Flüchtlings- und Vertriebenenwanderung, die am Ende des Zweiten Weltkriegs einsetzte und – nach zeitlicher Verzögerung, wie noch zu zeigen sein wird – auch den deutschen Südwesten erreichte, werde ich in einem ersten Schritt die bei der Bewältigung dieser gewaltigen Aufnahme- und Eingliederungsaufgabe entstandene, heute im Staatsarchiv Freiburg verwahrte staatliche Überlieferung vorstellen.⁴ Glücklicherweise betrete ich da kein Neuland, hat doch Mathias Beer schon 1994 ein archivübergreifendes Inventar zu „Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945“ vorgelegt, das bis heute äußerst nützliche Dienste leistet und einen unmittelbaren Zugang zu Archivaliengruppen, aber auch einzelnen Archivalien eröffnet.⁵ In einem zweiten Schritt sollen danach die Besonderheiten der Freiburger Überlieferung präsentiert werden, bevor zum

4 Trotz bestehender juristischer Unterschiede wird im Folgenden zwischen „Flüchtlingen“ und „Vertriebenen“ nicht unterschieden, sondern allgemein von Vertriebenen gesprochen. Die Zusammenfassung entspricht der konkreten Aufnahmesituation vor Ort, in der die ankommenden Personen – unbeschadet ihres juristischen Status – durch die Aufnahmegesellschaft und ihre Einrichtungen versorgt werden mussten.

5 Beer, Mathias: Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Eine Übersicht der Archivalien in den staatlichen und kommunalen Archiven des Landes Baden-Württemberg. (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 2). Sigmaringen 1994; zu dem hinter dieser Publikation stehenden Forschungsprojekt vgl. Ders.: „Baden-Württemberg ist noch nahezu unbeackert geblieben“. Literatur und Quellenlage zur Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. In: Ders. (Hg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung. (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 3). Sigmaringen 1994. Beispielhaft für die Aufarbeitung der Zuwanderungsgeschichte nach 1945 und deren archivarischer Überlieferung in einer Kommune: Diefenbacher, Michael: Das Forschungsprojekt „Migration“ im Stadtarchiv Nürnberg: „Zuwanderung nach Nürnberg nach 1945 bis heute“. In: Migranten in München. Archivarische Überlieferung und Dokumentation. Dokumentation zum Kolloquium vom 20. Juli 2010 im Stadtarchiv München, S. 27–36. http://www.muenchen.de/media/lhm/de/rubriken/Rathaus/dir/stadtarchiv/Pressemitteilungen/Migr_pdf.pdf, zuletzt eingesehen am 18.10.2011.

Abschluss kurz eine Projektskizze der Niedersächsischen Archivverwaltung zur archivalischen Überlieferung zu Flüchtlings- und Vertriebenenlagern nach 1945 vorgestellt werden soll.

Die staatliche Überlieferung zu den Vertriebenen im Staatsarchiv Freiburg

Die Aufnahme, Eingliederung und letztendlich die erfolgreiche Integration von Millionen von Vertriebenen war ein äußerst vielgestaltiger und komplexer Prozess, an dem viele Akteure auf unterschiedlichsten Ebenen gleichzeitig, nebeneinander, manchmal auch gegeneinander agierten.⁶ Als zentrale Einrichtung für die Bewältigung dieser Aufgabe wurde im französisch besetzten Baden durch Erlass vom 27. Dezember 1945 das Landesamt für Umsiedlung gegründet und dem Badischen Ministerium des Innern angegliedert. Seine Aufgaben bestanden in der Rückführung der im Zweiten Weltkrieg nach und aus Südbaden umquartierten Personen, der Aufnahme von aus Österreich, der Schweiz und Frankreich ausgewiesenen Personen sowie in der statistischen Erfassung und wirtschaftlich-sozialen Betreuung der zu erwartenden Flüchtlinge und Evakuierten. Die Aufgabenerledigung des Landesamtes erfolgte weitgehend dezentral, indem in den einzelnen Landratsämtern Kreisbeauftragte für Umsiedlung tätig waren, die eng mit den kommunalen Kreisausschüssen für Umsiedlung zusammenarbeiten sollten.⁷

Etwas pointiert könnte man formulieren, dass die Struktur für die Aufnahme von Vertriebenen vorbereitet war, die Vertriebenen selbst jedoch ausblieben. Denn Frankreich, als verspätete Siegermacht kein Teilnehmer der Potsdamer Konferenz vom Juli/August 1945, fühlte sich nicht an deren Beschlüsse gebunden. Entsprechend ablehnend war die französische Haltung gegenüber der Aufnahme von Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten sowie aus den Staaten Ost- und Südosteuropas. Diese Haltung entsprach auch der generellen Absicht der französischen Besatzungsmacht, die wirtschaftlichen Ressourcen ihrer Besatzungszone weitgehend für die

6 Vgl. dazu die Transferarbeit im Rahmen des Archivreferendariats von *Grützmacher, Johannes*: Überlieferungsbildung im Verbund? Staatliche und nichtstaatliche Überlieferung zu Flüchtlingen und Vertriebenen, 2007. http://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/25/Gruetzmacher_vorFassung.9613.pdf, S. 10ff., zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

7 *Strauß, Christof*: Einleitung zum Bestand Landesamt für Umsiedlung StAF [Staatsarchiv Freiburg] D 36/3, Landesamt für Umsiedlung, 1945–1956. Der vollständig erschlossene Bestand umfasst 294 Faszikel in 5,1 lfd.m. und ist als Online-Findbuch im Netz recherchierbar. <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=8061>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

Bestreitung der Besatzungskosten und den Wiederaufbau der zerstörten Teile Frankreichs zu nutzen und sie nicht anderweitig, z.B. für die Aufnahme von Vertriebenen, zu verwenden. Der Präsident des Staatssekretariats und spätere Staatspräsident des Landes Baden, Leo Wohleb, stellte noch in seiner Regierungserklärung vom 7. Januar 1947 fest, dass „glücklicherweise [...] der große Zustrom von Flüchtlingen, abgesehen von vielen Einzelfällen, noch nicht nach Südbaden gekommen“ sei.⁸ Dementsprechend selten wurde in den Sitzungen des Staatssekretariats und der Vorläufigen Landesregierung das Vertriebenenthema behandelt.

Der Ende 1945 im Freiburger Kabinett (Freiburg war die Hauptstadt Badens) angekündigten „Übernahme von etwa 60.000 Flüchtlingen aus Österreich und dem Sudetengebiet“ – eine Größenordnung, die trotz der allgemeinen Mangelwirtschaft und der prekären Ernährungslage noch beherrschbar schien – hatte die Militärregierung, sicher nicht zum Missfallen der Vorläufigen Regierung, ihre Zusage verweigert.⁹ Denn im Februar 1947, als über neue Kontingenzahlen spekuliert wurde, wonach auch das Land Baden mit weit mehr als die in der Zwischenzeit angekündigten 75.000 Flüchtlinge zu rechnen habe, suchte die Landesregierung umgehend den Kontakt mit der Militärregierung, um sich deren Rückendeckung für eine eher abwartende Haltung zu verschern. In diesem Zusammenhang grassierten wieder einmal die üblichen Befürchtungen, wonach die angekündigten Personenkreise nicht nur wenig „arbeitsfähig“ seien, sondern auch im „vollkommen abgerissenen Zustand“ sich befänden und deswegen gravierende „arbeits-, ernährungs- und bekleidungsmäßige“ Probleme zu erwarten seien, bis hin zu politischen Gefahren für das junge Land, „da unter diesen Leuten auch politisch schwer Belastete sich befänden“.¹⁰

8 Verhandlungen der Beratenden Versammlung des Landes Baden. Villingen 1947, 4. Sitzung, 7. Januar 1947, S. 3.

9 *Hochstuhl, Kurt* (Bearb.): Protokolle der Regierung von Baden. Bd. 1: Die Landesverwaltung Baden und das Staatssekretariat Wohleb 1945–1947. Stuttgart 2006, S. 17, 4. Sitzung der Landesverwaltung Baden am 14. Dezember 1945.

10 Ebd., S. 176, 9. Sitzung der Vorläufigen Badischen Regierung am 19. Februar 1947, Erklärung des Staatssekretärs des Innern Dr. Marcel Nordmann (SP). Eine wissenschaftliche Gesamtdarstellung der Aufnahme und Integration der Vertriebenen in die französische Besatzungszone fehlt bislang. Erste Orientierung bietet: *Haug, Joachim*: Flüchtlinge und Vertriebene in Südbaden während der ersten Nachkriegsjahre. In: Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg (Hg.): Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg. Freiburg 1986, S. 39–43. Über das Eintreffen der Vertriebenen im Landkreis Emmendingen berichtet: *Möller, Armin E.*: Flüchtlingstransporte. Endstation Kreis Emmendingen. In: *s'Eige zeige*, (16) 2002, S. 99–110.

Von einem „Flüchtlingsproblem“, wie in anderen Ländern, konnte also in Südbaden wie in Südwürttemberg-Hohenzollern lange Zeit „nicht gesprochen werden“. So lag der Anteil der Vertriebenen in der französischen Besatzungszone gemessen an der Gesamtbevölkerung im Jahre 1946 bei lediglich 1,5%, gegenüber 20,8% in der sowjetischen, 16,3% in der amerikanischen und 13,9% in der britischen Zone.¹¹

Diese Situation sollte sich erst ab den Jahren 1948/49 ändern. Mit Gründung der Bundesrepublik Deutschland war laut Grundgesetz die Regelung der Angelegenheiten der Flüchtlinge und Vertriebenen als Teil der konkurrierenden Gesetzgebung des Bundes festgelegt (Art. 74) und ihm durch Art. 120 das Recht zugebilligt worden, insbesondere die Verteilung der Flüchtlinge und Vertriebenen auf die Länder im Vorgriff auf eine gesetzliche Regelung per Verordnung vornehmen zu können.¹² Das Innenministerium in Freiburg, das noch im Oktober 1948, als Schleswig-Holstein in einem Solidaritätsappell um eine gerechtere Verteilung der Vertriebenenströme nachgesucht hatte, dahinter lediglich das Abschieben sozialer Problemfälle nach Baden befürchtete und die Angelegenheit entsprechend dilatorisch behandelte, musste nun seine Haltung revidieren. Im Rahmen der vom Bund aufgelegten Bundesumsiedlungsprogramme wurden in den Folgejahren zahlreiche Vertriebene, vor allem aus den Ländern Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern, in andere Bundesländer, Baden einbegriffen, verlegt. Innerhalb von zwei Jahren versechsfachte sich die Zahl der Vertriebenen in Südbaden auf einen Anteil von über 10% an der Gesamtbevölkerung. Am Jahresende 1952 befanden sich in dem in Abwicklung begriffenen Bundesland Baden knapp 150.000 Vertriebene.¹³ Erst ab diesem Zeitpunkt kann von einer dichten Überlieferung zu den Vertriebenen im Staatsarchiv Freiburg gesprochen werden.

11 *Grosser, Thomas*: Die Integration der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden (1945–1961). (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 158). Stuttgart 2006, S. 37ff.; *Borawski, Gerhard*: Vertriebene und Flüchtlinge 1950 und 1961. In: Historischer Atlas von Baden-Württemberg. Erläuterungen (Bd. II): Beiwort zu Karte XII, 6. Stuttgart 1972ff., S. 1–12, hier S. 1–4.

12 *Stiefel, Karl*: Baden 1648–1952. Bd. 2. Karlsruhe 1977, S. 1333.

13 Ebd., S. 39 u. 41; *Fäßler, Peter/Reinhard Grohnert/Joachim Haug/Heiko Haumann/Edgar Wolfrum*: Hauptstadt ohne Brot. Freiburg im Land Baden (1945–1952). In: Haumann, Heiko und Hans Schadek (Hg.): Geschichte der Stadt Freiburg. Bd. 3: Von der Badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Freiburg 2001, S. 370–427, hier S. 420; StAF C 5/1 Nr. 6940, Umsiedlung von Flüchtlingen aus den Ländern Bayern, Niedersachsen, Schleswig-Holstein in andere Bundesländer, Maßnahmen zur Aufnahme und Eingliederung der Flüchtlinge in Baden, 1949–1952.



Abb. 1: Landesdurchgangslager Freiburg-Betzenhausen, Baracken mit Kinderspielplatz, 1953, StAF, Fotosammlung Willy Pragher, Ordner 912 – Neusiedler im Bestand Baden-Württemberg I

Die erste Begegnung mit ihrer neuen Heimat erfuhren die Vertriebenen in den Landesdurchgangslagern in Freiburg-Betzenhausen und Bühl-Altschweier, die erst wenige Monate zuvor von den Franzosen, die sie als Internierungslager für NS-Akteure verwendet hatten, freigegeben worden waren. Mit dem Anwachsen der Umsiedlerströme kamen später noch die Lager in Rastatt, St. Blasien und Bad Antogast sowie weitere sieben Nebenlager hinzu. Darüber hinaus unterhielten die Kreise eigene Lager und Unterkünfte für die in ihr Gebiet zugewiesenen Umsiedler. Die Unterlagen über die dem Landesamt für Umsiedlung unterstehenden Lager werden heute im Bestand Abteilung Gesundheit, Soziales und Flüchtlingswesen des Regierungspräsidiums Freiburg verwahrt, das nach Gründung des Landes Baden-Württemberg die Aufgaben des aufgelösten Landesamts für Umsiedlung übernahm und fortführte.¹⁴

Die Überlieferung der Lager selbst muss – mit einer Ausnahme – als verloren gelten. Lediglich für das Landesdurchgangslager Betzenhausen exis-

14 StAF F 30/5, Regierungspräsidium Freiburg: Abt. Gesundheit, Soziales und Flüchtlingswesen. Online-Findbuch: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=8341>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

Flüchtlingskarteikarte		Letzter Wohnsitz vor der Flucht: Jnsterburg	
10606		Lfd. Nr.	<input checked="" type="checkbox"/>
Flü-kategorie:		Land: Ostpreussen	064
Da: Österr. / ev. / isländ. / schwed.		Kreis: Jnsterburg	
Name: Adler		Wohnsitz verlassen am: 20.1.1945	0145
Vorname: Maria		Wohnsitz am 1.1.45: Ostpreussen	<input checked="" type="checkbox"/>
Geschlecht: Männl. / Weibl.		Wohnsitz am 1.9.39: Jnsterburg	
Geb.-Datum: 24.5.1907		Land: Ostpreussen	064
Geb.-Ort: Jnsterburg		Kreis: Jnsterburg	
Land: Ostpr. Kreis: Jnsterburg		Jetziger Wohnort (Gemeinde): Waldshut	
Religion: Kath. / ev. / isländ. / schwed.		Kreis: Waldshut	10877
Familienstand: Verh. / verw.		Zugezogen am: 18.11.1948	1148
Staatsangehörigkeit: deutsch		Zugezogen aus Zone: Lg. Anlborg	
Erlerner Beruf: (Abitur) Kunstnäheri		Land: Dänemark	091
z. Z. beschäftigt als: Pelznäherin		Kreis:	
Berufstellung: Arb. / evtl. / unselbst.		Art der Zugangsgenehmigung: allg. / spez.	1
berufsfremd beschäftigt: ja / nein		Nr. der französischen Note:	
Haushaltsvorstand: <input checked="" type="checkbox"/> ja / nein		Wegzugs-Datum:	
Kinder unter 18 Jahren*): ---		Nach Zone: Land:	<input checked="" type="checkbox"/>

*) Nur beim Haushaltsvorstand ausfüllen

Abb. 2: Flüchtlingskarte der Maria Adler, Kartei des Landesdurchgangslagers Freiburg-Betzenhausen, StAF, E 130/1, Nr. 1, Karteikarte Adler, Maria

tiert die komplette Flüchtlingskartei, insgesamt mehrere tausend Einträge, die sowohl für die individuelle Suche nach Personen wie auch für sozialwissenschaftliche Auswertungen herangezogen werden kann.¹⁵

Trotz des Mangels an Dokumenten der untersten Ebene der Flüchtlingsverwaltung, erlaubt selbst die auf Regierungspräsidiumsebene erwachsene Überlieferung tiefe Einblicke in die Wohn- und Lebenssituationen, aber auch in die mentale Verfasstheit der neuen Mitbürger – zumindest in gefilterter Form. Bei den regelmäßigen Besichtigungstouren in die Lager durch Beamte der Flüchtlingsverwaltung kamen die Defizite, aber auch die positiven Entwicklungen, schnell auf die Tagesordnung und flossen in die Berichte ein. Erscheinungsbild und Infrastruktur der einzelnen Lager gestalteten sich danach sehr unterschiedlich.

Im Lager Betzenhausen waren die Ende September 1950 dort lebenden 1.268 Personen in elf hölzernen Wohnbaracken untergebracht, in

15 StAF E 130/1, Betzenhausen, Flüchtlingskartei (1946) 1949–1956; zur wissenschaftlich-visuellen Aufarbeitung eines Flüchtlingslagers vgl.: Beer, Mathias und Paula Lutum-Lenger (Hg.): Fremde Heimat. Das Lager Schlotwiese nach 1945 (Ausstellungskatalog „Fremde Heimat“). Stuttgart-Zuffenhausen/Tübingen 1995.

Gemeinschaftsräumen für sechs bis 20 Personen. Daneben gab es neun Wirtschaftsbauten, in denen sich die Küchen, die hygienischen Einrichtungen aber auch die Werkstätten, wie eine Schlosserei und eine Schreinerei, befanden. Auch in Altschweier bei Bühl, ebenfalls ein ehemaliges Reichsarbeitsdienst-, dann Internierungslager, das mit einer Belegungsstärke von 500 Personen deutlich kleiner war als Betzenhausen, lebten die Menschen in zwölf hölzernen Baracken, deren Schlafräume mit bis zu 20 Betten belegt waren. Dass unter diesen Umständen der Aufenthalt in den Lagern alles andere als komfortabel war, liegt auf der Hand. Häufig mangelte es an den einfachsten hygienischen Voraussetzungen. Im Kreisdurchgangslager Müllheim waren z.B. 1950 Waschanlagen und Aborte nur „ganz primitiv vorhanden“. Die qualvolle Enge schürte nicht selten Konflikte unter den teilweise bunt zusammengewürfelten Menschen. So hausten im Lager Burkheim 1952 in einem Zimmer von 25,8 Quadratmetern insgesamt 13 Personen, darunter fünf Kinder, in einem anderen Raum auf 62 Quadratmetern 21 Personen, darunter zehn Kinder.¹⁶ Die Sicherung eines Mindestmaßes von „Wohnlichkeit“ war das eine Ziel der südbadischen Flüchtlingsverwaltung. Als mindestens ebenso wichtig wurde die soziale und kulturelle Betreuung der Lagerbewohner angesehen, ein Aufgabengebiet, dem sich neben vielen Einrichtungen der kirchlichen und freien Wohlfahrtspflege in erster Linie das staatliche Landeswohlfahrts- und Jugendamt widmete, dessen Aufgaben nach 1952 ebenfalls vom Regierungspräsidium Freiburg fortgeführt wurden.¹⁷

In diesen Unterlagen erfährt man Näheres über den Ankauf z.B. von Zeitungen, Rundfunkgeräten, Diaprojektoren und Filmapparaten für die Lager, über die Jugend- und Kulturarbeit der Heimatvertriebenen, aber auch über das Bemühen vieler staatlicher, kommunaler und privater Einrichtungen, die Aufnahmegesellschaft für das Schicksal der Vertriebenen so sensibilisieren, gegen Sozialneid anzugehen, um dadurch deren langsame, aber fortschreitende Integration in die bundesrepublikanische Gesellschaft der 1950er-Jahre voranzubringen.

1956 gab das Regierungspräsidium Südbaden für die aus Ungarn geflohenen politischen Emigranten gar eine eigene Zeitschrift in ungarischer

16 Kreisdurchgangslager Müllheim v. 10. Oktober 1950, StAF F 30/5 Nr. 93, Landes- und Kreislager allgemein, 1946–1952; Flüchtlingslager in Baden, hier: Lager Burkheim betr. v. 4. Januar 1952, ebd. Vgl. *Hochstuhl, Kurt* und *Christof Strauß*: Einleitung. In: Dies. (Bearb.): *Die Protokolle der Regierung von Baden*. 3. Band: Das dritte Kabinett Wohleb 1949–1952, Stuttgart 2012.

17 StAF D 30/1, Landeswohlfahrts- und Jugendamt 1945–1952 (1953–1956). Der Bestand umfasst 138 Faszikel in 2,7 lfd.m. Online-Findbuch: <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/einfueh.php?bestand=8055>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

Sprache heraus, deren Ziel es war, den ausländischen Zuwanderern die Schönheiten ihrer neuen Heimat zu vermitteln, sie aber auch mit allen notwendigen Informationen zur täglichen Daseinsvorsorge zu versorgen.¹⁸ Für diese Zeitschrift stellten zahlreiche Fotografen ihre Bilder zur Verfügung, darunter auch ein gewisser Willy Pragher aus Freiburg, der mir einen nicht allzu holprigen Übergang zum zweiten Teil des Beitrags, den Freiburger Besonderheiten, verschafft.

Freiburger Besonderheiten

Mit der Fotosammlung des Freiburger Fotografen und Bilderdienstunternehmers Willy Pragher verfügt das Freiburger Staatsarchiv über den größten geschlossenen Fotobestand in einem baden-württembergischen Staatsarchiv. Willy Pragher, 1908 in Berlin geborenes Kind eines rumänischen Ingenieurs und einer sächsischen Mutter, avancierte mit seinem Unternehmen und als Hausfotograf der Badischen Zeitung zum visuellen Dokumentar des deutschen Südwestens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Über 400.000 Bilder unterschiedlichsten Formats (Glasplatten, Negative, Dias und Positive) hinterließ er, als er 1992 verstarb.¹⁹

Möglicherweise war es sein besonderer „Migrationshintergrund“ – als Wanderer „zwischen den Welten“ sowohl in Deutschland wie auch in seiner väterlichen Heimat Rumänien beheimatet, dazu von Anfang 1945 bis 1949 Zivilinternierter in der Sowjetunion –, der ihn eine spezielle Sensibilität für die Vertriebenen, Spätheimkehrer und Aussiedler der Nachkriegszeit entwickeln ließ, die weit über das eigentliche Absatzgebiet seiner Fotos – Südbaden – hinausreichte. Ob in Nierswalde in Nordrhein-Westfalen, wo schon 1950 als bundesdeutsches Leuchtturmprojekt für vertriebene Landwirte die Reichswaldsiedlung gegründet worden war, oder in Aachen, wo 1956 das erste Europa-Dorf als Neubausiedlung für vertriebene Bergleute entstand, er war präsent, machte seine Bilder und trug durch deren Publikation in der Tagespresse – zumindest indirekt – zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die sozialen Belange und Erfordernisse der Vertriebenen bei.

Der Schwerpunkt seiner Dokumentationsfotografie lag allerdings in seiner auch für ihn neuen Heimat, im Südwesten Deutschlands. Seine Aufnahmen

18 StAF F 30/5 Nr. 833–834, Ungarisches Mitteilungsblatt.

19 *Hochstuhl, Kurt*: Willy Pragher – Fotografiker und Bildjournalist. Ein biografischer Abriss. In: Ders. und Josef Wolf (Bearb.): Brechungen. Willy Pragher: Rumänische Bildräume 1924–1944. Stuttgart 2007, S. 23–30 (Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Staatsarchivs Freiburg und des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen).



Abb. 3: Flüchtlingslager St. Blasien/Schwarzwald, Zimmer einer Flüchtlingsfamilie, 1956, StAF, Fotosammlung Willy Pragher, Ordner 912 – Neusiedler im Bestand Baden-Württemberg 1

aus dem zentralen Durchgangslager Betzenhausen gehören zu den wenigen öffentlich zugänglichen visuellen Dokumenten; zumindest sind uns keine weiteren bekannt. Doch auch kleinere Flüchtlingslager besuchte er, und sei es nur, um bürgerliches Wohnempfinden und die heile Welt des Familienlebens auch unter beengten Wohnverhältnissen zu suchen und zu vermitteln. Doch wie brüchig die Botschaft „trautes Heim – Glück allein“ selbst in solch inszenierten Fotografien war, lässt sich an den grauen Flecken an der rechten Wand, die auf Feuchtigkeit, wenn nicht gar Schimmel hindeuten (Abb. 3), leicht erkennen.

Die mehreren hundert Fotos, in denen Vertriebene, Flüchtlinge, Arbeitsmigranten und Spätaussiedler, aber auch das Bemühen der zuständigen Verwaltung, deren Lebenssituation zu verbessern, dokumentiert werden, sind ebenso online verfügbar, wie weitere 80.000 seiner Bilder, die auch für volkscundliche und kulturwissenschaftliche Untersuchungen herangezogen werden können.²⁰

²⁰ Die Mehrzahl der Pragherschen „Migrationsfotos“ werden im Ordner 912, Neusiedler im Bestand Baden-Württemberg 1 seiner Sammlung verwahrt – <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/startbild.php?bestand=22286>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

Ganz zum Schluss möchte ich noch über ein geplantes Projekt der Niedersächsischen Archivverwaltung informieren. Auf Basis der im Staatsarchiv Wolfenbüttel nahezu vollständig überlieferten Erfassungslisten von ca. 600.000 aus Schlesien Vertriebenen, die im Durchgangslager Mariental-Horst²¹ (Landkreis Helmstedt) ihre erste Aufnahme fanden, sollten in diesem Projekt die Herkunft und Verteilung der Heimatvertriebenen beispielhaft ausgewertet werden. Zugleich war offensichtlich auch vorgesehen, eine Zusammenstellung der archivalischen Überlieferung zu Flüchtlings- und Vertriebenenlagern nach 1945 in Deutschland zu erstellen und somit eine Forschungslücke zu schließen. Eine entsprechende Anfrage an das Landesarchiv Baden-Württemberg ließ dies vermuten. Da jedoch auf der Homepage der Niedersächsischen Archivverwaltung lange Zeit keine Informationen zu dem Projekt zu finden waren, fragte ich nach und erhielt folgende Antwort: Die Realisierung dieses Forschungs- und Erschließungsprojektes sei schon 2012 gescheitert, da es nicht gelungen sei, „bei den zuständigen Stellen des Bundes und des Landes Niedersachsen (als Patenland Schlesiens) die notwendigen Fördermittel einzuwerben.“²²

21 Vgl. auch <http://de.wikipedia.org/wiki/Mariental-Horst>, zuletzt eingesehen am 13.7.2015.

22 Schreiben des Niedersächsischen Landesarchivs, Standort Wolfenbüttel, an den Autor vom 6.3.2015.

Das Archiv des Erzählforschers Alfred Cammann unter besonderer Berücksichtigung seines Briefwechsels mit ausgewählten Informanten

Die Beschäftigung mit dem Sammler und Erzählforscher Alfred Cammann¹ ist ohne die Berücksichtigung seines Archivs nicht möglich, denn vor allem dieses gibt von seiner eigentlichen Sammlerarbeit Kunde. Außer den Erzählungen beherbergt es die umfangreichen und intensiven, zum Teil langjährigen Korrespondenzen, die Cammann neben seiner Aufnahmetätigkeit mit seinen Informanten führte. Die Erzählsammlungen wie auch die Briefwechsel spiegeln das Besondere dieses Forschers wider. Deshalb steht im Mittelpunkt des Artikels neben einem Archiveinblick der Austausch mit den Erzählern. Zunächst wird die Interaktion mit seinem ersten „großen“ Erzähler Karl Restin in Form eines „Erzählgesprächs“ dargestellt. Später werden zwei „Briefgespräche“ folgen, in denen Cammann nicht primär als Interviewer, sondern als Schreibender agiert: eine frühe Korrespondenz mit der Restin-Tochter Anna Spurgarth (1943–1945) und ein weiteres „Briefgespräch“ mit Maria Herzog, das 30 Jahre später (1975–1986) begann.

Cammann als Sammler und Feldforscher

Bevor der Blick direkt auf Archiv und Briefwechsel gerichtet werden soll, sei einiges zu Cammann als Sammlerpersönlichkeit und als Feldforscher mit seiner speziellen Arbeitsweise und ein wenig zu ihm als Mensch gesagt.² Dass Cammann am 7. August 1909 in Hannoversch Münden in eine Volksschullehrerfamilie geboren wurde, ist wohl hinreichend bekannt. Schon zur Schulzeit war er vielseitig interessiert; zu seinen Interessensgebieten gehörten Historisches, aber auch Musik (Schulchor) und Sport. So nimmt

1 Der Tagungsbeitrag wurde für die Drucklegung nur geringfügig überarbeitet und um einige Quellenbeispiele erweitert. Der Vortragscharakter ist erhalten geblieben. Alle Quellen aus dem Rotenburger Cammann-Archiv sind mit C-A gekennzeichnet. – Cammanns Veröffentlichungen sind zusammengestellt bei *Petschel, Günter*: Veröffentlichungen von Alfred Cammann. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, (37) 1994, S. 329–336. Zu den Monografien sind hinzuzufügen: *Die Kaschuben. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten*. Münster 2007, sowie: *Die Masuren. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten*. Marburg 2010.

2 Vgl. *Brednich, Rolf Wilhelm*: Der Märchensammler und Erzählforscher Alfred Cammann. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 19 (1976), S. 7–14, sowie den Nachruf von *Jähnig, Bernhart*: Alfred Cammann. In: *Preußenland*, (47) 2009, S. 24f.

es nicht Wunder, dass Geschichte und Sport neben Germanistik zu seinen Studienfächern wurden. Wie viele Studenten seines Alters wechselte er die Universitäten, und zwar von Göttingen zum damals üblichen Ostsemester nach Königsberg sowie nach München. In Göttingen war es vor allem der Althistoriker Prof. Dr. Ulrich Kahrstedt (geb. 1888 in Neiße/Schlesien – gest. 1962 in Göttingen), der mit seinen Burgwallgrabungen an der Vogelsburg bei Einbeck Cammanns archäologisches Interesse weckte. Nach dem Staatsexamen in Göttingen und dem Referendariat in Ostpreußen bekam Cammann eine Stelle in Marienwerder, wo er seine Leidenschaft für Archäologie, angeregt von Waldemar Heym (geb. 1883 in Neuguth/Westpreußen – gest. 1967 in Celle; Studienrat, Leiter des Heimatmuseums in Marienwerder), erneut aufleben lassen konnte – als dessen Assistent im Heimatmuseum selbstredend ehrenamtlich neben seiner Arbeit als Studienassessor. Nebenamtliches Engagement behielt er lebenslang bei. Während einer Ausgrabung mit Schülern der höheren Schule in Stuhm ergab sich etwa Mitte der 1930er-Jahre über einen Schüler die Verbindung zu dessen für sein Erzähltalent bekannten Großvater Karl Restin.³ Cammann hatte seinen ersten Erzähler gefunden und sammelte fortan nicht nur „Scherben“, sondern vorrangig Märchen und andere Erzählungen. Lange genug hatte er in seiner Junggesellenzeit in Marienwerder im Gasthaus oder während Pausen bei Grabungen aufmerksam „dem Volk aufs Maul geschaut“ und war somit im Zuhören erfahren, und so entstand beim stenografischen Mitschreiben der Erzählungen Restins ganz allmählich das, was Grundlage und Lebenswerk Cammanns werden sollte: die Edition seiner zahllos aufgenommenen Erzählgeschichten⁴, die mit Restin auch nach Kriegsausbruch während zahlreicher Heimaturlaube konsequent bis zu dessen Tod 1943 vorangetrieben wurden. Warum es Cammann allein, zusammen mit seiner Frau Luise oder mit Schülern immer erneut meisterlich gelang, seinem Gegenüber dessen Erzählungen verschiedenster Couleur zu entlocken, charakterisierte Restin vortrefflich, der betonte, dass die Cammanns den Menschen „nicht stolz und hochmütig gegenüberreten [...], sondern völlig unbefangen, [...] und sie beachten auch die armen Menschen [...] und helfen ihm auch mit aus der Not [...] ihre Frau ist ebenso wie sie. Da kann manch einer, wo das lesen wird, kann sich ein bisschen“⁵ ein Beispiel daran nehmen. Diese Feststellung Restins könnte eigentlich als Motto über dem Cammannschen Sammlerleben stehen. Wenn es Cammann angebracht erschien, arbeitete er allerdings trotz Achtung vor seinem Gegenüber um der zu erbeutenden Erzählgeschichte wil-

3 Cammann berichtet selbst von dieser Episode in: *Cammann, Alfred* (Hg.): *Westpreußische Märchen*. Berlin 1961, S. 22f.

4 Diesen Ausdruck benutze ich fortan für alles, was Cammann sich erzählen ließ.

5 C-A, Restin, 1.10.1940 (vgl. Anm. 3).

len mit kleinen Bestechungen, mal mit einer Flasche Schnaps oder Zigarre, mal mit Papier und Briefmarken, wenn die von den Informanten verfassten Beiträge möglichst schnell zur Post sollten, mal mit einem Buchgeschenk aus seiner reichen Werkkollektion oder mit einem Sonderdruck. Später, wenn es um die Mitarbeit bei den Schulfunkbeiträgen von Radio Bremen ging, lockte er eher mit kleinen Honoraren für die Erzählenden. Allerdings gehörte zu Cammanns Sammelweise auch eine gewisse Ungeduld und Unbedingtheit bei der Verfolgung der Hinweise auf weitere Informanten. Infolgedessen ging er diesen Angaben, sobald ihm eben Schule und Familie Zeit ließen, unverdrossen nach, seine Frau stets an seiner Seite, weil sie für das Fahren des Wagens und die Tontechnik verantwortlich war und oft genug auch für das Schaffen der richtigen Erzählatmosphäre, damit Cammann baldmöglichst seine eigentliche Aufnahmearbeit beginnen konnte, wie ein Beispiel später zeigen wird. So baute er, unerbittlich herumvagabundierend, sein weitgespanntes Netzwerk aus, in dessen Mitte er virtuos mit Telefon und Briefkontakten an den Strippen zog, um an lebendigem Erzählgut zu retten, was zu retten war. Waren die Informanten schon länger im Westen Deutschlands ansässig, interessierte ihn die Integrationsgeschichte ebenso wie auch eine mitgebrachte, aber inzwischen an die neue Umgebung angepasste Erzählung. Mit Märchen und Sagen hatte seine Sammelleidenschaft begonnen; Witze, Lieder, Besonderes und Alltägliches aus dem Leben seiner Informanten sowie auch örtliche Gegebenheiten um die Erzählenden herum erweiterten seine Sammlungen. Lebensberichte von Krieg und Flucht, von Verlusten und Schmerz, von gelungener wie schwieriger Integration an den neuen Lebensorten und in der neuen Arbeitswelt vervollständigten vermehrt im Laufe der 1950er-Jahre seine Sammelpalette. Nach Anschaffung eines Aufnahmegerätes musste er nicht mehr mitstenografieren, was für heutige Forschende segensreich ist, weil seine Stolze-Schrey-Kurzschrift, durchmischt mit eigenen Kürzeln, kaum zu entschlüsseln ist.

Im Krieg war Cammann als Soldat in verschiedenen Ländern, bis er sich 1942 in Russland eine schwere Fußverletzung zuzog, die zahlreiche Lazarettaufenthalte mit sich brachte, oft über lange Zeitspannen. Noch im Krieg versuchte er seine Arbeit über den Erzähler Restin und seine Märchen zu beenden. Dazu brachte er sich das Maschineschreiben bei und führte fortan alle seine Korrespondenzen nicht mehr handschriftlich.

Auch weil Cammann durch die Tonbandaufnahmen Zeit gewann, konnte er sich verstärkt seiner höchst umfangreichen Korrespondenz widmen. Diese ist vom ihm selbst nur zu einem ganz geringen Teil veröffentlicht worden, oft

als Briefauszug in den Anmerkungen seiner Buchveröffentlichungen.⁶ Weil auch der briefschreibende Cammann gegenüber seinem Ansprechpartner eine Position einnahm, als säße dieser direkt vor ihm, entwickelte sich aus dieser Situation das von mir so genannte „Briefgespräch“, das für seine Arbeit kennzeichnend ist. Diese Form des brieflichen Sammelkontakts wurde zu einer Besonderheit der Cammannschen Sammlungen. Es bleibt ungeklärt, woher er für diese zeitraubenden Korrespondenzen die Zeit genommen hat.

Bislang wurde nicht erwähnt, dass es neben seinem Sammlerleben noch das eines recht engagierten Pädagogen gab, der es verstand, seine Passion so geschickt in den Deutschunterricht einzubauen, dass es ihm zahlreiche wichtige Sammeltipps aus der gebannt zuhörenden Schülerschaft eintrug. Überdies hielt er vor wechselnder Hörerschaft an unzähligen Orten in Bremen und Umgebung Vorträge, von ihm gern wiederum zur Erweiterung seines Informantennetzwerkes genutzt. Von etwa 1950 an gestaltete er sehr intensiv durch eigene Beiträge – aus seinem Sammelgut – den Schulfunk von Radio Bremen mit. In den Sendungen war es Cammanns Part, die dort vorgestellten Märchenerzählungen erklärend zu begleiten. Jährlich musste Cammann bis in die 1960er-Jahre hinein lange Kur- oder Krankenhausaufenthalte wegen kriegsbedingter Fußverletzungen einlegen, meist nicht ohne hier ebenfalls dem Sammeln nachzukommen. Es ist schier unglaublich, dass er neben all diesen Verpflichtungen noch Zeit fand, in seinen Schulferien zusammen mit seiner Frau für seine Enkelkinder und die Gartenbestellung und Ernte in den jeweiligen Haushalten da zu sein. Apropos Garten, je älter er wurde, eine desto größere Rolle spielte neben Wetter und Gesundheit in seinen Briefen das Werden und Wachsen in seinem eigenen Gärtchen in der Bremer Heinrich-Heine-Straße. Zu entnehmen sind all diese Informationen seinen Korrespondenzen. Es handelt sich dabei um regelrechte Zeitdokumente, die seine Person und Biografie sowie seine Schreibpartner und deren vergangene wie gegenwärtige Lebenswelten betreffen, und daher auch für die historisch-soziologische Forschung im Allgemeinen von Interesse sein können.

Die Sammeltätigkeit und sonstige Arbeitsweise Cammanns scheinen mir von typischen Grundmustern bestimmt zu sein, von denen im Folgenden einige grundlegende etwas näher angesprochen werden sollen. Wenn wir Cammann vereinfacht als „Jäger und Sammler“ sehen, dem es darum ging, einem bestimmten Objekt, hier dem Erzählgut, nachzujagen, dann zeichnen ihn vor allem zwei Eigenheiten aus: das Haben-Wollen und das In-seinen-

6 Als ein Beispiel sei hier genannt: *Cammann, Alfred*: Deutsche Volksmärchen aus Russland und Rumänien. Göttingen 1967.

Bann-ziehen-müssen.⁷ Damit ist gemeint, seinem Gegenüber um jeden Preis die avisierte Geschichte zu entlocken. Ausgestattet mit einer tüchtigen Portion Suggestionskraft, mit Unvoreingenommenheit dem Erzähler gegenüber und mit der hinreichenden Geduld, warten zu können, bis endlich das Gewünschte preisgegeben wird, ging Cammann auf sein Gegenüber zu. Wie Jäger und Sammler ständig auf der Suche sind, war auch Cammann sein Forscherleben lang unermüdlich unterwegs, anfangs zu Fuß und mit dem Rad, später mit dem „Wagen“. Der Drang nach stets neuer „Beute“, in unserem Fall also nach Sammelgut, wäre dann quasi eine Sucht oder eine Art von „Besessenheit“, wie es sein früher Mentor Waldemar Heym nannte.⁸ So ließe sich an dieser Stelle konstatieren, dass die Interaktion von Sucht und Suggestion bei gleichzeitiger Objektsicherung das Movens und ein Lebenselixier des Forscher-Sammlers war. Bei Suche, Befragung und Gespräch in mündlicher wie schriftlicher Form behielt Cammann stets die Zügel fest in der Hand. Er war es, der die Strippen zog, allerdings nicht ohne die Hilfe, die sich ihm bot, aufzugreifen, darunter auch die seiner Frau.

Immer aber blieb Cammann ein „gnädiger Jäger“, denn er wollte schließlich eine unversehrte „Beute“, die Erzählung nämlich, und so bringt er dem Erzähler oder der Erzählerin unbedingte Offenheit und Unvoreingenommenheit entgegen. Der Erzählung gegenüber hatte er eine hohe Achtung, die sich darin zeigte, dass er um eine größtmögliche Authentizität in der Wiedergabe bemüht war. Diesem Anspruch konnte er mit der Tonbandarbeit viel exakter nachkommen als mit der anfänglichen handschriftlichen Mitschrift. Dem Bemühen um Präzision bei der Wiedergabe entsprach das um Genauigkeit bei der Schilderung der Erzählsituation und des Erzählortes sowie des Erzählenden selbst. Wenn die „Beute“ aber nicht vor Ort von ihm selbst eingesammelt werden konnte, dann wählte er das „Briefgespräch“ oder den Fragebogen.

Das Archiv des Erzählforschers Cammann

Die Briefe, die Cammann von seinen Briefpartnern erhielt, hat er sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. Sie bilden mithin eine wesentliche Basis seines Archivs ebenso wie seine eigenen Briefe, die er in der Regel mit Durchschlägen auf seiner Schreibmaschine schrieb, und die zum großen Teil ebenfalls in seinem Archiv vorliegen. Bevor am 22. Mai 1986

7 Letztere Eigenschaft hat Cammann nicht nur während seines Unterrichts immer wieder unter Beweis gestellt, sondern auch als er nach dem Krieg das Familiensalär aufbessern musste, damals allerdings als Puppenspieler, wie er mir mündlich berichtete.

8 C-A, Brief Waldemar Heym, 22.10.1940.

die Überführung seines privaten Archivs von der Forschungsstelle aus der Heinrich-Heine-Straße in Bremen nach Rotenburg an das Institut für Heimatforschung des Heimatbundes Rotenburg/Wümme auf Anregung des Seminars für Volkskunde an der Universität Göttingen durch Prof. Dr. Rolf Wilhelm Brednich vertraglich festgelegt wurde, hatte Cammann schon im Jahre 1984 aus Altersgründen diesen Vorgang in die Wege geleitet. Er war inzwischen nun 75 Jahre alt und sorgte sich um den Erhalt und die Sicherung seines Lebenswerkes.

Über den Umfang der bis dato entstandenen Materialien haben wir über den von Dr. Günter Petschel seinerzeit erstellten Bestandsüberblick⁹ gute Kenntnis. So enthielt das Archiv zu diesem Zeitpunkt unter anderem 810 Mappen und Ordner allein von Korrespondenzen mit Gewährsleuten, mehr als 300 Originaltonbänder und über 8.000 Fotoabzüge und Dias, dazu Bücher, Broschüren und Zeitschriften, zwei Kartons Papiere zu Karl Restin, seinem ersten Erzähler, und Berufspraktisches zur Schultätigkeit aus den späten 1940er-Jahren und beginnenden 1950er-Jahren sowie Korrespondenz und Vorlagen zu Cammanns Schulfunkmitarbeit bei Radio Bremen. Private familiäre Korrespondenzen habe ich nicht vorgefunden. Alle diese Unterlagen sind nach Cammanns eigenem Ordnungsprinzip archiviert, überwiegend in Leitzordnern und -mappen. Eine systematische archivalische Erfassung und Inventarisierung begann zunächst im November 1985 für das Tonbandarchiv. Später folgte mit größerer personeller Unterstützung eine systematische Bearbeitung eines Teils der Korrespondenzen, die in näherem Zusammenhang mit dem Tonbandarchiv stehen. Hier wie bei den Tonbändern sind ähnliche Themen angesprochen: Volkserzählungen im weitesten Sinne, Lieder, Bräuche, Nahrungsgewohnheiten sowie Schicksalsberichte auch aus Zeiten vor der Vertreibung, also vor der Aus- und Umsiedlung 1945. Darüber hinaus enthalten die Briefe in großem Maße Zeit- und Situationsbezogenes, also mehr Persönlich-Lebensgeschichtliches wie Erinnerungen an Krieg und Flucht, aber auch von gelungener oder schwieriger Integration am neuen Lebensort sowie in der neuen Arbeitswelt. In ihnen werden – wie eingangs angedeutet – die für den Feldforscher Cammann charakteristischen Methoden, Arbeitstechniken und Absichten sowie Zielsetzungen sichtbar. Vieles von dem, was in den genannten Archivalien angesprochen wird, wird durch eine Fotosammlung veranschaulicht, immer der Technik der Entstehungszeit entsprechend. Abgelichtet sind vor allem die jeweilige Erzählsituation, der Erzählort, die Gewährsleute und ihr Lebensumfeld,

9 Bestandsübersicht des Leiter des Instituts für Heimatforschung Rotenburg, Günter Petschel, angefertigt aus Anlass der Übergabe der Cammannschen Akten an den Heimatbund Rotenburg/Wümme, C-A, Einzelblatt.

Cammann bei der Arbeit oder beim Beieinander danach. Hinzu kommt noch das Bildmaterial, das ihm seine Gewährsleute zur Illustrierung der Veröffentlichungen zur Verfügung stellten.

Da Cammanns Feldforschungstätigkeit aber 1984 keineswegs abbrach und das Material, das er selbst noch bearbeiten wollte, in Bremen verblieb, kamen erst unmittelbar vor seinem Tode am 20. April 2008 die restlichen Materialien nach Rotenburg, vor allem Akten über Vereinsmitgliedschaften, Abrechnungen für Unterstützungsgelder sowie Unterlagen zu seiner Schulfunktätigkeit. Zwei weitere Umzugskartons mit Unterlagen mit zum Teil etwas persönlicherem Charakter werden in Bälde das bisherige Material ergänzen. Alle Neuzugänge sind nicht mehr erschlossen, weil wegen personeller Probleme des Heimatbundes bis zu dessen Auflösung 2010 keine Arbeitskräfte mehr zur Verfügung standen. Zeitweise war das Archiv in Zeven eingelagert; ab März 2012 ist es in der Außenstelle des Kreisarchivs Rotenburg wieder für die Forschung zugänglich, so wie es sich Cammann 1984 gewünscht hatte. Es bedarf, was das Tonbandarchiv betrifft, dringend einer Übertragung auf moderne Medien, ehe es einem Verfall oder der Unlesbarkeit anheimfällt. Ähnliches gilt für die noch nicht bearbeiteten zahlreichen Schriftquellen. Trotz einer gewissen Unterstützung gilt es, den örtlichen Verantwortlichen die Einzigartigkeit der Cammannschen Quellen für die Forschung und interessierte Laien nahe zu bringen.

Einblick in das „Erzählgespräch“ Cammanns mit seinem ersten großen Erzähler Karl Restin

Nachdem Cammann über einen Schüler Zugang zum Erzähler Karl Restin (geb. 1864 in Usnitz, Kreis Stuhm – gest. 1943 in Stuhmerfelde) gefunden hatte, war dieser zunächst für Cammann der wichtigste Akteur als Erzähler. Später kam dessen Tochter Anna Spurgarth mit ihren Söhnen Max und Karl hinzu. Die Gespräche mit Restin und seiner Familie fanden in Stuhmerfelde, das in der Nähe der Mündung der Nogat in die Weichsel liegt, fast alle etwa von 1939 bis 1940 statt, solange Cammanns noch in Stuhm wohnten. Mit Cammanns Versetzung nach Ilfeld (Städtchen im thüringischen Teil des Südharzes) kam es bald nach Restins Tod 1943 zu einem Briefaustausch, dem bereits angesprochenen „Briefgespräch“, überwiegend mit dessen Tochter Anna Spurgarth (geb. 1891 in Parpahren – gest. in Langenfeld, Sterbejahr unbekannt), aber auch mit Restins Witwe Klara, verw. Gramatzki, geb. Maibaum (geb. 1886, Geburtsort unbekannt – Sterbejahr und -ort unbekannt; der Witwer Restin heiratete die ebenfalls Verwitwete 1917), das aus

den Jahren 1943 bis 1945 stammt.¹⁰ Von Beginn an war Cammann daran gelegen, den Umgang mit diesen Erzählern so menschlich wie möglich zu gestalten. Als das Eis gebrochen war – ganz leicht hatte der alte Mann es dabei dem Sammler nicht gemacht, aber Schnaps und Zigarre taten das Ihrige –, wurde schließlich der Grundstein für eine Zusammenarbeit gelegt, die bereits 1937 alle typischen Zeichen der Cammannschen Arbeitsweise in sich trug.¹¹ Seitdem Cammann regelmäßig zu Restin ging, spielten sich beide mit der Zeit auf das „Erzählen und gleichzeitige Mitschreiben“ so ein, „daß es ihn [Restin] nicht mehr störte“,¹² ein schreibendes Gegenüber zu haben. Cammann entwickelte seinerseits schnell die nötige Technik, um das Erzählte seinen Vorstellungen gemäß, also möglichst erzählgetreu, festzuhalten – zunächst aus dem Gedächtnis, dann mit Hilfe der Stenografie.¹³ Restin charakterisierte das selbst sehr treffend: „Schreiben Sie man gut [...] so wie ich es gehört, so erzähle ich es auch [...] und da nu wird es auch geschrieben, wie Herr C. es tut. Kann ja vieles in der Wahrheit ruhen“.¹⁴

Besonders gute Quellenbelege für die Zusammenarbeit von Restin und Cammann sind die aus dem Jahr 1940, die in der Sache auch für die Anfangszeit stehen können. Restin war inzwischen 77 Jahre alt und musste keiner geregelten Arbeit mehr nachgehen. „Ich kann ja nicht in meine Knochen noch viel, aber noch mit dem Munde!“¹⁵ So saß Cammann meist zwei Stunden zu Protokoll, oft auch länger, gern nachmittags, oft auch abends. Das Prozedere verlief meistens in ähnlichem Rahmen. Cammann ließ sich erzählen, um dann gleich mitzuprotokollieren. Die Kurzschrift ging ihm bald gut von der Hand. So konnte er recht authentisch arbeiten – wie er es immer gern gewollt hatte.

10 Zu den Biografien und weiteren Angaben vgl. *Cammann* (Hg.), Westpreußische Märchen (wie Anm. 3), S. 1–24, Fotos von Anna Spurgarth auf S. 353f. und Karl Restin auf S. 355. Vgl. auch Interview von Johannes Künzig mit Anna und Johannes Spurgarth vom 31.8.1959 in Langenfeld; IVDE Freiburg, Tonarchiv, Bd. 403 und 404.

11 Vgl. auch *Cammann, Alfred*: Der Schloßberg von Wengern und der heilige See bei Kurken. In: Jähniß, Bernhart und Georg Michels (Hg.): Das Preußenland als Forschungsaufgabe. Festschrift für Udo Arnold zum 60. Geburtstag. Lüneburg 2000, S. 511–525.

12 *Cammann* (Hg.), Westpreußische Märchen (wie Anm. 3), S. 23. Die Anmerkung in der eckigen Klammer stammt – wie auch alle anderen in den folgenden Zitaten – von der Autorin.

13 Diese Manuskripte befinden sich im Cammann-Archiv Rotenburg, Karton Restin 2. Alle Unterlagen zu Restin liegen grob zeitlich geordnet in vier Kartons, Restin 1–4. Da sie nicht weiter gekennzeichnet sind, werden sie im Folgenden nur mit C-A, Restin, und dem Entstehungsdatum zitiert.

14 C-A, Restin, 28.10.1940.

15 C-A, Restin, 28.10.1940.

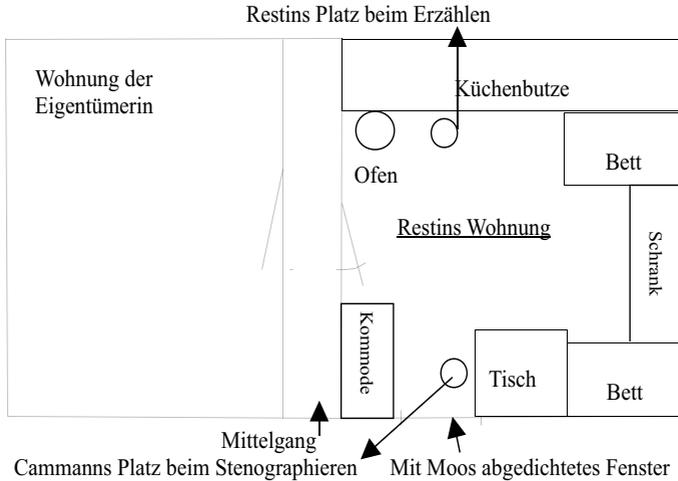


Abb. 1: Wohnung des Erzählers Karl Restin. Nach einem Entwurf Cammanns in den Druckfahnen der (nicht erschienenen) Kriegsausgabe der Erzählungen Restins; C-A, Restin. Vgl. auch die Beschreibung bei *Cammann* (Hg.), *Westpreußische Märchen* (wie Anm. 3), S. 23.

In dem kombinierten Küchenwohnraum der Kate am Waldrand saß der alte Restin auf dem Lehnstuhl neben dem Ofen, Frau Restin werkelte oder saß in der Küche, wenn sie nicht krank zu Bette lag, das ebenfalls im Raum stand, und Cammann schrieb an dem kleinen Tisch vor dem Fenster.¹⁶ Karl Restin wusste genau, was festgehalten werden sollte, wenn er sich wie folgt an den Stenografierenden wandte:

„R: Sie erlauben Herr Cammann, Augenblick: Was bringt der Habgier ein? Frau R.: Nichts gutes! Er, Restin: Halt doch das Mund. Hab ich Dir gefragt? – Was bringt der Habgier ein? Der Tod bringt es dem Mensch ein, oder eine Strafe, Gefängnisstrafe oder Zuchthausstrafe! Das war es ja auch mit Großklaus [...] am Ende. Jetzt danke ich [...] sehr dafür, habe das Meinige beendet. Ist ein bißchen langweilig geworden, das schad nicht. Sie können nicht schärfer schreiben, wie sie tune [sic!] – strengen sich genug an. Erzähler erfahren, weiß ein jeder, wer es verzählt hat, die, wo ich es herhab und wer es weitererzählt hat aus Stuhmerfelde.“¹⁷

16 Vgl. Abb. 1 sowie *Cammann* (Hg.), *Westpreußische Märchen* (wie Anm. 3), S. 21 und 23.

17 So erzählt in *Stuhmerfelde*, 16.1.1942, Frau Restin und Cammann, C-A, Restin, 16.1.1942.

Wenn Restin erzählte, bestimmte er! „Schreiben Sie mal! Wir wollen doch ans Ende heute kommen! Wenn Sie auch ein bißchen müde – Sie haben gestern ausgeruht! Heute habe ich kein Erbarmen mit ihnen nicht“. Oder ein anderes Mal: „Schreiben Sie man gut, daß sie nachher nicht die Plage haben mit dem Lesen!“¹⁸ Manchmal stand Restin von seinem Stuhl am Kanonenofen auf und kam an den Tisch um festzustellen: „Ich muss doch komme sehen, wie Herr Cammann schreiben tut. Das seh ich nichts, kann ich keinen Buchstaben lesen“¹⁹, natürlich nicht, denn Cammann stenografierte ja inzwischen nach Stolze-Schrey vermischt mit eigenen Kürzeln – also auch damals schon schwer lesbar für alle Außenstehenden. Meist war Restin zufrieden mit Cammann: „Herr Cammann, der der kann es schon.“²⁰ oder „[N]un passen Sie mal auf, Herr Cammann nun kommt das beste End!“²¹ Manchmal kontrollierte Restin auch ganz lehrerhaft; denn ihm war klar, dass Cammann später die Stenomitschriften wortgetreu auf ein Schreibmaschinenskript übertragen würde: „Fragezeichen! Nach jleich [sic!] und [...]. Da müssen Sie Punkt und Komma noch überall beisetzen, wenn Sie mit der Schreibmaschine werden machen. Sie wissen doch auch, wo Fragezeichen und Komma sollen hinkommen, Punkt und so!“²²

So oder ähnlich kommentiert muss man sich über zahllose Stunden hin die „Erzählgespräche“ der beiden vorstellen. Auch wenn Cammann ab 1940 kriegsbedingt längere Aufnahmepausen einlegen musste, arbeitete er in seinen Urlauben zu Hause regelmäßig mit Restin weiter. Das galt auch für die Zeit, nachdem er sich in Russland als Aufklärer eine komplizierte Fußverletzung zugezogen hatte und mit der Familie nach Ilfeld gezogen war. So brach er auch Anfang Januar 1943, selbst noch an Krücken gehend, für eine Woche nach Stuhmerfelde auf, um noch ein letztes Mal direkt mit dem vom Tode gezeichneten Restin zu arbeiten. Cammann notierte: „Er wird sehr weitschweifig und umständlich; ich musste zum Schluß kommen, habe hier auch einige Sätze ausgelassen“, und weiter „Ich: Ganz kurz!“ Er „erzählt [...] jetzt“ endlich zügiger weiter „und führt auch bewusst in den Schluß hinein.“²² Dabei musste Restin sterbenskrank, wie er bereits war, alle zwei Minuten den Spucknapf benutzen.

18 C-A, Restin, 25.8.1940, 19.15 Uhr–22.00 Uhr, und 28.10.1940, ab 19.00 Uhr.

19 C-A, Restin, 6.9.1940.

20 C-A, Restin, 6.9.1940.

21 C-A, Restin, 20.9.1940.

22 C-A, Restin, ohne genaue Zeitangabe beim Besuch 11.1.–18.1.1943; Cammanns Mitschrift, Anmerkung 10, Schneewittchen.

Das „Briefgespräch“ mit Anna Spurgarth

Aus diesem Erlebnis heraus und aus der Sorge, dass ihm für die Veröffentlichung der Erzählungen Restins, an denen er fieberhaft arbeitete, noch weiteres Wichtiges entgehen könnte, entwarf er, einer weiteren Fußoperation entgegensehend, einen Fragebogen mit recht detaillierten Instruktionen für Restins Tochter Anna Spurgarth, die Cammann für eine Mitarbeit gewonnen hatte. So setzte nach dem Tode Restins im Frühjahr 1943 eine rege Korrespondenz zwischen Cammann und Anna Spurgarth ein, eben das oben angesprochene „Briefgespräch“.

Der Briefaustausch intensivierte sich zusehends, als auch Restins Witwe miteinbezogen wurde. Deren Briefe enthalten vor allem Persönlich-Menschliches. Angefangen hatte dieses „Briefgespräch“ mit einer Einladung für Cammann zu Restins Silberhochzeit, zu der Cammann allerdings nicht kam. Da hatte der „Vater noch 3 Geschichten, ziemlich lange“, erzählt, und „daß die Feier mit Märchenerzählen gewesen sei und mit dem gespannten Zuhören von Anna Spurgarth, die so wie Frau Cammann und hat so zugehört“.²³ Cammann hatte noch bis zu Restins Tod zu ihm auf seine Weise die Verbindung gehalten, indem er immer wieder versuchte, trotz kriegsbedingter Knappheit, Zigarren zu besorgen, eingedenk des alten Rituals, beim Rauch der Zigarre zu erzählen, was die enge Verbundenheit zwischen den beiden ausdrückte. Nun verlagerte sich der Kontakt auf die Korrespondenz mit der Tochter. Bewusst an das gute persönliche Verhältnis zur Familie anknüpfend, begann Cammann den Austausch, indem er zunächst auf das Gewesene einging: „[E]s war doch schön, daß ich Sie mit Ihrer Familie alle noch mal bei Ihrem Vater hab sehen können.“ Aber weil ihn eigentlich vor allem die Vervollständigung seines Sammelwerks interessierte, es also um „seine Sache“ ging, hieß es weiter: „Vor allem ist es auch schön, daß Sie mir bei meiner Märchenarbeit helfen wollen“, so dass er von dem fast vollständigen Werk, das in der Zusammenarbeit mit dem Vater entstanden und durch das Januartreffen ergänzt worden war, sagen konnte: „[E]in großer Teil der Arbeit [ist] schon geschafft.“ Aber Cammann wollte noch die näheren Umstände beim Erzählen wissen, so wie Anna Spurgarth sich an diese erinnerte, denn er brauchte für seine Restin-Biografie noch mehr von der Atmosphäre, in der erzählt wurde. Da fehlten offenbar noch Informationen, die er bei den Erzählabenden bislang nicht hinreichend gründlich eingeholt hatte.

23 C-A, Restin, 2.12.1942, Stuhmerfelde.

Die Tochter aber, so spekulierte er richtig, musste sich doch erinnern, wie es war, als der Vater und andere zur Unterhaltung aller erzählten – die Winterabende waren schließlich lang und die Arbeit außerhalb des Hauses eingeschränkt (Holzeinholen, Schneefegen für Gemeinde und Kreis) –, also „die näheren Umstände beim Erzählen“ wollte Cammann erfahren, „gleichsam um den [Boden], auf dem sie wachsen“ festzuhalten, „weil man davon sehr wenig weiß“. „Schreiben Sie genauso, wie Sie dort sprechen, das ist für die Volkstumsarbeit wichtiger als das trockene Schriftdeutsch der Schule“, regte er sie ganz unkompliziert und umgangssprachlich an. „[S]chreiben Sie soviel Sie irgend wissen und was Ihnen einfällt. Es kommt gar nicht darauf an, dass nun alles ganz besonders geschrieben ist, [...] und antworten Sie, wie Sie mal Zeit haben“. Vorsichtshalber legte er „ein paar Mark“ bei „für die Unkosten an Schreibzeug und Porto, auch Papier und Umschlag für den Anfang“, weil er sich nicht sicher war, dass alles dies auf Anhieb in Parpahren noch zu bekommen sei, und zu lange Zusatzwege die Niederschrift der gewünschten Informationen möglicherweise gefährden könnten.²⁴ Wie gewünscht antwortete Anna Spurgarth fragebogenentsprechend²⁵ von einer hexenden Frau und berichtete auch von der Erzählsituation im Hause Restin zu ihrer Kinderzeit.²⁶ Zudem kündigte sie neues Material an – und das alles, obwohl sie selbst die Grippe hinter sich hatte, für eine Einsegnung nähen musste und außerdem Sorgen um die Söhne Karl und Max hatte. Aber sie vergaß nicht, Cammann Maxens Feldpostnummer mitzuteilen, denn diesen sollte Cammann ebenfalls befragen. Trotz all dieser häuslichen Belange beteuerte sie, für Geschichten, bei denen sie Inhalte vergessen hatte, wolle sie versuchen, sich zu erinnern an „alles wissende“, was er „[e]rzählt hat“, „dan schreibe ich auf. Schicke es.“²⁷

Als sie von zweien ihrer Söhne seit Monaten keine Nachricht hatte, meldete sie sich schicksalsergeben: „[A]ber es ist alles Gottes Wille und ich bin in alles schon hart es muß eben sein wenn das Schicksal kommt um es zu tragen“, aber Cammanns Auftrag hatte sie trotzdem nicht vergessen und sandte ein Blatt nach, das sie am 20. Februar 1943 nicht mit eingelegt hatte, und sicherte einen Brief für später zu:

24 C-A, Restin, Brief Cammanns aus Ilfeld an Frau Spurgarth, 4.2.1943. – Warum Cammann, der zumindest zu Restin eine ganz persönliche Beziehung entwickelte, nur in diesem Fragebogenantrag den Brief mit „Heil Hitler“ und Unterschrift enden lässt, scheint mir eigentlich unerklärlich – es sei denn, er sollte als offizielles Druckwerk seiner Zeit gedacht sein und als Beleg für etwaige Papier- und Schriftzeugwünsche seitens einer Verteilerstelle dienen.

25 C-A, Restin, 20.2.1943, Usnitz.

26 Dazu vgl. *Cammann* (Hg.), *Westpreußische Märchen* (wie Anm. 3), S. 16–19.

27 C-A, Restin, 20.2.1943, Usnitz.

„[D]an werde ich alles niederschreiben und bei Gelegenheit es niederschreiben, was ich in Erinnerung habe und die Geschichte von Treuen Johannes hat Vater Restin nicht erzählt, den er hatte sie vergessen aber ich werde sie Ihnen mitteilen wen ich auch mit Fehler schreibe den ich schreibe schnell darum tun Sie es schon nicht für Übel nehmen. [...] werde Ihnen noch weiterhin behilflich sein soweit mir die Zeit erlaubt.“²⁸

Diese Einschränkung erlaubte sie sich immerhin doch.

Inzwischen bemühte sich gleichzeitig auch die Witwe Restin, Cammann auf ihre Weise zu helfen. Sie notierte: „[U]nd seine Mutter hieß geborene [...] und sein Vater Restin [...] und wie seine Großeltern heißen weiß er nicht“. Cammann seinerseits arbeitete hart an den eigenen Manuskripten, die er „jetzt mit der Schreibmaschine nach den Vorlagen für unser Buch“ übertrug. Aber die Zügel fest in der Hand, meldete er sich bei Anna Spurgarth nun drängender: „Schreiben Sie nun auch immer noch, was Ihnen so einfällt zu den Fragen und auch sonst noch weiter Ihren alten Sagen- und Märchenschatz und all das, was es so an geheimnisvollen Dingen in der guten alten Zeit gegeben hat, auch wenn neunmalklugen Leute sagen, das ist ja alles Schwindel“. Der Lehrer in ihm wusste recht gut, wie wichtig es für seine Arbeit war, am Ende eine gute Mitarbeit zu bestätigen: „[G]erade so, wie sie es geschrieben haben ist es schön“.²⁹ Bezüglich ihrer Mithilfe war Anna Spurgarth sehr wohl bewusst, dass sie nicht nur Cammann half, sondern dass auf diese Weise ihr Vater in den Büchern weiterlebte. Bei allem Entgegenkommen in Bezug auf die besonderen Wünsche Cammanns gratulierte sie nicht nur zur „Nachricht von ihrer Liebe Frau Niederkunft“, sondern schrieb, lebenserfahren und praktisch im Alltäglichen fest verwurzelt, wissend um die Bedürfnisse bei einem solchen Ereignis: „[D]an bitte ein Bescheid dan schicke ich ein Hun.“³⁰

Cammann konnte zwar seit Februar „nun gut am Schreibtisch sitzen und schreiben [...], aber...“ laufen kann ich nach meiner Verwundung doch nicht.“ Seine Arbeit sah er als „eine gute Nebenbeschäftigung“. Er käme gut voran, denn „[i]ch kann auch besser Schreibmaschine schreiben, nur lerne ich mir jetzt richtig mit allen Fingern schreiben, das gibt manchmal einen Fehler, aber lesen werden sie [Anna Spurgarth] es doch können.“ Als weiteres Arbeitsziel stand für ihn fest: „Im Sommer und Herbst hoffe ich auch noch

28 C-A, Restin, undatiert, wohl Ende März 1943, Anna Spurgarth an Cammann.

29 C-A, Restin, undatiert, wohl Ende März 1943.

30 C-A, Restin, 24.6.1943, Usnitz.

mal zu einem Besuch zu Ihnen kommen zu können, dann hole ich mir alle Geschichten ab, die Sie noch kennen.“³¹

Anna Spurgarth jedoch dachte 1943 eher daran, dass fortan bei Cammanns als Ergänzung zum Vorhandenen „alle Preissel- und Blaubeeren und Pilze, die es da [...] im Walde gibt“, im Herbst mit nach Ilfeld gehen sollen, weil „Frau Restin will für unsere Familie Beeren suchen gehen“. Cammann antwortete selbstredend sogleich, dass seine Frau nicht nur alles einkochte, sondern froh sei, „wenn sie überhaupt etwas bekommt [...] wir werden Ihnen alle Mühe gut recht machen. Wir würden Ihnen dann einen Marmeladeneimer schicken [...] und sie schicken es dann per Express an uns ab.“³²

Schon vor dem Sommer hatte sie vorausschauend einmal angeboten: „[W]enn erst Beeren werden sein dan schicke ich sofort, auch zu Weihnachten vielleicht ist Ihre Frau mit Geflügel geholfen? Ich habe ja jedes Jahr Gänse die ich nicht verbrauchte, den meine Familie ist nicht mehr groß.“³³ Dieser Warenaustausch funktionierte 1943 offensichtlich noch reibungslos, denn kaum hatte Anna Spurgarth berichtet, sie habe in den Harz „eine Büchse mit Beeren geschickt [...] die ersten“, machte sie sich erneut Gedanken um die Versorgung der Familie: „Die Brombeeren werden wohl dieses Jahr wenig sein, aber werde wohl zusehen wenn die späten sind ebenso mit Pilzen. Den Honig werde ich auch zusehen [...] versprochen ist [er] mir wohl“. Kummer bereitete ihr, dass die Gänse „mir alle eingegangen aber 1 wird schon sein für ihre Frau. Ich werde mir welche Güssel kaufen“. Und wieder dachte sie im Voraus für Cammanns mit: „[N]un möchte ich mal anfragen ob vielleicht später ein Karnickel angenehm wäre denn die habe ich viele weil mein Jung sehr dafür ist na und sonntags ist ein Braten nicht zu verachten die werden im Herbst fett gemacht.“ Aber praktisch, weil notwendig, erinnerte sie lieber die Familie in Ilfeld daran, dass sie die Büchse, in der die Beeren waren, wieder zurückschicken sollte, denn „die habe ich mir geliehen vom Nachbar“. Zum Geschichtschreiben fände sie allerdings momentan weder Zeit noch Muße, denn inzwischen wusste sie um die Verwundung zweier ihrer Söhne, und auch ihr Mann befände sich für vier Wochen im Feldlazarett, allein Max schien ihr noch „soweit gesund“ zu sein. Aus dem Dorf seien inzwischen 27 Männer gefallen, darunter auch Schüler Cammanns, die damals bei der Märchensuche dabei gewesen wären, und dann konstatierte sie: „[W]ir müssen ja alles ertragen den geht ums

31 C-A, Restin, 4.2.1943, Ilfeld.

32 C-A, Restin, 4.2.1943, Ilfeld.

33 C-A, Restin, 20.2.1943, Usnitz.

Vaterland.“³⁴ Zeitgleich schrieb Frau Restin, der Cammann auch geschrieben haben musste, dass sie bei Spurgarths mit Kartoffel- und Mais-harken aus-hülfe, die Kinder sie „gar nicht fort lassen [...] so gut sind sie mir“, aber das Leben ohne Vater Restin sei leer: „[I]ch kann mir noch ohne Vater Restin nicht umgewöhnen“. Sie sei stolz, dass alle Kinder zusammengelegt hätten, um dem Vater einen Grabstein zu kaufen. Auch die Witwe Restin fühlte sich der Familie Cammann verpflichtet. Mit dem, was sie geben könne, wolle auch sie Cammanns unterstützen: „[W]enn es im Walde sein wird, werde was pflücken [...] auch Hering werde ich besorgen wenn ich bekomme“, hieß es nach dem Gruß an Frau und Kinder und sie vergaß nicht zu erwäh-nen, dass bei Spurgarths „sehr viele Obdachlose aus Berlin“ einquartiert wären, die Anna Spurgarth davon abhielten, sich auf alte Geschichten zu besinnen. Am Ende bedauerte sie, dass das Jahr 1943 zu trocken für Pilze sei, aber „wenn es welche gibt werde ich schicken“³⁵.

Als Cammann im Oktober zu einer erneuten Fußoperation musste, fand Anna Spurgarth doch noch Zeit für eine mitfühlende Bemerkung und sandte noch ein Rätsel mit: „[W]ünsche Ihnen von Herzen baldige Besserung [...]. Hoffentlich Herr Cammann wird es auf die Füße bald beßer gehen“ und für die „Herren“ im Lazarett „etwas zum Raten aber die Herren müs-sen es selber raten den bitte [erbitte] ich die Lösung ob es richtig ist“. Das ist „für ihnen zum Kopf zerbrechen“. Cammann selbst blieb diesmal lange im Lazarett. Erst Weihnachten 1943 war er wieder in Ilfeld³⁶ und wollte nun weitere Erzählungen von Anna Spurgarth erhalten. Aber der Tod ihres Sohnes Karl, die Gartenwirtschaft und anderes mehr nahmen sie doch arg in Mitleidenschaft, weshalb Cammann, als er Mitte Februar 1944 noch ein-mal zu einem Erzähltreffen in Kittelsfahre zu Gast war, zum Erzählen Frau Spurgarths die folgende Notiz machte: „[U]m der Lebensform des Märchens auf die Spur zu kommen, ist es nicht unbedingt notwendig, immer die abso-lute Hochform des Erzählers abzapassen, sondern gerade die Bedingtheit und der immer wieder sich verändernden Erzählsituation nachzuspüren, wie sie eben bei den guten sensiblen Erzählern Einfluss gewinnen“.³⁷ Gerade auch um diese von außen auf den Erzähler einwirkenden Bedingungen ging es Cammann bei seinen Recherchen. Cammann seinerseits hatte nach den Fußkorrekturen im Lazarett³⁸ trotz Wegnahme des Gipses weiter-

34 C-A, Restin, 26.6.1943, Usnitz (alle Briefzitate).

35 C-A, Restin, 26.6.1943, Stuhmerfelde.

36 C-A, Restin, 31.12.1943, Postkarte.

37 C-A, Restin, undatierte Stenomitschrift zu den Märchen, Manuskript: Der Volks-erzähler.

38 Beim Lazarettaufenthalt lernte er mit Hugo Meintrup einen weiteren Erzähler kennen, der ihm ebenfalls zum Freund wurde. Mit ihm entstand sowohl ein Brief-

hin noch Beschwerden. So schrieb er: „Das Gehen [... ist ...] noch schlechter als mit dem Gips, weil ich mich erst wieder an die Schuhe gewöhnen muß. Werde wohl zur Anstalt zurückkommen“. Aber so gut es die kriegsbedingten Schwierigkeiten zuließen, verfolgte er dennoch unerbittlich die Veröffentlichung seiner Restin-Erzählungen und -Biografie: „[I]n meiner Arbeit habe ich nun restlos alles vom Vater zusammen und aufgearbeitet. Jetzt brauche ich das alles, was Sie mir gesagt haben und was Sie mir geschrieben haben“. Erst Anfang Mai 1945 meldete sich Frau Spurgarth wieder, nun aus Dirschau, dass sie und die Kinder Usnitz verlassen hätten, „den der Russe war schon da und wir mussten türmen“. Sie bedauerte gegenüber Cammann: „[Ich] hatte noch so vieles abgeschrieben um abzuschicken, aber leider die Post blieb schon 8 Tage aus“.³⁹ Dieser Brief ist ein sprechender Beleg dafür, wie sehr sich auch die Tochter Restins mit ihrer Familie von der Cammannschen Sammelwut hatte anstecken lassen. Auch sie konnte und wollte sich seiner Begeisterung und seiner Suggestion nicht entziehen, selbst wenn die häuslichen Umstände ihr die Mitarbeit manches Mal schwer werden ließen.

Obige Ausführungen geben einen ersten Einblick in die Archivalien und dienen zugleich als Beispiel für das „Erzählgespräch“ und das „Briefgespräch“, so wie es für Cammann bezeichnend ist. Die Besonderheit beider Formen der Kommunikation liegt darin, dass es die ersten ihrer Art sind. Arbeitsreiche Jahre, in denen Cammann durch seine Verletzung an die Schreibmaschine gefesselt war und die Gelegenheit nutzte, seinem Ziel näher zu kommen, dem Volkserzähler Restin im weitesten Sinne ein Denkmal zu setzen, lagen hinter ihm. Er hatte es nicht nur verstanden, die besondere Beziehung zu diesem Mann aufzuzeigen, eben speziell im „Erzählgespräch“, sondern es auch geschafft, diese nach dessen Tod auf Frau und Tochter zu übertragen und auf diese Weise gleichzeitig ganz genial den schmerzlichen Sachverhalt überbrückt, dass er selbst nicht mehr vor Ort und so intensiv wie vorher auf der Märchensuche tätig sein konnte.

Das „Briefgespräch“ mit Maria Herzog

Als Cammann nach dem Krieg in den 1950er-Jahren seine Sammelarbeit wieder aufnahm und nach und nach intensivierte, konnte er nicht nur auf seine alten Erfahrungen für die Aufnahme vor Ort zurückgreifen, sondern auch auf das Prozedere, an gesuchtes Material über einen Briefwechsel mit

wechsel als auch eine Veröffentlichung: *Cammann, Alfred*: Am Herdfeuer eines Westfälenshofes. In: *Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde*, 3 (1962), S. 67–85.

39 C-A, Restin, 1.5.1945, Dirschau.

den entsprechenden Informanten heranzukommen. Ein im Kern ganz ähnlich angelegtes „Briefgespräch“ wie das obige, das zudem besonders illustrativ ist, entwickelte sich aus der Korrespondenz mit Maria Herzog. Die 1931 in Budaörs Geborene war die älteste Tochter einer seiner ungarndeutschen Erzählerinnen, Maria Csulits, geb. Richtscheid. Sie wurde 1894 in Budaörs (deut.: Wudersch) geboren und siedelte sich nach der Vertreibung in Lehrensteinsfeld an, wo sie 1978 starb und Maria Herzog heute noch wohnt.⁴⁰

Weil Frau Csulits schon recht betagt war und ihr das Schreiben schwer fiel, übernahm dieses weitgehend ihre Tochter Maria Herzog. Allerdings fand Frau Csulits am Erzählen selbst noch viel Gefallen. Cammann stand im Prozess der Herausgabe von „Donauschwaben erzählen“ (Teil 1 und 2). Dazu brauchte er die Mithilfe von Maria Herzog, die sich in der Erzählmaterie ihrer Mutter und im Dialekt auskannte. Der nun einsetzende Briefwechsel zeigt nicht nur die aufopferungsvolle Mitarbeit der Tochter, sondern auch das gute, freundschaftlich vertraute Verhältnis der Familien beiderseits. Zahlreiche Parallelen lassen sich somit in diesen Bereichen wie auch im Ambiente der allgemeinen Erzählsituation zu Anna Spurgarth ziehen. So heißt es denn auch im Nachruf auf Maria Csulits:

„Gerade das Tonbandgerät in der Küche ihres kleinen Häuschens aufgestellt und den Fotoapparat ausgepackt, da fing sie schon voller Temperament mit ihren Märchen an. Hier in ihrem Häuschen hinter einem Bauernhof hatte sie mit ihrer Familie wieder ein erstes eigenes Stückchen Heimat gefunden, von hier aus war sie jeden Tag unterwegs zu den Familien ihrer Töchter am Ort, um bei ihnen zu Hause mitzuhelfen.“⁴¹

Der Briefaustausch ist für den Zeitraum vom 30. Juli 1975 bis 22. September 1986 erhalten, besonders umfangreich jedoch für die Jahre 1975 und 1976. Die enorme Arbeit, die Cammann in dieses und andere Projekte steckte, erkannte Maria Herzog richtig, wie es aus ihrem Brief vom 17. August

40 Ihre Erzählungen sind vorrangig veröffentlicht in *Cammann, Alfred und Alfred Karasek: Donauschwaben erzählen. Teil 1. Marburg 1976. Zur Biografie von Maria Csulits vgl. ebd., S. 412–418, und Fotos von ihr ebd., S. 474f.*

41 Undatierte Maschinenschrift zu ihrem Nachruf 1978 von Alfred Cammann, C-A, Ungarn 1/8. Fast textgleich auch in: *Cammann, Alfred: Nachruf für Maria Csulits aus Budaörs. In: Unsere Post, 32 (1978), Nr. 8, S. 18.* – Die Unterlagen zu Maria Herzog sind im Cammann-Archiv geordnet und in einem Umschlag mit der Bezeichnung Ungarn 1/8 (Herzog, Maria aus Budaörs) zusammengefasst. Alle folgenden Zitate entstammen dieser Mappe und werden mit dem Entstehungsdatum zitiert.

1975 an ihn hervorgeht: „[D]enn die viele Arbeit und Mühe welche Sie dabei haben, kennen sicher nur Sie Beide [Cammann und seine Frau Luise] allein, was mit Geld nicht zu bezahlen ist. Sicher muß man auch über der [vermutlich gemeint: sehr] viel Idealismus verfügen um überhaupt eine Forschungsarbeit zu vollenden.“ Mit der Veröffentlichung des ersten Bandes zu den Donaueschwaben fiel der eigentliche Schreibanlass weg; dieses spiegelt sich durchaus im vorhandenen Archivmaterial. Dennoch blieb zwischen den Briefschreibern das gegenseitige vertraute Verhältnis der Familien ähnlich wie das zwischen Cammanns und Spurgarths lange erhalten.

Dieser Briefwechsel wird im Folgenden gegliedert nach thematischen Schwerpunkten dargestellt: Der erste Themenkreis behandelt Anfragen, das heißt Mitarbeit und Objektsicherung sowie Anweisungen zur Organisation. Beim zweiten geht es um Lob, Fürsorge und Reaktionen der Gegenseite. Der dritte Themenkreis enthält eher Persönliches zu den Briefpartnern und deren Umfeld, aber auch zur Kontaktpflege mit ihnen sowie zur Mitwirkung an der Sicherung des Materials und seiner Aufbereitung.

Als Cammann am 30. Juli 1975 an Maria Herzog schrieb und sie bat, ihm zu helfen, hieß es:

„Nun das Wichtigste: Ich organisiere hier noch Ende August eine Tagung der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker, eine sehr harte Arbeit, damit alles klappt. Nun hat mir die Gesellschaft angeboten, noch in diesem Jahr ein Buch mit etwa 150 Seiten herauszubringen mit neuem Material, und ich habe zugesagt mit dem Titel ‚Märchenquellen der Donaueschwaben‘. Da soll dann die Mutter vollständig hinein! Mein Freund Gustl Rukatukl⁴² hat schon meine Tonbänder auf die Geschichten hin abgeschrieben, und ich habe jetzt die handschriftlichen Geschichten fertig. Ich schicke sie Ihnen zur Kontrolle. Ich habe ein paar mal Fragezeichen an den Rand gesetzt, bitte da um Korrektur oder Erklärung mit Bleistift am Rand! Die Geschichte von der Wette, wo einer da in der Kirche ein merkwürdiges Tun beobachtet hat, bitte noch einmal von Ihnen liebe Frau Herzog abzuschreiben, damit ich es besser lesen kann. [...].

Ich muß in den nächsten Wochen hart mit der Arbeit an dem Büchlein heran. Ich will auch schon, dass das Bild der Mutter auf den Schutzumschlag in Farbe kommt, wo sie da mit der Handarbeit sitzt.

42 August Rukatukl (kurz: Ruka) wurde 1915 in Csávolgy geboren und siedelte sich nach der Vertreibung in Aglasterhausen an. Vgl. *Cammann/Karasek*, Donaueschwaben erzählen, Teil 1 (wie Anm. 40), S. 431–435, und Fotos von ihm auf S. 478f. und 481.

Dann kommt das Material von Rukatukl mit hinein aus Csavoly und etwas aus dem Banat, was ich in Bremen aufgenommen habe.

Es wäre schön, wenn Sie alle, auch die Männer sich überlegen, was wir noch hineinbekommen können, was zu Hause erzählt wurde! Witzstickln, Hexengeschichten, Bräuchen, Märchen, vom Zigeuner. Welche Bücher hat die Mutter gelesen, Jahrmachtshefte vielleicht, diese kleinen Groschenhefte mit den schönen Märchengeschichten? Gab es die in Budapest zu kaufen? Auch von Spuk und Gespenstern, richtige nicht nur wie die weiße Gestalt beim Pfarrer, die den Schinken mitgenommen hat. Hat es am Friedhof gespuht?

Wißt Ihr etwas vom Luzia-Stuhl? Von Zwergen, Hanelmännchen, Trutten, vom verhexten Kind, vom Kohlewerfen? Die ganze Familie möchte ich mit ein paar Geschichten dazu noch vertreten wissen zur Umrahmung der Geschichten der Mutter. Die eigentlichen langen Geschichten habe ich sehr sehr [sic!] schön vom Rukatukl in Mundart vom Tonband abgeschrieben erhalten. Hier also nur die geschriebenen Texte, die ich eben fertig habe, zur Korrektur und Erklärung!

Auch wenn Sie allgemein noch etwas in das Buch von zu Haus oder von Ihnen selbst hineinhaben möchten, schreiben Sie es, ich will sehen, daß es eine ganz runde Sache wird. [...].

Jetzt hilft es nicht, liebe Frau Csulits, daß Sie und Ihre Tochter mal alles andere etwas beiseite legen und helfen, daß wir eine schöne Sache machen können. Das ist eine einmalige Gelegenheit. Und für die ganze Familie und alle Enkelkinder wird es ein Familienbüchlein, wie es nur sehr wenige Familien besitzen. [...].

Bitte also alles, was Ihnen noch an Geschichten und Begebenheiten einfällt, gleich aufschreiben und schicken. Vor allem die Männer hart befragen, ob sie noch etwas aus der Militärzeit vielleicht bei den Ungarn oder anderen Völkern gehört haben; in den Kasernen wurden auch viele Geschichten erzählt, besonders auch Witzstickl und Märchen der anderen Völker in Ungarn.“

Etwas unsicher noch antwortete am 1. August 1975 Maria Herzog: „Die Schriftsachen habe ich durchgesehen korrekirt, auch die Geschichte mit dem Jungen habe ich aufgeschrieben. Hoffentlich habe ich es auch richtig gemacht. Ich hoffe daß ich im Laufe der nächsten Woche noch mehr aufschreiben kann.“ Aber Zweifel bleiben ihr auch noch eine Woche später im Brief vom 7. August 1975:

„Wie Sie sehen hab ich nun die Paar Sachen von der Mutter noch geschrieben, ich hoff daß es so richtig ist. Verbessern werden Sie natürlich noch manches müßen, wofür ich Sie um entschuldigung

bitte. Wie war es denn mit den Letzten Sachen? ging das soweit in Ordnung? Haben Sie es wieder bekommen?

Vor einer Woche hab ich das große Kuvert weg geschickt. [...].

Soldaten Geschichten konnt ich keine schreiben, da unsere Männer noch keine Soldaten waren. Leo ist 1932 und Hans ist 1934 geboren.“

Dass die Mitarbeit bei Cammann ihren Preis hatte, zeigen die folgenden Briefzeilen vom 21. Oktober 1975, in denen Maria Herzog freimütig bekannte:

„Wie Sie sehen hab ich mich gleich heute daran gemacht, es war etwas viel, ich dachte gar nicht daß es so lang ist. Bin gespannt wie es bei Ihnen ankommt, das heißt ob es überhaupt brauchbar ist? Mutter saß wieder den ganzen Vormittag neben mir und hat erzählt.

Der Dialekt ist am Anfang zimmlich schwer zu schreiben, hoffentlich verstehen Sie den Inhalt der Geschichte, denn leider bin ich nicht sehr perfekt in meiner Schreibweise. Wenn Irgend etwas unklar sein sollte schreiben Sie es mir dann bitte. Mit dem Papir, hab ich es so recht gemacht? Morgen wenn ich nach Heilbronn komm muß ich mir dann welches besorgen, wie Sie sehen hat ich von den dünnen Blättern nicht genügend, da wir hier in Lehrensteinsfeld es nicht bekommen.“

Über die bisherige Mitarbeit hinaus hatte Cammann am 18. Oktober 1975 eine etwas prekärere Bitte bezüglich einer Hilfe ihrerseits. Wie er die gewünschten Texte dann geschrieben haben wollte, erklärte er gleich mit:

„Nun habe ich ein große Bitte, eine schwierige Frage: Mir hat mein Freund Rukatukl die von der Mutter auf Tonband erzählten Geschichten abgeschrieben, aber leider nicht wörtlich! Und dabei brauche ich den schönen Erzählton der Mutter doch ganz genau. Ich soll aber das Buch druckfertig schon Ende dieses Jahres vorlegen. Nun die Frage: Ob Sie die Geschichten der Mutter nicht noch einmal vom Tonband abschreiben könnten in Mutters Tonfall, Wortlaut, lautgetreu und in der Wortfolge nichts zu ändern. Nur wenn mal Irrtümer vorkommen, die Mutter mal nicht weiter weiß, dann können Sie es richtig weiterführen, aber immer wieder zur Mutter hinfinden!

Meine Frau macht hier eine Kopie, die ich Ihnen dann schicken würde, und Sie müßten dann die Schwester um Ausleihe ihres Tonbandgerätes bitten. Ilona [die Tochter] kann es bedienen! Es ist gar nicht so schwer. [...]. Es kommt ja jetzt sehr darauf an, daß wir die richtige Mundart von Wudersch treffen. Das kostet natürlich Zeit, es sind ungefähr 50 Schreibmaschinenseiten. Sie können das gleich

vom Band in die Maschine schreiben, wo Sie das so gut können. Ihre mit Maschine geschriebenen Geschichten natürlich nicht mehr, die sind gut! [...]. Ich sitze mit der Sache hart im Druck. Bin gerade an Mutters Texten und merke, daß Rukatukl sehr frei geschaltet hat. Aber mir geht es darum, daß die Mutter so genau wie möglich und ohne Änderungen in den Texten erscheint. An sich sind ja 50 Seiten nicht so viel, und Pucks haben doch den Apparat, den sie sicher für Mutters Arbeit Ihnen ausleihen würden. Sie hätten dann den ganzen November dafür Zeit! Es wäre eine Glücksache, wenn Sie das selbst machen könnten, damit eben die Mundart auch richtig geschrieben wird. Und Sie kennen doch Mutters Redeweise, so daß Sie schnell die Sätze behalten und abtippen können. Und mit der Mundart macht es Ihnen doch keine Schwierigkeiten. [...]. Schreiben Sie bald zurück!

[...]. Nur müßten Sie es genau so in der form [sic!] machen, wie ich Ihre Abschriften noch einmal geschrieben habe, oben mit Titel – und mit 2 Durchschlägen, immer zwei dicke Papiere und ein dünnes. Ich würde Ihnen auch die Rechnungen bezahlen, wenn Sie dort das Papier einkaufen, auch das Blaupapier und 500 dicke und 500 dünne Seiten einkaufen an Schreibmaschinenpapier, wenn Sie es machen. [...]. Immer jede Geschichte auf neuer Seite anfangen. Von jeder Seite noch 2 Durchschläge, 2 dick, 1 dünn! Papierrechnung 500+500+Blaupapier bezahle ich mit Forschungsstelle alles. Hoffe sehr, daß Sie zusagen!“

Natürlich entzog sich Maria Herzog diesem Auftrag nicht, und deshalb erklärte Cammann ihr die Arbeit mit dem Tonband sehr genau und gab noch persönliche Tipps dazu, um die perfekte Erfüllung der Aufgabe sicherzustellen. Hier zeigte er sich im Brief vom 18. Oktober 1975 als unverbesserlicher Lehrer:

„Beim Tonband braucht man an sich nur den dritten Knopf von links zum Angehen, zum Abhören runterdrücken. Damit der Apparat angeschaltet ist, den rechten Knopf nach rechts drehen, bis es knackt, dann weiter nach rechts, so laut man es haben will, möglichst nicht so laut, damit es nicht überdröhnt. [...]. In der Mitte links ist Stoptaste, man kann da den Apparat anhalten. [...]. Sonst ist das Gerät ja ganz einfach zu bedienen. Ich wiederhole: 3. Taste runter, dann geht das und langsam im Sprechtempo los, Mitteltaste, also links die zweite ist Stopp. Dann drehe ich das Band mit linkem Mittelfinger etwas zurück und lasse den Satz, den ich genau hören will, noch einmal ablaufen. Ich benutze eigentlich nur die zweite und die dritte Taste von links.

Ich hoffe aber, daß es Ihnen auch Spaß macht. Ich stelle für das Tonbandgerät meist einen Küchenhocker links unten mit dem Apparat neben mich, dann kann ich nach unten mit der linken Hand fassen und rechts oben dann mit der Maschine schreiben.

Hoffentlich ist es so gut erklärt, und Sie haben den Mut. Wichtig, daß auch erst einmal der böse Zahn zur Ruhe kommt“.

Nach zwei Tagen lag bereits mit Datum vom 20. Oktober 1975 eine Antwort von Maria Herzog vor:

„Ihren Brief habe ich nun gelesen, natürlich werde ich mein Möglichstes tun und es für Sie so gut wie möglich noch einmal abschreiben, hoffentlich kann ich es auch? Vielleicht sollte ich mal zur Probe fürs erstmal eine Geschichte von Mutter in Mundart aufschreiben, ob es auch recht wird?

Heute werde ich dazu nicht mehr kommen, doch im Laufe der Woche werde ich Ihnen von Mutter eine kleine Geschichte aufschreiben, Sie können dann entscheiden [sic!] ob ich an die Arbeit gehen kann. Die Tonbänder können Sie mir ja dann noch nächste Woche schicken.“

Wie wichtig die Mitarbeit und Nähe zum Erzähloriginal Cammann waren, zeigt sein prompter Gegenbrief vom 22. Oktober 1975: „Sie werden an Rukas Texten schnell merken, wie frei er gearbeitet hat, ich möchte aber ganz genau an Mutters Sätzen und ihrer Ausdrucksweise bleiben, das sind wir ihr schuldig. Es kommt gar nicht darauf an, daß es alles aalglatt ist, lieber etwas holperig, aber es muß echt sein, und dann ist es so lebendig, wie sie eben erzählt!“ Ein solches Ansinnen war ebenfalls im Briefwechsel mit Anna Spurgarth zu finden. „Darum geht es! Genau so in ihrer Sprechweise, auch wenn sie mal ins Hochdeutsche verfällt, es braucht auch keine gefilterte Mundart zu sein, nichts aufpolieren. Wir müssen die Mutter herausbringen! [...]. Ihnen herzlichen Dank, daß Sie die Arbeit übernehmen! Ihr Cammann“.

Wir haben schon an mehreren Beispielen gesehen, dass Cammann sehr fürsorglich sein konnte, wenn jemand für sein Vorhaben arbeitete. Folglich schrieb er am 16. Januar 1976 (im Orig. versehentlich „75“) an Maria Herzog: „Allerhand, daß Sie bis so spät in die Nacht noch gearbeitet haben. Aber wenn erst das Buch da ist, dann ist da zu lesen, wie viel Sie mitgeholfen haben. Und die Mutter [Maria Csulits] wird sich freuen.“ Wenn Cammann einen Erzähler dazu gebracht hatte, öffentlich aufzutreten über Hörfunk oder sogar Fernsehen, dann sorgte er auch für die nötige Wertschätzung und eine Entlohnung. So dankte Frau Herzog am 28.

Juli 1975 im Namen ihrer Mutter für den Auftritt mit den „Bremer Stadtmusikanten“:

„Mitte Juli bekam auch Mutter vom Fernsehen Radio Bremen bescheid daß am 25. Nov. 75 die Sendung über Bremen in der Nordschau gesendet wird. Nur schade daß wir es sehr wahrscheinlich nicht sehen können, doch wir hoffen und bitten daß Sie uns dann wider schreiben wie es war.

Auch ein Honorar von 150,- DM soll Mutter vom Fernsehen-Radio Bremen laut Bescheid in der nächsten Zeit überwiesen bekommen, worauf sie sich natürlich sehr freut, besonders auch daß sie in ihren alten Tagen in einen Buch mitwirken durfte.“

Auch für die bereits bekannte Übertragung der Tonbandaufnahmen, die Maria Herzog seinerzeit hergestellt hatte, versprach Cammann am 18. Oktober 1975 Entgelt: „Ich könnte Ihnen Anfang 1976, also im neuen Jahr für jede Seite in Mundart von meiner kleinen Forschungsstelle je 2 DM zahlen, für jede volle Seite, zwei halbe also eine Seite, so daß für Sie dabei 100 DM herauskämen, wenn Sie das machen wollen, auch würde ich Ihnen mein blaues Märchenbuch oder das grüne dazu geben.“ Dieses Angebot hing wohl damit zusammen, weil Maria Herzog im Brief vom 7. November 1975 noch ein wenig unsicher bezüglich ihrer Abschriften war: „Wie Sie sehen werden, war ich nicht ganz untätig und habe die Tonbänder soweit es erwünscht war abgeschrieben. Wenn Sie dann die Sachen durchsehen und etwas nicht ganz in Ordnung ist, schreiben Sie es mir dann bitte, ich werde es dann nochmal abschreiben.“

Diese unverzügliche Mitarbeit goutierte Cammann durchaus, wie der Brief vom 29. November 1975 nahe legt:

„Ich freue mich sehr, daß Sie schon so schnell mit den Bandabschriften fertig geworden sind! Schicken Sie also die Abschrift und Durchschlag her und schreiben Sie uns die Seitenzahl, damit wir Ihnen das Geld gleich schicken können. Dafür schreiben Sie uns dann im Januar eine Quittung aus, weil ich in diesem Jahr in meiner kleinen Stelle kein Geld mehr habe. Aber Sie bekommen es noch vor Weihnachten“.

Und noch ganz des Lobes voll schrieb er am 6. Dezember 1975: „Ihre Bandabschriften sind sehr schön und sauber geschrieben, ich werde sie in den nächsten Tagen noch durchkorrigieren, soweit es überhaupt nötig ist, der Text bleibt natürlich genau so!“ Der Lehrer und Auftraggeber war zufrieden und Maria Herzog desgleichen. Cammann hatte offensichtlich gleich

zu Beginn seiner Bitte um ein tätiges Mitwirken mit der Bereitschaft zum Transkribieren seitens Maria Herzogs ganz fest gerechnet. Nur so ist das folgende Briefchen vom 18. Oktober 1975 zu verstehen:

„Wir kommen also, wenn irgend möglich, am Freitag nach dem Essen kurz hereinschauen! Anbei der ‚Hauskalender‘⁴³ mit einem Aufsatz von mir, der noch einmal unsere Aufgabe anspricht. Wenn nur alle so bereit wären wie Sie, die Mutter und die Schwester und Eure Familien! Es gibt da nur ganz wenige, die soviel wissen wie die Mutter und die dann noch so hilfsbereit sind!“

Noch bis 1976 blieb die Zusammenarbeit ähnlich intensiv und klang dann bis 1986 langsam aus. Meist dankte Maria Herzog für die Buchgeschenke Cammanns, besonders aber für den Artikel „Märchenfund aus Budaörs“ im „Hauskalender“.⁴⁴ Dieser Dankesbrief stammte schon vom 23. November 1979. 1986 besuchte Cammann die Familie noch einmal auf der Fahrt zu einer Tagung in Salzburg und konnte es nicht lassen, sie am 22. Oktober 1986 aufzufordern, „wenn Sie einmal im Winter etwas Zeit haben, schreiben Sie doch Ihre Kindheitserinnerungen alles, auf, was noch nicht in Band I [Donauschwaben erzählen, Teil 1] erfaßt ist, mit Elternhaus, Geselligkeit, Dorf und Stadt, Kindheitserlebnisse, Schicksalhafter, ich schreibe es mir dann ab und kann es sicher einmal verwenden“.

Schon an manchen Stellen war zu sehen, dass weder Cammann noch die Informantin Maria Herzog sich scheuten, Persönliches mit in die Briefe einzubringen. Weil diese Verhaltensweise bereits von Anna Spurgarth bekannt ist, sollen nun einige solcher Beispiele auch aus dieser Korrespondenz wiedergegeben werden. Es ging dabei wieder um ganz alltägliche Dinge wie Zahnschmerzen und Erkältung, schlechte Tage der betagten Mutter, die Kinder, deren Krankheiten und ihre Fortschritte in der Schule. Bei Cammanns waren es Enkel und die eigenen schon erwachsenen Kinder, die jedwede Hilfe brauchten (gern fürs Haushüten), Kuraufenthalte und weiterhin Forschungsfahrten. Im brieflichen Austausch sah das bei Maria Herzog beispielsweise am 1. August 1975 so aus:

„Zur Zeit ist mein Mann in Karlsruhe bei der Verwandtschaft beim Hausbauen helfen, so bin ich schon seit zehn Tagen mit den Kindern allein zu Hause und habe mit der Einmacherei, den [dem] Obst und Gemüse zimmlich viel zu tun. Und Simone will mir dann immer noch

43 Vermutlich: *Cammann, Alfred*: Märchenforschung bei den Deutschen Südungarns. In: *Volkskalender der Deutschen aus Ungarn* 1974, S. 72–78.

44 Vgl. *Cammann, Alfred*: Der Märchenfund von Budaörs. In: *Unser Hauskalender. Jahrbuch der Ungarndeutschen*, (32) 1980, S. 87–91.

bei allem helfen so dass es dann immer noch langsamer geht. Doch Sie werden es ja auch wissen wie dass mit den Kindern so ist, die kleine Antje wird sicher auch ihre Großeltern beschäftigen.

Zur Zeit ist es Hier sehr heiß, heute hatten wir über dreißig Grad Hitze, da wäre es am schönsten im Freibad wenn man nur die Zeit dazu hätte.“

Maria Herzog hatte trotz der Sommerhitze ein großes Kuvert mit Tipparbeiten abgeschickt und machte sich Gedanken um Cammanns, wie aus dem Brief vom 7. August 1975 hervorgeht: „Wie geht es Ihnen? Sicher ist es immer noch zimmlich warm genau wie bei uns? Was macht die kleine Antje? Unsere zwei wollen immer nur zum Baden wegfahren. Nun in acht Tagen fängt die Schule wieder an dann ist es so wie so Schluß mit der Bummelei. Mein Mann muß auch nächste Woche wieder zur Arbeit, die schönste Zeit ist leider wieder um.“ Sorgen machte Frau Herzog sich immer mal wieder um ihre Mutter. Hatte sie am 28. Juli 1975 noch schreiben können: „Es geht ihr verhältniß mäßig gut, sie macht zur Zeit wieder viel Handarbeit und fährt mit uns auch öfters fort so dass es ihr nie langweilig wird“, sah es im Brief vom 5. November 1975 ganz anders aus: „Leider ist es ihr gesundheitlich zimmlich schlecht gegangen, zweimal mußte an den Tag der Arzt kommen“.

Auch bei Herzogs hatte Cammann wie seinerzeit in Stuhmerfelde einen Besuch geplant, allerdings mehr als Stippvisite auf der Fahrt zu einer Kur ganz in der Nähe, in Bad Bellingen. Angekündigt wurde der Besuch rechtzeitig vorher am 22. Oktober 1975: „Vielleicht kommen wir bei der Anfahrt kurz einen Nachmittag dort vorbei. [...] Dann wären wir etwa nach dem Essen bei Ihnen für ein bis zwei Stunden und könnten alles noch einmal durchsprechen, so dass wir am Nachmittag noch weiterfahren könnten nach Bellingen, wo wir angemeldet sind am 31.10.“

Nach der Rückkehr am 29. November 1975, als sie in Bremen „glücklich wieder gelandet“ waren, hieß es: „[H]aben wir uns gut erholt und vor allem die lahmen Knochen wieder etwas gelenkig gemacht. Das Wetter war zwar auch nicht jeden Tag gut, aber wir sind täglich spazieren gegangen und hoffen nun, dass wir noch Reserven für den Winter getankt haben.“ Der Ort sei gemütlich und preiswert gewesen. „[W]ir hatten ein Zimmer, wo wir selber kochen konnten [...] wir haben täglich von der Heilquelle getrunken.“ Aber das Schwimmen bei 38° sei schon zu anstrengend gewesen. Warum Cammann die Bestätigung der Rückkehr so erwähnenswert erscheint, ergibt sich, wenn wir nun lesen: „[W]ir fuhren zurück bei herrlichem Wetter – bis über Würzburg hinaus, dann gab es Schneetreiben. Aber wir haben es geschafft, d.h. meine Frau die Fahrerin.“

Wenn Cammann meinte, etwas nicht annehmen zu können, begründete er dies sehr sachlich aus seiner Perspektive, wie das Schreiben vom 17. Dezember 1975 zur Bebilderung des ersten Teilbandes der „Donauschwaben“-Bände beispielhaft belegt:

„[Die Bilder] sind entweder nicht scharf genug wie die beiden großen Dorfansichten, sie würden im Buch ganz dunkel und nichtsagend werden, oder die anderen enthalten nicht genug allgemein Interessantes. Alles ist natürlich für die Budaörser wichtig, aber da müssen wir ja auch an die vielen fremden Leser denken. [...] Die Hauptsache sind nun doch die Bilder, die wir bei Ihnen aufgenommen haben.“

Schon bei der Vorlage der Bilder hatte er am 6. Dezember 1975 gewarnt: „Zu viel Bilder dürfen es auch nicht sein, weil es sonst zu teuer wird, und die Bilder, die wir geknipst haben, sollen ja auch mit hinein.“

Am Ende erwies sich Cammann wieder als derjenige, der die Zügel fest in der Hand hielt, wenn es darum ging, seine Zielvorstellungen in die Tat umzusetzen. So hatte er als Lehrer handeln müssen, so tat er es als Sammler und als Forscher. Immer blieb er dabei sich selbst treu und fair gegenüber seinen Informanten.

Zusammenfassung und Ausblick

In diesem Beitrag wurde schwerpunktmäßig ein Einblick in Cammanns Korrespondenzen gegeben, um die Vielfalt der Möglichkeiten für eine wissenschaftliche Verwendung aufzuzeigen. Ferner wurde dargelegt, wie sehr das Material und die Forscherperson miteinander verbunden sind.

Weil sich Cammann auf Forschungsfahrt und beim Briefeschreiben stets ganz mit seiner Person einbrachte, entstand eine für ihn typische Präsenz, die ihm Tür und Tor öffnete. Sie war das Geheimnis seiner Arbeitsweise und sie blieb über sein Sammlerleben hin konstant, wie es die über 30 Jahre auseinander liegenden Beispiele belegen. Diese Konstanz bei der Arbeit im Felde, lässt sich auch in der Sprache, die er für seine „Briefgespräche“ verwendet hat, nachweisen. Immer wieder hatte er es „eilig“, war er „hart an der Arbeit“, oder er bat, „so zu schreiben, wie gesprochen wird“, also nicht alles „aalglat“, sondern lieber „etwas holperig“, aber dafür ganz im alltäglichen Sprachmodus der Informanten. Alles Erzählen sollte, sofern es um das gesprochene Wort ging, „echt“, eben „authentisch“, sein. Fast immer forderte er die „großen“ Erzähler und deren Kinder auf, aus der Erinnerung aufzuschreiben, „wie es früher so bei Euch zu Hause war“, um auf diese

Weise auch das historisch-soziale Umfeld zu erfassen, in dem er seine „Sammelobjekte“ so fest verankert sah. An dieser Auffassung änderte sich über seine Sammlerjahre hin ebenfalls nichts. Peinlich genau behandelte er, gerade wie er es in der Archäologie gelernt hatte, seine Funde jeglicher Art. Weil er so verfuhr, steht für die Forschung heute dies ungewöhnlich vielseitig auswertbare Material zur Verfügung und wartet auf eine intensive Bearbeitung, sobald die Cammannschen Quellenbestände im Archiv wieder für eine richtige Benutzung zugänglich und sofern die restlichen Bestände in zeitentsprechender Weise aufgearbeitet worden sind. Besonders dringlich ist dies für das Tonbandarchiv, ehe das Gesammelte unwiederbringlich verfällt.

Cammann war in tiefster Seele eigentlich ein Praktiker, einer, der handeln und agieren musste, und nicht vorrangig Theoretiker. Deshalb sammelte er auch nicht ausschließlich nur Märchen, sondern alles unter Menschen Erzählte, sofern es in seinem Arbeitsfeld auf dem Weg lag und eine gewisse formale Struktur aufwies; er war schließlich auch Schulmeister und Germanist. So hat er dieses immense Erzählgut zusammengetragen, wozu unbedingt auch seine Korrespondenzen zu zählen sind, sozusagen als eine besondere Abteilung seines gesamten „Sammelgutes“.

Die Archivalien im Cammann-Archiv ermöglichen also einen Einblick in die Breite und Tiefe seiner „Jagd“ nach Erzähltem, der in seiner Komplexität weit über die Cammannschen Veröffentlichungen hinausgeht. Wie aus den obigen Beispielen abzulesen ist, belegen die Archivalien, dass es über das „Erzählgespräch“ hinaus, wie es beispielsweise auf Tonband dokumentiert ist, besonders im „Briefgespräch“ höchst aufschlussreiche Zusatzinformationen über die „Geschichten“ und die Genese ihrer Niederlegung gibt. Ebenso vermitteln sie ein sehr lebendiges „dichtes Bild“ der Erzähler und zeigen, dass sich über die meist recht ausgedehnten und intensiven postalischen Kontakte hinaus zwangsläufig auch eine Vielzahl von Besuchen mit engen privaten Beziehungen entwickelt hat. In Notzeiten hat diese Vertrautheit zwischen dem Sammler und den Erzählern sogar existenzielle Bedeutung erhalten. Die Archivalien beinhalten überdies umfangreiche Informationen für eine Untersuchung weiterer fachtheoretischer Fragen. Neben der Erforschung der „Nähe des Forschers zum Feld“ oder der Beschaffenheit des immateriellen Tauschgeschäfts, das dem Erzähler eine gewisse Unsterblichkeit und dem Sammler publizistischen und wissenschaftlichen Erfolg verheißt, lassen sich mit den vorliegenden Archivalien noch viele weitere historische wie soziologische Fragestellungen gewinnbringend bearbeiten.

Volkskundliche Quellen in Heimatstuben und Heimatsammlungen der deutschen Vertriebenen

„Der Begriff ‚Heimatstube‘ gilt nicht nur in Museumskreisen als negativ besetzt. Er steht für Unprofessionalität, für Hausgemachtes, für nostalgische Romantisierung auch“, hat Elisabeth Fendl 2008 die verbreitete Einschätzung zusammengefasst.¹ Heimatstuben gibt es innerhalb wie außerhalb Deutschlands als kleinere Regionalsammlungen unterhalb des Museumsanspruchs.² „Heimatstube“ bezeichnet keine eindeutig spezifizierte Einrichtung. Die Geschichte der Verwendung der Bezeichnung – und damit der so bezeichneten Einrichtungen – spätestens seit den 1920er-Jahren ist noch nicht geschrieben, jedenfalls finden wir sie als Bezeichnung von nicht privaten, oft in Schulen untergebracht und vom Lehrer betreuten Räumen, die zur Sammlung und Versammlung vor allem im dörflichen oder randstädtischen Nahbereich, der unmittelbar erfahrenen „Heimat“, dienen, bereits vor dem Zweiten Weltkrieg: Zur Sammlung unterhalb des Niveaus der sich im Zuge der Heimatbewegung seit Ende des 19. Jahrhunderts entwickelnden „Heimtmuseen“, als Versammlungsort, in der Regel geschmückt mit Sachgut, Bildern, naturkundlichen und archäologischen Funden aus der Region und ihrer Tradition und Überlieferung.³ „Heimat“ und „Stube“ sugge-

-
- 1 Fendl, Elisabeth: Heimat in der Vitrine. Zur kulturgeschichtlichen Bedeutung von Heimatstuben. In: „Was wird aus den sudetendeutschen Heimatsammlungen?“ Dokumentation der Tagung des Kulturreferats der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Zusammenarbeit mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im Östlichen Europa, Oldenburg und der Arbeitsgemeinschaft für Kulturelle Heimatsammlungen vom 25. bis 27. April 2008 in der Bildungs- und Begegnungsstätte „Der Heiligenhof“, Bad Kissingen. (Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 2008, Nr. 2/3). München 2008, S. 55–69, hier S. 65.
 - 2 Vgl. Deutsche Heimtmuseen und Heimatstuben. Ungarndeutscher Kulturführer. Sopron 2002; Przewodnik po muzeach i izbach regionalnych Pomorza Zachodniego [Führer durch Museen und Heimatstuben Westpommerns]. Szczecin 2005. – Im deutsch-polnischen Vergleich zuletzt Herget, Beate und Berit Pleitner (Hg.): Heimat im Museum? Museale Konzeptionen zu Heimat und Erinnerungskultur in Deutschland und Polen. (Colloquia Baltica, 14). München 2008.
 - 3 Als Beleg nur Chrobok, Ludwig: Die Miechowitzer Heimatstube, ihre Entstehung und Entwicklung. In: Der Oberschlesier, 13 (1931), S. 117–118. – Bei einem Hinweis auf diese „Vorgeschichte“ belässt es Perlick, Alfons: Ostdeutsche Heimatstuben und Heimatsammlungen in Nordrhein-Westfalen. In: Ders. (Hg.): Die ostdeutschen Heimatstuben und Heimatsammlungen in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, Aufgaben, Berichte. (Schriftenreihe für die Ost-West-Begegnung: Kulturheft, 48 [49!]). Troisdorf 1964, S. 9–16, hier S. 9–10. – Vgl. mit Hinweis auf private „Heimatstuben“ Tolksdorf, Ulrich: Heimtmuseen, Heimatstuben, Heimatecken.

rieren emotionale Qualitäten⁴ – und gerade „Heimat“ gewann als „Aufgabe und Verpflichtung“ in den frühen Jahren der Bundesrepublik Deutschland für die landsmannschaftlichen Gruppen neue politische wie gruppenstabilisierende Qualität.⁵ Außerhalb des engeren Kontextes der betroffenen Gruppen, der wenigen spezialisierten Einrichtungen und der für die Patenschaft zuständigen kommunalen Einrichtungen innerhalb des Förderungskontextes nach § 96 Bundesvertriebenengesetz werden diese Heimatsammlungen nicht wahrgenommen,⁶ obwohl auch sie ihren spezifischen Anteil an der Darstellung der Vertreibung im deutschen Erinnern haben und ihre Objekte Ausdruck und Bezugspunkt dieser Erinnerungskultur sind.

Entstehung und Entwicklung

Die „ostdeutschen“ Heimatstuben entstanden seit den frühen 1950er-Jahren mit der Einrichtung von „Patenschaften“ nominell über Städte, Kreise und Gemeinden, de facto über die Gruppen der Vertriebenen aus den jeweiligen Gebietskörperschaften in den „Vertreibungsgebieten“ auf der kommunalen Ebene. Die *Richtlinie* der kommunalen Spitzenverbände vom 15. Dezember 1953 empfahl unter anderem die „Schaffung einer ‚Heimatstube‘ oder eines ‚Hauses‘ des ostdeutschen Partners“, dazu die „Sammlung von Kulturgut und Archivgut des ostdeutschen Partners“.⁷ Eine zweite „Gründungsphase“ ist für

In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 26 (1983), S. 338–342. – Zum Heimatmuseum *Roth, Martin*: Heimatmuseum. Zur Geschichte einer deutschen Institution. (Berliner Schriften zur Museumskunde, 7). Berlin 1990.

- 4 *Schuch, Hans-Jürgen*: Ostdeutsche Heimatstuben: Was ist das? Wem gehören sie? Wer kennt sie? In: Ders. und Annemarie Röder: Handreichung für Heimatstubenleiter. 2. Aufl. (Kulturelle Arbeitshefte, 21). Bonn 1993 (1. Aufl. 1989), S. 1–7, hier S. 1; *Schütze, Manuela*: „Elchkopf und Kurenwimpel“. Zur musealen Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben nach dem Zweiten Weltkrieg in Schleswig-Holstein. (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, 37). Neumünster 1998, S. 22–26.
- 5 Vgl. *Perlick, Alfons*: Bibliographie zur Volkskunde der deutschen Heimatvertriebenen (1945–1955). In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1 (1955), S. 241–289, hier S. 245f., unter der Kapitelüberschrift „Der neue Heimatbegriff“.
- 6 So findet sich kein Hinweis bei *Hahn, Eva* und *Hans Henning Hahn*: Flucht und Vertreibung. In: François, Etienne und Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1. München 2001, S. 335–351, und *Dies.*: Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte. Paderborn 2010.
- 7 Abdruck in *Perlick, Alfons* (Hg.): Das West-Ostdeutsche Patenschaftswerk in Nordrhein-Westfalen. Geschichte, Berichte und kulturelle Aufgaben. (Schriftenreihe für die Ost-West-Begegnung: Kulturheft, 38). Troisdorf/Rhld. 1961, S. 173–174. – *Fendl, Heimat in der Vitrine* (wie Anm. 1), S. 56–58; zuletzt *Eisler, Cornelia*: Die „verlorene Heimat im Osten“ in den Heimatstuben der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen. In: Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von

die späten 1970er- und frühen 1980er-Jahre feststellbar, eine weitere um das Jahr 1990.⁸

Die unentgeltliche Stellung von Räumlichkeiten, zunächst meist eines Raumes, für die jeweiligen „Patenkinder“ gehörte in dem Empfehlungskatalog der – nicht ohne politischen Druck – „freiwilligen“ kommunalen Fördermaßeistungen.⁹ Diese Heimatstuben waren zunächst vor allem Büros der Heimatgruppen, spielte doch die „Sammlung und Bewahrung von Kunst und Volksgut“, wie sie Alfons Perlick 1956 gekennzeichnet hat, bis in die späten 1950er-Jahre eine nachgeordnete Rolle.¹⁰ Sie wurden aber immer mehr Ort der Sammlung für erhaltene, oft mitgebrachte materielle bildliche und schriftliche Überlieferung¹¹ und die seit Ende der 1940er-Jahre erscheinende „Heimatliteratur“, weniger durch systematische Aktivität denn als „Deponie“ für übereignetes oder oft auch nur geliehenes, in jedem Fall anvertrautes Erinnerungsgut.¹² Auf diese Weise trat bei den regionalen Heimatgruppen die Sammlung und Präsentation des Sammlungsguts immer stärker in den Vordergrund, so dass die Frage der Musealisierung seit den 1970er-Jahren vermehrt diskutiert wurde. Im Ergebnis entstand bis in die 1980er-Jahre, in den Grundkosten in der Regel finanziert durch die Patenschaftsträger, eine bunte Landschaft unterschiedlichster „Heimatstuben“, von denen größere nicht unberechtigt auch als „Heimatmuseen“ benannt wurden. Diese bunte, differenzierte Landschaft sehr unterschiedlicher Heimatstuben entwickelte sich ohne wirkliche Koordination und ohne fachliche Aufsicht und – abgese-

Heimat, Flucht und Vertreibung. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 12). Münster 2010, S. 125–139, hier S. 125–133.

- 8 *Schütze, Manuela*: Museale Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben. In: Dröge, Kurt (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 6). München 1995, S. 95–111, hier S. 96–97.
- 9 *Fendl*, Heimat in der Vitrine (wie Anm. 1), S. 58. – Den Begriff „Patenkinder“ findet man vielfach in der Rhetorik der Heimattreffen.
- 10 *Perlick*, Bibliographie (wie Anm. 5), S. 261, zur Erläuterung der Systematikgruppe „Neueinrichtung von ostdeutschen Heimatmuseen und Heimatstuben“ mit 18 Titeln für die Jahre 1950 bis 1955.
- 11 *Fendl, Elisabeth*: Das Gepäck der Heimatvertriebenen. In: Hampe, Henrike (Hg.): Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Ulm 2008, S. 17–23.
- 12 *Fendl, Elisabeth*: Deponien der Erinnerung – Orte der Selbstbestimmung. Zur Bedeutung und Funktion der Egerländer Heimatstuben. In: Heller, Hartmut (Hg.): Neue Heimat Deutschland. Aspekte der Zuwanderung, Akkulturation und emotionalen Bindung. (Erlanger Forschungen, Reihe A, Geisteswissenschaften, 95). Erlangen 2002, S. 63–78.

hen von den Bemühungen des Sudetendeutschen Archivs¹³ – Betreuung zwischen den Polen Versammlungsraum, Heimatarchiv und museale Sammlung jeweils individuell in Abhängigkeit vom ehrenamtlichen Engagement, der in den Gruppen vorhandenen Kompetenzen und den jeweiligen wesentlich spendenabhängigen finanziellen Möglichkeiten, aber auch von dem regional nach Menge und Qualität sehr unterschiedlichen in privater Hand erhaltenen Sammlungsgut. Daneben entstanden – meist in Betreuung der lokalen Gruppierungen des Bundes der Vertriebenen – regional und landsmannschaftlich übergreifende „ostdeutsche Heimatstuben“ bis zu „Häusern der Heimat“ oft mit meist dekorativem Sammlungsgut und einem kleineren Buchbestand.¹⁴

Die museale Präsentation des Gesamttraums der Vertreibungsgebiete auf Heimatstubenniveau ist zwar mit viel gutem Willen, dafür aber ohne Geld und museumstaugliche Exponate versucht worden.¹⁵ Cornelia Eisler kennzeichnet sie treffend als Darstellung einer konstruierten „Kollektivheimat“.¹⁶ Die Ursprünge solcher Geschichtskonstruktionen liegen in Darstellungen des „deutschen Ostens“ spätestens seit 1933 durch den Bund Deutscher Osten.¹⁷ Das dort ausgestellte Geschichtsbild wurde in den 1950er-Jahren unreflek-

13 Vgl. *Sudetendeutsches Archiv* (Hg.): Informationsbrief für sudetendeutsche Heimatarchive und Heimatmuseen. München, H. 1.1971 – 23.1984; Informationen für sudetendeutsche Heimatsammlungen, Archive, Heimatstuben. München, H. 24.1985/86 – 33/34.1990; Jahrbuch für sudetendeutsche Museen und Archive. München 1991, 1992, 1993/94, 1995–2001, 2002. – Die von der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat (Bonn) und der Stiftung Haus des deutschen Ostens (seit 1993: Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf) herausgegebene Zeitschrift „Der gemeinsame Weg. Ostdeutsche Patenschaften, Archive, Museen, Bibliotheken“ (seit H. 82.1996 mit dem Untertitel „Deutsche Geschichte und Kultur im Osten Europas. Forum für Kulturaustausch“, Bad Münstereifel, H. 1.1975 – 99.2000) war – trotz immer wieder publizierter praktischer Ratschläge – zu oberflächlich, um wirklich erfolgreich wirken zu können. Zudem fehlte die entsprechende institutionalisierte Betreuungsstruktur.

14 *Schuch*, Ostdeutsche Heimatstuben (wie Anm. 4), S. 1f.

15 *Verein zur Pflege und Erhaltung Ostdeutschen Kulturgutes* [Bad Zwischenahn]: Ostdeutsche Heimatstube. Bad Zwischenahn o.J. [1990]; *Hartmann, Idis B.*: Ostdeutsche Heimatstube. Woher die Ostdeutschen kamen. Eine Einführung. Bad Zwischenahn 1996; *Bund der Vertriebenen/Kreisverband Fulda* (Hg.): 10 Jahre Ostdeutsche Heimatstube Fulda 1947–1987 – 40 Jahre BdV-Kreisverband Fulda e.V. 1983–1993 (Rückblick). Fulda 1993; *Förderkreis „Ostdeutsche Heimatstube“* [Bocholt] (Hg.): Ostdeutsche Heimatstube, Begegnungs- und Kulturzentrum, Bocholt. Bocholt [1981]. – Weitere Beispiele bei *Eisler*, Verlorene Heimat im Osten (wie Anm. 7), S. 137–139.

16 *Eisler*, Verlorene Heimat im Osten (wie Anm. 7), S. 138.

17 Vgl. nur *Mindt, Erich und Wilhelm Hansen*: Was weißt Du vom Deutschen Osten? Geschichte und Kultur des deutschen Ostraumes. 2., verb. u. verm. Aufl. Berlin 1942.

tiert in Publikationen, aber auch in der Ausstellung „Deutsche Heimat im Osten“ fortgesetzt.¹⁸

Man wird generalisieren dürfen, dass bei den Sammlungen mit engem Bezug zu Heimatregionen die Tendenz zur musealen Präsentation und archivari-schen Aufarbeitung stärker war und ist, während die übergreifenden, im Sinne der bis 1989 amtlichen Terminologie „ostdeutschen“ Einrichtungen¹⁹ weitgehend Versammlungsorte und Treffpunkte geblieben sind. Seit den frü-hen Jahren finden wir „Heimatstuben“ und -ecken, die in die Heimatmuseen der Patenschaftsträger integriert wurden, ebenso Sammlungen in den jewei-ligen Stadtarchiven.²⁰ In den „neuen Bundesländern“ sind seit 1989 nur wenige vergleichbare Einrichtungen entstanden.²¹

18 Vgl. *Völkerling, Tim*: Die Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration. Analysen zur Debatte um einen neuen musealen Gedenkort und zu historischen Ausstellungen seit 1950. In: Fendl (Hg.), *Zur Ästhetik des Verlusts* (wie Anm. 7), S. 71–124, hier S. 100–101.

19 Zur Verwendung von „ostdeutsch“ vgl. *Kessler, Wolfgang*: Zwischen Deutschland und Polen. Zur Geschichtsschreibung des preußischen Ostens und polnischen Westens. In: Weber, Matthias (Hg.): *Deutschlands Osten – Polens Westen. Vergleichende Studien zur geschichtlichen Landeskunde*. (Mitteleuropa – Osteuropa, 1). Frankfurt am Main 2001, S. 31–82, hier S. 37–47.

20 Eine nach den damaligen Möglichkeiten vollständige Übersicht nach dem Stand vom Jahresbeginn 1989 bietet *Kessler, Wolfgang*: *Ostdeutsches Kulturgut in der Bundesrepublik Deutschland*. Ein Handbuch der Sammlungen, Vereinigungen und Einrichtungen mit ihren Beständen. München 1989. – Ergänzend und aktueller für einzelne Bundesländer: *Arbeitsgemeinschaft Ostdeutscher Museen und Sammlungen in Baden-Württemberg* (Hg.): *Sammlungen deutscher Kultur in Baden-Württemberg aus Ostpreußen, Westpreußen, Danzig, dem Baltikum, dem Memelland, Weichsel-Warthe, Schlesien, dem Sudetenland, Böhmen, Mähren [...]*. Ilshofen 1998; *Henker, Michael* (Hg.): *Die Heimatsammlungen der Sudeten- und Ostdeutschen in Bayern*. Ein Führer zu 86 Heimatsammlungen. (Veröffentlichung der Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen in Bayern). München 2009; *Bund der Vertriebenen, Landesverband Hessen* (Hg.): *Ostdeutsche Ausstellungen, Archive, Heimatstuben und Sammlungen in Hessen*. Wiesbaden o.J. [1991]; *Engel, Walter und Hans-Jürgen Schuch* (Hg.): *Ostdeutsches Kulturerbe. Museen – Heimatstuben – Sammlungen in Nordrhein-Westfalen*. (Schriften der Stiftung Gerhart-Hauptmann-Haus, Deutsch-Osteuropäisches Forum, Düsseldorf). Bad Münstereifel 2001. – Für einzelne Heimatregionen bzw. Landsmannschaften jetzt *Matzenauer, Dieter*: *Lebendige Kultur. Ein Wegweiser zu pommerschen Heimatstuben, Sammlungen und Archiven*. Lübeck-Travemünde 1989; *Schlegel, Margrit*: *Wegweiser zu pommerschen Museen und Heimatstuben*. Mülheim 2008; *Schlesisches Museum zu Görlitz* (Hg.): *Schlesische Heimatstuben in der Bundesrepublik Deutschland*. Görlitz 2004.

21 Dokumentiert nur für Sachsen in *Bund der Vertriebenen, Kreisverband Freiberg* (Hg.): *Erinnerung und Begegnung*. Broschüre zu Heimatstuben, Mahnmalen, Begegnungszentren und der Arbeit der Flüchtlinge, Vertriebenen, Aussiedler und Spätaussiedler im Freistaat Sachsen. Freiberg o.J. [2010].

Qualitäten

Aufbau, Ausbau und Betreuung dieser Sammlungen wurde weitestgehend den jeweils zuständigen Heimatorts- bzw. Heimatkreisgemeinschaften überlassen. Die Landsmannschaften als Dachorganisation der Heimatkreisgemeinschaften zeigten überwiegend bis in die 1970er-Jahre nur wenig Interesse; der Bund der Vertriebenen, seit den Diskussionen über die Ostverträge vor allem auf das – spezifisch interpretierte – „Völkerrecht“ fokussiert, fühlte sich offensichtlich unzuständig. Die einschlägigen landsmannschaftlichen Kulturstiftungen und die im Rahmen der „Flüchtlingsverwaltungen“ für die „Patenschaften“ zuständigen Landesministerien und das Bundesministerium des Innern diskutierten seit den 1970er-Jahren die Schaffung „ostdeutscher Landesmuseen“ als Maßnahme zur Umsetzung der Ziele von § 96 Bundesvertriebenengesetz.²² Es war kein Zufall, dass die bestehenden Heimat-sammlungen mit dieser Diskussion mehr Aufmerksamkeit fanden, vermutete man doch in den Heimatstuben mögliche Exponate.²³ Erfassungsprojekte scheiterten jedoch schon daran, dass sie ein Maß an Professionalität einforderten, das die ehrenamtlichen Betreuer(innen) nicht leisten konnten – und auch nicht wollten, fürchteten sie doch in vielen Fällen, dass ihnen ihre wertvollsten Sammlungsstücke genommen und an die angedachten Museen – oder nach den teilweise die traumatischen Verlusterfahrungen verstärkenden Ostverträgen – an die „Vertreiberstaaten“ abgegeben werden würden. Die vorgeschlagenen Regelwerke für museale und archivarische Sammlungen²⁴ sind in der Regel nicht angenommen und umgesetzt worden.

22 *Kessler, Wolfgang*: Die Museen vor den Museen. Zu den Anfängen musealer Präsentation der deutschen kulturellen und historischen Überlieferung aus dem östlichen Europa nach 1945. In: *Danubiana Carpathica. Jahrbuch für Geschichte und Kultur in den deutschen Siedlungsgebieten Südosteuropas*, 6 (2012), S. 83–96. – Nach Abgabe des Manuskripts für den Druck ist erschienen *Völkering. Musealisierung der Themen Flucht, Vertreibung und Integration* (wie Anm. 18).

23 Einen Eindruck vermittelte damals *Sudetendeutsches Archiv* (Hg.): *Kostbarkeiten aus sudetendeutschen Heimatstuben und Heimatmuseen. Eine Ausstellung des Sudetendeutschen Archivs im Haus des Deutschen Ostens in München*, 8. Dezember 1972 bis 31. März 1973. München 1973.

24 *Camphausen, Walter* und *Rex Rexeuser*: *Ostdeutsche archivalische Sammlungen. Ein Leitfadens für Erschließung und Aufbewahrung. Lüneburg 1989; Röder, Annemarie*: *Sammeln – und was nun? Praktische Hinweise für die Betreuer ostdeutscher Heimatstuben*. In: *Schuch/Röder, Handreichung für Heimatstubenleiter* (wie Anm. 4), S. 8–14; *Haus Schlesien [Königswinter-Heisterbacherrott]* (Hg.): *Projekt zur Beratung schlesischer Heimatsammlungen. Handreichung. Königswinter 2011. – Zur Problemlage vgl. Scharnhoop, Hermann*: *Auf dem Weg zu einer Archivkonzeption im Rahmen der ostdeutschen Kulturarbeit*. In: *Ders. und Rex Rexeuser: Archivalische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen im Osten: Stand und Zukunft. Lüneburg 1991, S. 7–14.*



Abb. 1:
Galiziendeutsches Archiv.
Unterbringung im Institut
für Pfälzische Geschichte
und Landeskunde in
Kaiserslautern bis 2011
(Foto: Privat)

Das Sammlungsspektrum reicht von überwiegend aus Heimatbuchmanuskripten und veröffentlichten Artikeln sowie Originalfotografien bestehenden Ersatzarchiven wie dem in Aktenschränken in einem Sitzungssaal des Kreishauses in Eutin untergebrachten Archiv des Heimatkreises Saatzig/Pommern, Präsentationen in den Museen der Patenschaftskreise (wie das Heimatmuseum Kreis Neustettin neben dem Ostholstein-Museum in Eutin oder der Naugard-Sammlung im Heider Heimatmuseum in Heide/Holstein), der Mischform von Arbeitsraum, Archiv und Ausstellung wie in der aktiv durch eine größere Gruppe betreuten, durch reichliche Spenden aus der Kreisgemeinschaft vorzüglich ausgestatteten Ortelsburger Heimatstube in Herne²⁵, gut betreuten Archiv- und Ausstellungsräumen, die nur bei Treffen und Veranstaltungen zugänglich sind wie beim Stuhmer

25 *Sadlowski, Erich* und *Alfred Denda*: Vom Kreisheimatmuseum in Ortelsburg zur Ortelsburger Heimatstube in Herne. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Masurens. Herne 2005.

Museum in Bremervörde²⁶ bis zu vor allem wegen des Fehlens kompetenter Ehrenamtler(innen) vor Ort gar nicht betreuter Sammlungen wie die lange Jahre unzugängliche, inzwischen von einer neu gegründeten Stiftung für die Grafschaft Glatz übernommene Sammlung der Neuroder Patenschaftsstelle im Stadtarchiv Castrop-Rauxel²⁷ oder dem 2011 der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek in Herne übereigneten Galiziendeutschen Archiv (Kaiserslautern)²⁸.

Museale Qualität wie das Museum Stadt Königsberg in Duisburg²⁹ konnten nach den jeweiligen Voraussetzungen und Möglichkeiten nur wenige Sammlungen erreichen. Den Anspruch, ein „Museum“ zu sein, erheben vor allem größere sudetendeutsche Einrichtungen wie das Egerland-Museum in Marktredwitz³⁰, die den Vergleich mit kleineren Heimatmuseen in Deutschland nicht scheuen müssen.³¹

Wissenschaftlich fundierte Beschreibungen von Heimatstuben und ihren historisch-kulturellen Kontexten durch Dritte wie für die Heimatstube Liebling in Willstätt³² sind die Ausnahme. Die nur in Ausnahmefällen vorhandenen Informationsbroschüren beschränken sich in Regel auf die „Highlights“.³³

26 Festschrift 50 Jahre Patenschaft Rotenburg (Wümme) – Stuhm, Westpr. Bremer-vörde 2007, S. 18.

27 *Neuroder Patenschaftsstelle* [Castrop-Rauxel]: Verzeichnis der Bücher und Schriften im Bestand der Neuroder Patenschaftsstelle, Kulturamt der Stadt Castrop-Rauxel. Castrop-Rauxel 1969 (Typoskript, 10 Bl., Martin-Opitz-Bibliothek [Herne]).

28 *Müller, Erich*: Das Galiziendeutsche Archiv. Vorgeschichte, Entstehung, Aufgabe. In: *Zeitweiser der Galiziendeutschen*, 36 (1998), S. 53–60.

29 *Grimoni, Lorenz* (Hg.): *Museum Stadt Königsberg in Duisburg. Dokumentation zur Geschichte und Kultur einer europäischen Stadt*. Leer 1998.

30 *Fendl, Elisabeth*: Das Egerland-Museum in Marktredwitz. Regionalmuseum zur Geschichte und Kultur Nordwestböhmens. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 43 (2000), S. 124–142. – Von der benachbarten, von der Eghalanda Gmoi unterhaltenen Egerländer Galerie, die sich nicht an Qualität oder Sujet, sondern an der Herkunft der vielfach nur Kunstbesseren orientiert, sowie von der in den selben Räumen untergebrachten, trotz ihrer herausragenden Qualität vom Eigentümer gerade zu sträflich vernachlässigten Egerlandbücherei lässt sich das nicht sagen.

31 *Kuhn, Heinrich*: *Sudetendeutsche Heimatsammlungen. Museen, Archive, Galerien, Bibliotheken, Heimatstuben, Privatsammlungen*. Erw. Neuaufl. München 1985; *Henker* (Hg.), *Heimatsammlungen der Sudeten- und Ostdeutschen* (wie Anm. 20).

32 *Retterath, Hans-Werner*: *Heimatverlust im Spiegel musealer Darstellung. Die „Heimatstube Liebling“ in Willstätt-Legelshurst*. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 42 (1999), S. 146–173.

33 Zum Beispiel *Streitberg, Otto von*: *Die Komotauer Heimatstuben in Erlangen. Der Komotauer Bezirk im Überblick*. Erlangen o.J. [um 1975]; *Verein der Adlergebirgler* [Waldkraiburg]: *Die Heimatstube der Adlergebirgler im Rathaus der Stadt Waldkraiburg*. Ein Wegweiser. Waldkraiburg 1974; *Altwater-Heimatstube in Gärtringen*.

Nur ausnahmsweise gibt es vervielfältigte Inventare, die ohne den Besuch vor Ort Aufschluss über die Sammlungsbestände geben.³⁴ In steigender Zahl weisen inzwischen die Internetpräsentationen der Heimatkreise Sammlungsbestände nach.³⁵

Bedeutung und Wert der Sammlungen, insbesondere für die Volkskunde

Die Heimatstuben waren und sind zunächst einmal eine Einrichtung für die betroffene Gruppe selbst, ein Erinnerungsort für die Erlebnis- und die – wesentlich heute aktive – ihr durch unmittelbare Traditionsbildung verbundene Nachfolgegeneration. Die Heimatstuben sind zusammen mit Heimatbuch und Heimatzeitung Ausdruck des kommunikativen Gedäch-

Begleitheft zur Eröffnung der Heimatstube. Hrsg. von der Gemeinde Gärtringen. Gärtringen 1988; *Falge, Linus*: Die Riesengebirgsstube, Erinnerungsstätte unserer Heimat. Hrsg. als Festschrift anlässlich der 30-jährigen Patenschaft Würzburg-Trautenau 1956–1986. Nürnberg 1986; *Grocholl, Wolfgang*: Unbekanntes Europa. Land zwischen Oppa und Zinna. Ein Begleiter durch die „Heimatstube Kreis Leobschütz“. Eschershausen 1987; *Pimmer, Fritz*: Heimatmuseum Winterberg im Böhmerwald. Freyung 1991; *Sudetendeutsche Landsmannschaft, Kreisgruppe Traunstein*: Heimatstube der Sudetendeutschen auf der Burg Tittmoning. 4., erw. Aufl. Traunstein 1993.

- 34 Zum Beispiel *Böhmeke, H[einrich]*: Verzeichnis der Bestände der Oppelner Heimatstube (Rathaus Bad Godesberg, Kurfürstenallee 2–3; Zi. 271). Stichtag: 10.3.1986. Bonn 1986 (112 Bl.); *Schönhengster Heimatbund e.V.* (Hg.): Schönhengster Archiv und Heimatstube. Verzeichnis der Bestände. Loseblatt-Ausgabe. Göppingen o.J. [um 1980]; *Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien* [Mönchengladbach]: Inventarbuch. 2 Bde. Gevelsberg 1963–1975; *Effenberger, Edmund*: Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien Mönchengladbach. Bestandskatalog der Archiv- und musealen Sammlung. Bd. 1. Mönchengladbach 2000; *Müller, Erich*: Vorläufiges Findungsbuch des Archivs der Galiziendeutschen im Institut für Pfälzische Geschichte und Volkskunde in Kaiserslautern. Stuttgart 2007 [die beiden letztgenannten Archive wurden von der Martin-Opitz-Bibliothek (Herne) übernommen, zu ihren Sammlungen vgl. *Kessler, Wolfgang*: Materialien zur Geschichte der Deutschen im Gebiet der Zweiten Polnischen Republik in Archiven und Bibliotheken in der Bundesrepublik Deutschland. In: Dyroff, Stefan und Markus Krzoska (Hg.): Geschichtsbilder und ihre museale Präsentation. Ausgewählte Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Polen in Vergangenheit und Gegenwart. (Polono-Germanica, 3). München 2008, S. 173–189, hier S. 183–185].
- 35 So für die Heimatstube Greifenhagen in Bersenbrück über www.heimatkreis-greifenhagen.de, zuletzt eingesehen am 20.2.2012, oder das Heimatkreisarchiv Marienburg in Hamburg über www.heimatkreis-marienburg.de, zuletzt eingesehen am 25.2.2012. – Die beste Recherchemöglichkeit bietet die Heimatsammlungsdatenbank des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (<http://www.bkge.de/heimatsammlungen>). – Zu den Internet-Auftritten von Heimatgruppen vgl. *Fendl, Elisabeth*: Das neue Heimatbuch. Neue Medien, neue Perspektiven. In: Beer, Mathias (Hg.): Das Heimatbuch. Geschichte. Methodik, Wirkung. Göttingen 2010, S. 257–278.

nisses der sie tragenden Gemeinschaft.³⁶ Was von außen als „Insel-situation“ klassifiziert wird, die fehlende Innovationsbereitschaft,³⁷ wird der Selbstwahrnehmung und der Eigenerwartung an die Heimatstube als Traditionsort eigener Art nicht gerecht. Die Objekte der Sammlung sind Anstoß und Korrektiv für das kommunikative Gedächtnis der Gruppe. Der Wert der Objekte ist ihr Bezug zur „verlorenen Heimat“, ihre Qualität ist für die betroffene Gruppe vor allem emotional, und herausragende Exponate und Sammelstücke haben, je nach lokaler Tradition, symbolische Qualität.³⁸

Das Allgemeine, das diese Sammlungen aus Nachlässen und anderen Quellen auch enthalten, ist in der Regel von nachrangigem Interesse. Dagegen bieten diese Sammlungen, so zufällig sie auch im Einzelfall zusammengetragen und zusammengesammelt sein mögen, in jedem Fall spezifische regionale Quellen und Informationen von besonderer Bedeutung: Im Zentrum des Interesses steht die engere Heimatregion vor der Vertreibung im Zuge des Zweiten Weltkriegs, im Ausnahmefall vor der „Aussiedlung“ in die Bundesrepublik Deutschland in späteren Jahren. Es fehlt die formale Trennung zwischen Archiv-, Bibliotheks- und Museumsgut, wie sie allerdings aktuell durch internetgestützte digitale Erschließungsformen wie die „Deutsche Digitale Bibliothek“ tendenziell aufgehoben wird. Die Erschließung orientiert sich oft eher an der Erinnerung als an fachlichen Kriterien. Der Wert des Sammlungsguts ist eher sentimental, es geht um den subjektiven, nicht den objektivierbaren wissenschaftlichen Wert.

Gerade weil Heimatstuben zunächst einmal Einrichtungen der Erinnerungs- und Gedächtniskultur sowie Orte des Gedenkens darstellen, finden sich in ihren Sammlungen für die jeweilige Bezugsregion zahlreiche Materialien aus dem Bereich der Alltagskultur, deren Sammlung nicht in den Aufgabenbereich wissenschaftlicher Einrichtungen außerhalb der Region

36 *Kessler, Wolfgang*: Die Bewahrung von Bibliotheks- und Archivgut in Heimatsammlungen. In: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [Oldenburg] und Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (Hg.): Was wird aus den Heimatsammlungen? Überlegungen, Denkanstöße, Lösungsansätze zur Bewahrung des Kulturguts der Deutschen aus dem östlichen Europa in Heimatsammlungen und Heimatstuben in der Bundesrepublik Deutschland. Oldenburg 2007, Bl. 87–93, hier Bl. 90; *Ders.*: Bewahrung der Heimat für die Zukunft. Heimatsammlungen, Heimatzeitschriften, Heimatbücher. In: Jahrbuch Weichsel-Warthe, 55 (2009), S. 34–41. – Zu den unterschiedlichen Ebenen von Erinnerung und Gedächtnis vgl. *Ders.*: Zwischen Deutschland und Polen (wie Anm. 19), S. 60–64.

37 *Schütze*, Elchkopf und Kurenwimpel (wie Anm. 4), S. 94.

38 *Eisler*, Verlorene Heimat im Osten (wie Anm. 7), S. 128–130; *Fendl, Elisabeth*: Die kleinen und die großen Zeichen. Symbole heimatlicher Identität. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 38 (1995), S. 187–199.



Abb. 2: Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien in Mönchengladbach: Arbeitsraum für Benutzer bis 2009 (Foto: Hans-Jakob Tebarth, Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, 2005)

gehört, sondern nur zum Sammelauftrag der Regional- bzw. Landesbibliothek, der regional zuständigen Archive und Heimat- und Regionalmuseen in den Herkunfts- und Bezugsregionen der jeweiligen Heimatgruppen – und damit außerhalb Deutschlands und Österreichs in nicht deutschsprachigen Staaten.

Museale Objekte unterschiedlichster Art von Sammeltassen mit Veduten bis zu Textilien und aus der Erinnerung oder auf der Grundlage volkskundlicher Dokumentation gestalteter Trachtenpuppen findet man in diesen Heimatstuben in unterschiedlicher Zusammensetzung, ebenso Modelle von Bauwerken, zum Teil als Ergebnisse „ostkundlicher“ Aktivitäten von Schulen seit den 1950er-Jahren. Einzelobjekte wie Bierflaschen der örtlichen Brauerei, Kleiderbügel lokaler Textilhändler, Fahrkarten, die im Bahnhof für Bahnfahrten ausgestellt worden sind oder, soweit vor 1945 vorhanden, Fahrscheine von Bussen oder Straßenbahnen. Flugblätter, Plakate und Werbezettel berichten wie Partezettel aus dem lokalen und familiären Alltag. Das „scheinbar wahllose Durcheinander verschiedenster Dinge aus einer Region oder einem Ort“³⁹ befremdet Außenstehende in der Regel.

39 Fendl: Heimat in der Vitrine (wie Anm. 1), S. 60f., mit weiteren Beispielen.

Auch die familiäre Überlieferung⁴⁰ findet – oft aus Pietät der Nachgeborenen gegenüber Objekten, zu denen sie eigentlich keinen Bezug mehr haben – Aufnahme in aktive Sammlungen.

In den Sammlungsteilen, die man nach der traditionellen formalen Differenzierung dem Bibliotheksbestand zuordnen würde, finden sich in der Regel die bis 1945 erschienenen heimatkundlichen und regionalgeschichtlichen Publikationen, wenn sie im Original nicht zugänglich waren ggf. auch als Papierkopie. Selten oder sonst in Deutschland nicht zugänglich sind oft Broschüren, dazu Akzidenzschriften, „graue“ Literatur und solche Schriften, wie man sie in Polen als „dokumenty życia społecznego“, Dokumente des gesellschaftlichen Lebens, bezeichnet, und die als solche ausschließlich zum Sammelgebiet der zuständigen Regionalbibliothek und des regional zuständigen Archivs gehören: Werbeschriften zum Beispiel von Firmen, Prospekte, Vereinsschriften, Eintrittskarten und Programme, Erlasse und Verwaltungsvorschriften, wie sie in früheren Zeiten auch von der staatlichen und kirchlichen Administration in gedruckter Form publiziert und sonst als Archivgut aufbewahrt wurden. Hinzu kommen Privatdrucke, die wie Broschüren von geringem Umfang nicht den regional unterschiedlichen Pflichtexemplarregelungen unterlagen. Dazu gehören eigentlich auch mit wachsender technischer Perfektion mit dem Kopiergerät in immer besserer Qualität in geringer Zahl hergestellte Veröffentlichungen, die keine Publikation im Sinne der Pflichtexemplargesetze darstellen. Durch die Kopiermöglichkeiten sind seit den 1970er-Jahren die Grenzen zwischen Publikation und Typoskript unscharf geworden. Bei der Übernahme von Nachlässen wird gerade im Buchbereich vieles an nicht auf die engere Region bezogenen Titeln in die Sammlung aufgenommen, oft auch Literatur zum Zweiten Weltkrieg und zur Vertriebenenpolitik nach 1945.

Heimatkalender und -jahrbücher zum Beispiel sind wie die in den Heimat-sammlungen meist in Einzelexemplaren vorhandene Regionalpresse oft nicht in vollständigen Folgen im deutschen Bibliothekssystem greifbar. Ausnahmen zeigen auch hier, wie stark das Sammlungsgut vom Engagement und den finanziellen Möglichkeiten der Akteure abhängt: Das Haus Stettin in Lübeck besitzt die wohl vollständigste Sammlung Stettiner Zeitungen im Original oder als Mikrofilm. Auch die Heimatpresse nach 1945 ist in vielen Fällen außerhalb der Heimatstuben nicht gesammelt worden, und dasselbe

40 Vgl. *Sauer mann, Dietmar*: *Erinnern und Zeichensetzen. Zur Erinnerungskultur von Vertriebenenfamilien.* In: Fendl, Elisabeth (Hg.): *Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen.* (Schriftenreihe des Johannes-Künzinger-Instituts, 6). Freiburg 2002, S. 79–100.

gilt auch für manches Heimatbuch, das nur im engsten Kreis als Privatdruck verteilt worden ist.

Diese regionale Textüberlieferung von der Heimatkunde bis zum Geschäftsschriftgut, nach 1945 von der im Heimatbuch für den Kreis oder die Stadt bis zu Aufzeichnungen über Mikroregionen festgehaltenen kommunikativen Erinnerung bis zur Familiengeschichte und biografischen Aufzeichnungen kann eine wertvolle Quelle für im weitesten Sinne volkkundliche Forschung zwischen traditioneller Volkskunde und Europäischer Ethnologie wie für eine regional differenzierte Sozial- und Kulturgeschichte sein. Es finden sich zum Teil sehr persönliche Erinnerungen an die Familie, an den Alltag vor und nach 1945, auch Erinnerungen an Flucht und Vertreibung.

Die Grenzen zur archivarischen Sammlung sind fließend. In der Regel besitzen Heimatsammlungen mit Bildmaterial angereicherte Ortsdokumentationen in Manuskript- und Typoskriptform. Man findet aus der Erinnerung aufgeschriebene, aber auch nur ohne Hinweis auf die Quelle abgeschriebene Lieder und Gedichte, oft auch Einzeldokumente aus der Zeit vor 1945 und danach,⁴¹ gelegentlich auch Schulchroniken oder Gemeindechroniken, die Lehrer, Pfarrer oder Bürgermeister gerade kleinerer Orte mitgebracht haben. Hinzu kommen in unterschiedlicher Dichte Dokumentationen der gemeinsamen Aktivitäten der Heimatgemeinschaften „in der Vertreibung“, aber auch von Konflikten zwischen Vertreter(innen) unterschiedlicher vertriebenenpolitischen Positionen innerhalb der Gruppe, Berichte von Heimattreffen, von gemeinsamen und individuellen Fahrten in die „alte Heimat“ im Kontext des „Heimwehtourismus“.⁴²

„Flachware“ überwiegt naturgemäß. Einzigartig ist häufig das Bildmaterial, was die Dichte der Überlieferung von Fotografien und Ansichtspostkarten zur Bezugsregion wie von privaten Fotografien, die Aufschluss über Lebensweise und Alltagskultur geben, betrifft. Von den Heimatkreisen publizierte Bildbände greifen in der Regel auf den jeweiligen Fundus zurück.⁴³ In unterschiedlichster Dichte finden sich hier auch Bilder aus dem Alltagsleben

41 Beispiele bei *Hampe, Henrike*: Zettel, Imitate, Lebensgeschichten. Fluchtgepäck als museales Sammelgut. In: Dies. (Hg.): *Heimat im Koffer* (wie Anm. 11), S. 25–30.

42 Der „Heimwehtourismus“ verdiente als generationsgebundenes Phänomen eine Untersuchung, vgl. nur *Burachovič, Stanislav*: Gedanken zum sudetendeutschen Heimwehtourismus aus tschechischer Sicht. In: Fendl (Hg.), *Zur Ikonographie des Heimwehs* (wie Anm. 40), S. 223–244.

43 Vgl. nur *Schiller, Georg* (Hg.): *Der Grenzkreis Schlossberg/Pillkallen im Bild*. Nach vorliegendem Archivmaterial der Schloßberger Heimatstube in Winsen/Luhe und durch sachkundige Mitarbeit vieler Helfer aus der Stadt und dem Kreis Schloßberg zusammengestellt und erläutert von Georg Schiller. Leer 1984. – Zusammenstellungen des Bildbestands wie *Bundesheimatgruppe Stadt und Kreis*

von Familien und örtlichen Gemeinschaften. Vieles aus Privatbesitz gelangt im Erbfall immer noch mangels Alternative, soweit vorhanden, in die Heimatstube.⁴⁴ Ergänzt wird das historische Material durch private Fotografien und Diapositive von den Heimatreisen als fotografische Dokumentation der Entwicklung der jeweiligen Regionen, Dörfer und Städte.

Kartenmaterial mit Kreiskarten, Stadt- und – oft aus der Erinnerung gezeichneten – Ortsplänen, in einigen Fällen sogar Katasterplänen, ergänzt den Bestand an Schriftgut und ikonografischem Material. So enthält zum Beispiel die 2010 nach Auflösung des Greifenberg-Treptower Geschichtsvereins als Trägerverein von der Martin-Opitz-Bibliothek (Herne) aus dem Dithmarscher Landesmuseum übernommene Sammlung der Heimatstube Greifenberg⁴⁵ neben einer hand- und maschinenschriftlichen Kreisdokumentation eine Sammlung aus der Erinnerung gezeichneter Flurkarten.

In Texten, Bildern und Karten liegt der besondere Wert dieser Heimsammlungen, die Mitgebrachtes, oft auch bei Heimatreisen Nachgeholtes und Erinnerertes zumeist undifferenziert in einem Sammlungskontext vereinen. In der Summe findet man ein sehr buntes, jeweils individuelles Spektrum in Abhängigkeit von spezifischen Faktoren wie dem Zusammenhalt der jeweiligen Herkunftsgemeinschaften, dem Engagement der Betreuer(innen) und äußeren Faktoren, aber auch von den Voraussetzungen, dem Wissens-, Informations- und Publikationsstand vor 1945, die sich im Vergleich selbst von Nachbarkreisen nach dem wesentlich privaten Engagement Einzelner sehr unterschieden haben. Familiengeschichte spielt – über die rein genealogische Rekonstruktion von Stammbäumen hinaus – auch in den Sammlungen oft eine starke Rolle, finden doch gerade die nachgeborenen Generationen einen Zugang zur Herkunftsregion eines Teils ihrer Vorfahr(inn)en über Genealogie und Familienkunde.

Strehlen [Herne]: Bilder aus Stadt und Kreis Strehlen. Bd. 1–3. Herne 1995, sind die Ausnahme.

44 Welch reiches Fotomaterial sich immer noch in Privatbesitz befindet, zeigt als Beispiel der Abbildungsnachweis in *Szybowicz, Anna*: Der deutsche Großgrundbesitz im Kreis Schubin. Güter und Gutsbesitzer 1920–1945. (Beiträge zur Geschichte der Deutschen in Polen und der deutsch-polnischen Beziehungen, 5). Herne 2011. – Beispiele von Kunstsammlungen nennen bzw. zeigen *Kuhn*, Sudetendeutsche Heimsammlungen (wie Anm. 31); *Meschendörfer, Hans*: Siebenbürgische Kostbarkeiten des 16. bis 19. Jahrhunderts aus Privatsammlungen. Katalog zur Ausstellung im Haus des Deutschen Ostens, München. (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe A, 20). München 1985.

45 Die Situation bei Auflösung und Übernahme zeigte einige Parallelen zur Situation bei der vorhergehenden Umgestaltung des Museums, wie sie *Schütze*, Elchkopf und Kurenwimpel (wie Anm. 4), S. 98–101, beschreibt.

Es gibt keinen übergreifenden, allgemeinen Nachweis der Materialien. Trotz aller Probleme, vor denen einzelne Heimatsammlungen aus unterschiedlichen Gründen stehen,⁴⁶ weist die seit 2008 aufgebaute Datenbank des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (Oldenburg) fast 70 Jahre und drei Generationen nach Kriegsende mehr als 500 existente und überwiegend aktive, daneben allerdings auch aufgelöste Heimatsammlungen nach.⁴⁷ Man muss allerdings jedes Mal den Zugang zur einzelnen Heimatsammlung suchen, der nicht immer ohne weiteres möglich ist, fehlt doch oft der Betreuer am Ort. Bei der Präsentation innerhalb von Regionalmuseen der Patenschaftsträger haben diese zumeist keinen Zugang zu den Vitrinen und Schränken mit Objekten, die im Besitz der Heimatgemeinschaften sind, wobei Eigentum und Urheberrecht häufig nicht mehr klärbar sind. In einer Zeit der Intensivierung der Erschließung der gesamten kulturellen und historischen Überlieferung bleiben die Heimatsammlungen für Außenstehende ein Fundort oft unbekannter Quellen.

Die Heimatsammlungen enthalten individualisiertes Text- und ikonografisches Material, das nach Kriegsverlusten vielfach einzigartig ist. Sie führen Überlieferungen und Quellen der Alltagskultur der Vorkriegszeit und der Erinnerungskultur nach 1945 zusammen und bieten in unterschiedlichsten Zusammensetzungen, Konnotationen und Qualitäten differenzierte Quellen und regional spezialisierte Publikationen unterschiedlichster Art an. Originäre Materialien im Bereich der traditionellen Volkskunde sind die Ausnahme, dafür bieten sie in großem, allerdings nicht generalisierbarem Maße Grundlagen zur Erforschung der Alltags- und der Erinnerungskultur. Für das kulturelle Gedächtnis mögen sie unwichtig erscheinen, doch bedarf dieses der Untermauerung durch das kommunikative und das kollektive Gedächtnis auch aus dem historischen deutschen Sprachraum im östlichen Europa, für das die Heimatsammlungen Hinweise, Belege und Anregungen auch zu regional übergreifenden Fragen bieten.

46 Kessler, *Bewahrung von Bibliotheks- und Archivgut* (wie Anm. 36), Bl. 90f.; *Ders.: Bibliotheks- und Archivgut in Heimatsammlungen*. In: „Was wird aus den sudetendeutschen Heimatsammlungen?“ (wie Anm. 1), S. 71–77.

47 <http://www.bkge.de/heimatsammlungen>, zuletzt eingesehen am 15.2.2012. Die dem Projekt zugrundeliegenden Überlegungen bei *Eisler; Cornelia: Historisch-ostdeutsche Heimatsammlungen in Deutschland: Eine interdisziplinäre Untersuchung zur Erinnerungskultur von Flüchtlingen und Vertriebenen nach 1945*. In: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 16 (2008), S. 143–162.



Abb. 3: Archiv der Deutschen aus Mittelpolen und Wolhynien in Mönchengladbach: Archivraum bis 2009 (Foto: Hans-Jakob Tebarth, Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek, Herne, 2005)

Zukunft?

Die „ostdeutschen“ Heimatsstuben und Heimatsammlungen sind, wie dargestellt, zunächst einmal Einrichtungen für die Gruppe selbst. Sie sind „Orte des Erinnerns“ und zugleich Zeugnisse für ihre Entstehungszeit und die aktiv beteiligte Gruppe.⁴⁸

Die Öffnung für die – in der Regel lokale – Öffentlichkeit, wie sie häufiger gefordert wird,⁴⁹ gelegentlich aber auch unvermeidbar ist, will man die Grundfinanzierung durch die kostenlose Stellung von Räumen (schon die Forderung nach Zahlung der Energiekosten hat in Einzelfällen die Existenz bedroht) weiterhin von der Kommune erhalten, kann dabei kontraproduktiv sein, hat diese Öffentlichkeit doch an moderner Museumspräsentation geschulte Erwartungen, die Heimatsstuben gar nicht erfüllen können. Die Heimatsammlungen sollen, so die Forderung von Verwaltung und Wissen-

48 *Göttisch-Elten, Silke*: Heimatsammlungen in Deutschland. Überlegungen zu ihrer heutigen Bedeutung. In: *Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa*, 16 (2008), S. 135–142, hier S. 138f.

49 Vgl. die Vorschläge von *Schuch*, *Ostdeutsche Heimatsstuben* (wie Anm. 4), S. 5–7.

schaft in Diskussionen über die Zukunftssicherung auch externen Anforderungsprofilen genügen.

Klagen über Schwierigkeiten gibt es seit den 1980er-Jahren.⁵⁰ Wie die Sammlungsstrukturen und -inhalte sind auch die Situationen der einzelnen Sammlungen – oft in Abhängigkeit vom Engagement von Einzelpersonen – individuell im Einzelfall zu beurteilen.

Seit 2007 gibt es immerhin Empfehlungen, was aus den Heimatsammlungen werden könnte, wenn die sie tragenden Gruppen sie nicht mehr unterhalten können oder aber durch Auflösung als Träger entfallen.⁵¹ Für solche Fälle bereitstehende Auffangstrukturen, die die musealen und archivarischen Sammlungen übernehmen, gibt es aber nur für die Gruppen im Bereich der Sudetendeutschen. Der Ausweg ins Stadtarchiv oder Heimatmuseum des Patenschaftsträgers wird sich, wie im Falle der Waldenburg-Sammlung im Stadtarchiv Dortmund,⁵² langfristig als reine Aufbewahrung ohne Betreuung und Pflege, vor allem aber ohne Interesse erweisen, auch weil die Einrichtungen selbst im Bereich der freiwilligen kommunalen Kulturleistungen so unterfinanziert sind, dass sie noch nicht einmal ihre Kernaufgaben für die sie unterhaltende Gebietskörperschaft wahrnehmen können. Bessere Möglichkeiten gibt es am ehesten dort, wo die Patenschaft mit einer Städtepartnerschaft korrespondiert.

Soweit „Landesmuseen“ für einzelne Heimatlandschaften, wie sie das Bundesvertriebenengesetz als „Vertreibungsgebiete“ definiert, bestehen, können solche die Sammlungen zwar übernehmen, sie aber – wenn sie nicht eine Heimatstube exemplarisch als Museumsobjekt für die Nachkriegsgeschichte

50 *Tolksdorf, Ulrich*: Heimatmuseen, Heimatstuben, Heimatecken (wie Anm. 3), S. 342; *Kessler, Wolfgang*: Die ostdeutschen Heimatstuben und ihre Lage in Nordrhein-Westfalen. In: Landesbeirat für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen beim Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen: Niederschrift über die Tagung zum Thema „Ostdeutsche Heimatstuben heute und morgen“ am 29.11.1988 in Düsseldorf. Düsseldorf 1989, S. 2–6.

51 *Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* [Oldenburg]/*Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien* (Hg.): Was wird aus den Heimatsammlungen? (wie Anm. 36).

52 *Bartsch, Heinrich* und *Horst-Oskar Swientek*: Inventar der Waldenburger Sammlungen im Stadtarchiv Dortmund. (Veröffentlichungen aus dem Stadtarchiv Dortmund, 3). Dortmund 1968.

ausstellen⁵³ – in der Regel nur ordentlich im Magazin aufbewahren;⁵⁴ zudem sind sie für Schriftgut aber nur eingeschränkt zuständig. Der Grundkonflikt zwischen der individualisierten Sammlung kommunikativer Gedächtnisgemeinschaften, wie sie die Heimatgruppen darstellen, und der exemplarischen Präsentation und Sammlung auf der Ebene des kollektiven, im Glücksfall – wie bei Kant und Königsberg – auch des nationalen kulturellen Gedächtnisses.

Der Wunsch der Betroffenen nach Erhaltung der Sammlung als Einheit kann in der Regel nicht realisiert werden. Museumsgut und Schriftgut müssen schon gemäß der Praxis der aufnehmenden Institutionen getrennt werden, wie im sudetendeutschen Bereich das Schriftgut zentral vom Bayerischen Hauptstaatsarchiv, das Museumsgut für das im Planungsstand befindliche Sudetendeutsche Museum gesichert wird.⁵⁵

Infrage kommen als aufnehmende Institutionen die Landesmuseen, das Bundesarchiv (Lastenausgleichsarchiv in Bayreuth)⁵⁶ und die einschlägigen – insgesamt unterfinanzierten – Spezialbibliotheken, insbesondere die Martin-Opitz-Bibliothek in Herne als zentrale Bibliothek für den speziellen Sammlungsbereich nach § 96 Bundesvertriebenengesetz.⁵⁷ Die Übergabe

53 Auch die befristete Ausstellung kann bestenfalls einen Schlusspunkt setzen, vgl. *Mohr, Klaus*: Das Heimatmuseum Teplitz-Schönau. Eine aufgelöste sudetendeutsche Heimatstube. Begleitheft zur Ausstellung der Arbeitsgemeinschaft für Kulturelle Heimatsammlungen und des Sudetendeutschen Instituts, 11. Oktober bis 5. November 2010. (Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 2010, H. 3). München 2010.

54 *Hampe, Henrike*: Praxisbericht – Die Übernahme von Heimatstuben-Objekten durch das Donauschwäbische Zentralmuseum. In: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [Oldenburg]/Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (Hg.): Was wird aus den Heimatsammlungen? (wie Anm. 36), Bl. 69–76.

55 *Mohr, Klaus*: Die sudetendeutschen Heimatsammlungen. Probleme und Lösungen. In: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [Oldenburg]/Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (Hg.): Was wird aus den Heimatsammlungen? (wie Anm. 36), Bl. 40–50; *Ders.*: Sudetendeutsche Heimatsammlungen: Probleme und Perspektiven. In: „Was wird aus den sudetendeutschen Heimatsammlungen?“ (wie Anm. 1), S. 19–32; *Ders.*: Heimatstuben und Museum. Projekt-Dokumentation. (Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft, 2009, H. 4). München 2009.

56 Zu den Beständen detailliert jetzt *Leipold, Andreas*: Das Lastenausgleichsarchiv Bayreuth als Träger familienhistorischer Quellen. (Materialien zur pommerschen Familien- und Ortsgeschichte, 11). Greifswald 2012.

57 *Kessler, Wolfgang*: Bibliotheken zur deutschen Geschichte und Kultur im östlichen Europa in der Bundesrepublik Deutschland. In: ABDOS-Mitteilungen, 30 (2010), Nr. 1, S. 1–21. – Eigene Archivabteilungen unterhalten neben leistungsfähigen Bibliotheken das Institut für Donauschwäbische Geschichte und Landeskunde an der Universität Tübingen (vgl. *Beer, Mathias*: Das Archiv des Instituts für Donauschwä-

an das Regionalmuseum oder -archiv in der „alten Heimat“ (heute zumeist der Eltern und Großeltern) ist eine Lösung, doch entzieht sie in einer Zeit fast unbegrenzter Möglichkeiten der Reproduzierbarkeit diese Materialien dem einfacheren Zugang durch wissenschaftliche wie außerwissenschaftliche Interessent(inn)en in Deutschland. Hier bietet die Digitalisierung neue Möglichkeiten.

Die Geschichte der Heimatsammlungen der deutschen Vertriebenen des Zweiten Weltkriegs ist – wie diejenige ihrer Organisationen, übernehmen wir die treffende Formulierung Jutta Faehndrichs in Bezug auf „Heimatbücher“ – eine „endliche Geschichte“,⁵⁸ auch wenn dieses unvermeidliche Ende von den betroffenen Gruppen eher verdrängt als reflektiert wird. Jede Lösung zerstört das emotionale Biotop, das die Heimatsammlung für die Betroffenen darstellt, keine Lösung kann den symbolischen Ort Heimatstube, das kleine Stück Ersatzheimat, perpetuieren. Die Musealisierung, sei es als exemplarischer Einzelfall, wie für das Pommersche Landesmuseum in Greifswald geplant, oder zentralisiert mit Nachbau aller schlesischen Heimatstuben an einem Ort,⁵⁹ fixiert den jeweiligen Zustand und verunmöglicht jede Weiterentwicklung. Die Übergabe und ggf. Aufteilung der Sammlungen auf regional interessierte, fachlich geleitete Museen, Bibliotheken und Archive sichert die fachliche Erschließung und die Zugänglichkeit für die wissenschaftliche Forschung, aber auch für die private, zum Beispiel im Falle genealogischer Interessen. Dabei ist besonders darauf zu achten, dass die volkskundlich interessanten individuellen Zeugnisse der Alltags- und der Erinnerungskultur auch von Mikroregionen und Mikrogruppen, deren Sammlung nicht in das klassische Aufgabenprofil von Museen, Archiven und Bibliotheken fällt, bewahrt werden. Die Zeit der „ostdeutschen“ Heimatstube, wie sie sich seit

bische Geschichte und Landeskunde. Entstehung – Bestände – Nutzung. In: Der Archivar, 51 [1998], S. 679–683), das Johannes-Künzig-Institut (heute: Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (vgl. *Retterath, Hans-Werner*: Das Johannes-Künzig-Institut in Freiburg/Breisgau: eine Archiv- und Forschungseinrichtung zur Volkskunde der Deutschen in und aus dem östlichen Europa. In: Bendel, Rainer und Stephan M. Janker [Hg.]: Vertriebene Katholiken. Impulse für Umbrüche in Kirche und Gesellschaft. [Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, 5]. Münster 2005, S. 159–176, bes. S. 167–170), und das Siebenbürgen-Institut in Gundelsheim.

58 *Faehndrich, Jutta*: Eine endliche Geschichte. Die Heimatbücher der deutschen Vertriebenen. (Visuelle Geschichtskultur, 5). Köln 2011.

59 *Kaske, Gerhard und Bundesgruppe Liegnitz – Stadt und Land*: Denkschrift der Bundesgruppe Liegnitz – Stadt und Land – e.V. zu den Themen Schlesische Heimatstuben und Patenschaften für Vertriebene aus schlesischen Kreisen, Städten und Gemeinden. In: Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa [Oldenburg]/Der Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (Hg.): Was wird aus den Heimatsammlungen? (wie Anm. 36), Bl. 59–64.

den 1950er-Jahren entwickelt hat, läuft mit den Generationen ab, die sie mit emotionalem Engagement getragen haben. Es wäre sicherlich im Sinn ihrer Gründer und Förderer, dass der Zugang zur Erinnerung an ihre „verlorene Heimat“ durch die Bewahrung der materiellen Überlieferung in fachlich qualifizierten Einrichtungen über die „Erlebnisationsgenerationen“ hinaus gesichert bleibt.

Nachbemerkung (2015)

Der hier vorgelegte Text wurde im Frühjahr 2012 abgeschlossen. Die Ergebnisse des von Cornelia Eisler 2014 am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (Old.) abgeschlossenen Projekts zur Erfassung der Heimatstuben und deren historisch-volkskundlicher Analyse in ihrer parallel dazu entstandenen Kieler Dissertation⁶⁰ konnten nicht einbezogen werden. Die inzwischen vom Verfasser durchgeführte Mikroanalyse einer Heimatstube⁶¹, deren analytische Auswertung den Rahmen dieses Tagungsbeitrags sprengen würde, verstärkt den Eindruck, dass solche Heimatsammlungen primär Ausdruck einer generationsgebundenen subjektiven Erinnerungskultur sind, die dort gesammelten Materialien aber darüber hinaus von Wert für die – in Deutschland allerdings für die engere Region, abgesehen von Familiengeschichte, nicht mehr aktiv betriebene – historische Regionalforschung sind.

60 *Eisler, Cornelia*: *Verwaltete Erinnerung – symbolische Politik. Die Heimatsammlungen der deutschen Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler.* (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 57). München 2015.

61 *Kessler, Wolfgang*: *Systematisches Inventar der Heimatstube Jauer (Herne).* – Stand: 15. März 2014. – Herne: Heimatgruppe Jauer, 2014.

Michael Prosser-Schell

Forschungen und Forschungsmöglichkeiten mit dem Nachlass Karasek im IVDE Freiburg. Neuere Ergebnisse und Befunde

Einführung

Im Zuge der Aufnahme und Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg in Westdeutschland sollte deren Kulturformen und Kulturtraditionen ein repräsentativer Platz gesichert werden. Das galt insbesondere in der seit 1949 entstehenden und sich etablierenden Bundesrepublik Deutschland. An mehreren Orten und Institutionen der verschiedenen Bundesländer wurden Arbeits-, Forschungs- und Sammlungsstellen für das Kulturgut der Herkunftsgebiete in Mitteleuropa eingerichtet und staatlich gefördert. Eine dieser Stellen war die volkswissenschaftliche „Sammlung Karasek“, zunächst in Berchtesgaden, dann seit 1955 im benachbarten Bischofswiesen angesiedelt (später parallel auch als „Forschungsstelle Karasek für ostdeutsche Volkskunde“ bezeichnet).¹ Nach dem Tod Alfred Karaseks (1902–1970) ordnete, bearbeitete und vergrößerte Josef Lanz, Karaseks Mitarbeiter und Freund, die Sammlung weiter. 1972 wurde sie vom Land Baden-Württemberg angekauft und 1975 nach Stuttgart verbracht, dem Wohn- und Arbeitsort von Lanz. Nach dessen Tod 1981 betreute kurzzeitig Ernst Hobler diese Sammlung, ehe die ganzen nachge-

1 *Perlick, Alfons*: Alfred Karasek – Eine Biographie und Bibliographie. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 9 (1965), S. 195–238; *Kuhn, Walter*: Sprachinselforschung und Volkskunde der Heimatvertriebenen. Bericht über die „Sammlung Karasek“. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen*, 3 (1957), S. 260–269; *Ders.*: Das Lebenswerk Alfred Karaseks (1902–1970). In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 13 (1970), S. 326–345; *Ders.*: Zum Gedenken an Josef Lanz. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 25 (1982), S. 359–382; *Lanz, Josef*: Alfred Karasek und die deutsche Volkskunde. Die Forschungsstelle Karasek für ostdeutsche Volkskunde in Bischofswiesen bei Berchtesgaden. In: *Der Kulturwart. Zeitschrift der Landsmannschaft Weichsel/Warthe*, 1969, H. 96, Juni, S. 1–17; *Werner-Künzig, Waltraut*: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 29 (1986), S. 381–389, hier „Sammlung Karasek für ostdeutsche Volkskunde“, S. 387–388. Die übliche Zitationsweise auch „SK“ („Sammlung Karasek“), etwa bei *Schroubek, Georg Richard*: Wallfahrt und Heimatverlust. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 5). Marburg 1968, oder auch „KS“ („Karasek Sammlung“), etwa bei *Cammann, Alfred* und *Alfred Karasek*: Donauschwaben erzählen. 4 Bde. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 15, 16, 19, 20). Marburg 1976–1979.

lassenen Materialien 1985 ins Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde, dem heutigen Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) Freiburg integriert wurden. Die Sammlung besteht schwerpunktmäßig aus vier „Themenkreisen“ (Waltraut Werner-Künzig), die in der klassischen, bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts unangefochten geltenden volkskundlichen Diktion mit „Volkserzählung“ (Rubrizierung: „Erzählgut“), „Volksschauspiel“, „(Weihnachts-)Krippenkunst“ sowie mit „Sitte und Brauch nach 1945“ benannt sind; man findet im nachgelassenen Gesamtkomplex auch einen umfangreichen Teil der Konzept-, Notiz- und Sonderdruckschriften sowie der Korrespondenz von Karasek und Lanz und außerdem, als Ergänzung zu „Sitte und Brauch nach 1945“, denjenigen, kleineren Teil der Zeitungsartikel-Sammlung von Helmut Dölker, der im engeren Sinn die regional-publizistische Behandlung der populärkulturellen Aktivitäten der Heimatvertriebenen im Bundesland Baden-Württemberg der 1950er-Jahre betrifft. Im Gesamtumfang lässt sich das Ganze auf etwa 52.000 Belege einschätzen, die zwischen 1998 und 2013 auch unter dem Namen „Karasek-Archiv“ (KA) firmierten (und sich währenddessen so auch in mehreren Arbeiten zitiert finden).

Durch die beiden Namen Lanz und Dölker wird schon angedeutet, dass nicht sämtliches Material von Alfred Karasek selbst herkommt und gleichfalls nicht aus Karaseks Konzeptualisierungen abgeleitet werden kann, sondern vieles von anderen Forscherinnen und Forschern stammendes Material inkorporiert worden ist.

Die durch den Generationenwechsel nach über 40 Jahren, vor allem auch durch die politischen Ereignisse der Jahre 1989/1990 mit den folgenden Grenzöffnungen verursachten Veränderungen führten zu und begünstigten letztlich auch veränderte(n) Sichtweisen, Programmatiken und neue(n) Möglichkeiten in der wissenschaftlichen Forschung. Die adaptierte Herkunftskultur in Verbindung mit der Aufbauleistung der Neubürger konnte nun vermehrt auch mit den Materialien der Sammlung Karasek als wichtiger, unabdingbarer Teil der Identität, der Entwicklung und der Zeitgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland und den Bundesländern untersucht und dargestellt werden.² Zudem aber haben sich wichtige Austauschmöglichkeiten

2 *Mezger, Werner*: Dokumentation und Forschung unter den Rahmenbedingungen des § 96 BVFG: Das Freiburger Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde. In: Schmitt, Christoph (Hg.): *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft.* (Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 2). Münster 2005, S. 85–98, insbes. S. 89–90 u. S. 95; *Retterath, Hans-Werner*: Das Johannes-Künzig-Institut in Freiburg/Breisgau: eine Archiv- und Forschungseinrichtung zur Volkskunde der Deutschen in und aus dem östlichen Europa. In: Bendel, Rainer und Stephan M. Janker (Hg.): *Vertriebene Katholiken – Impulse für Umbrüche in*

entwickelt, die Materialien für historisch-volkskundliche und kulturalanthropologische Forschungen in einem internationalen Kontext, gerade auch in dem der akademischen Welt Ostmitteleuropas, zur Verfügung zu stellen.

Im Folgenden sollen nun einige kurzgefasste, konzentrierte Skizzen zu drei exemplarischen Problembereichen ausgeführt und daran gezeigt werden, welche Aussagen in Fragen der volkskundlichen/europäisch-ethnologischen Geschichtsforschung, Identitätspräsentation und Kulturalanthropologie damit getroffen werden können:

- I. Zunächst geht es um den mit „Sitte und Brauch nach 1945“ benannten Komplex und dabei besonders um regelmäßige und dauerhaft institutionalisierte, religiös unterlegte Versammlungsanlässe bestimmter Heimatvertriebenen-Gruppen in Baden-Württemberg: Gemeint sind das Vinzenzifest in Wendlingen, das dort mit historischen Kulturpraxen aus den Herkunftsgebieten verknüpft ist und auf diese verweist, aber auch der St. Stephanskult bei den Ungarndeutschen und die verschiedenen Wallfahrten der Flüchtlinge und Vertriebenen.
- II. In einem zweiten Abschnitt soll es um Erhebungen 1952–1954 im Übergangslager Piding (Oberbayern) gehen, die auf den furchtbaren Partisanenkrieg und auf die Internierungszeit der Deutschen im ehemaligen Jugoslawien Bezug nehmen.
- III. Ein dritter Abschnitt schließlich widmet sich dem großen Bestand „Erzählgut“, und hier speziell den Aufzeichnungstyposkripten von deutschsprachigen populären Erzählungen aus dem Ungarn der Zwischenkriegszeit 1931–1937. „Erzählgut“ steht für einen mittlerweile erläuterebedürftigen Begriff mit ebenso erläuterebedürftiger Extension, denn hier haben sich nach erneuter Durchsicht des Bestandes 2012/2013 wesentliche Modifikationen in seiner Charakteristik gegenüber den bisher geltenden Auffassungen der wissenschaftlichen Literatur ergeben.

Kirche und Gesellschaft? (Beiträge zu Theologie, Kirche und Gesellschaft im 20. Jahrhundert, 5). Münster 2005, S. 159–176, s. insbes. S. 168; *Fendl, Elisabeth*: „Ostdeutsche Kultur“ in der Grammatik der frühen Vertriebenenpolitik. In: Jöhler, Reinhard/Christian Marchetti/Bernhard Tschofen/Carmen Weith (Hg.): *Kultur_ Kultur. Denken. Forschen. Darstellen.* 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011. Münster 2013, S. 252–261; *Kalinke, Heinke M.*: EDV-Erschließung des Karasek-Archivs im Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde in Freiburg/Br. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 43 (2000), S. 300–301; *Dies.*: „Solches sät Unfrieden und bringt Einheimische und Flüchtlinge hinter einander“. Zur Geschichte der Vertriebenenwallfahrt „Maria in der Ferne“ in Südniedersachsen. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 39 (1996), S. 26–44.

I. Die „*Sitte und Brauch nach 1945*“ genannte Sammlung –
*Probleme und Erkenntnisse im Hinblick auf Fest- und
 Ritualforschung*

In der großen, weit über die Fachgrenzen hinweg bekannt gewordenen Studie „Im Fremden ungewollt zuhaus“ hat der Volkskundler Albrecht Lehmann³ die Aufnahme und das Einleben der Vertriebenen und Flüchtlinge aus Ostmitteleuropa in den Westzonen Deutschlands und dann in der Bundesrepublik anhand von Selbstzeugnissen der Betroffenen dargestellt. Die Geschehnisse selbst waren zum Zeitpunkt der Erzählgenerierung bereits über 40 Jahre vergangen. Die Erhebungen Lehmanns zeigen, wie sich die Lebenserzählungen von Flüchtlingen und Vertriebenen an bestimmten mitgebrachten, zu Artefakten erhobenen Dingen und Materialien fixieren: Ein herausragendes Beispiel wäre hier der Brauch des Aufbewahrens von einem Quantum Erde des Herkunftsortes in einem ornamentierten Gefäß als besonders gehütete, auch im Erzählvorgang besonders hervorgehobene und artifizial eingefasste „Heimaterde“ und ihre demonstrative Präsentation an einem privilegierten Platz der neuen Wohnung im Westen.⁴ Diese Teilstücke an Erde und ihre Einfassung waren nun Teile etwa von Hamburg oder München geworden. Lehmanns Darstellung 1991 machte nicht vergessen, dass die Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen sowie die Reaktion auf ihre „Flüchtlingsbräuche“ bei den Einheimischen alles andere als einfach und harmonisch abliefen, sondern oft begleitet waren von „bitterem“ Beigeschmack.⁵ Hierzu, sowohl zum Aufbewahren der Erdkrumen des

3 *Lehmann, Albrecht*: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. 2., durchges. Aufl. München 1993 (erstmal München 1991).

4 *Lehmann*, Im Fremden ungewollt zuhaus (wie Anm. 3), insbes. S. 103–105. Ein idealtypisches Beispiel einer *einzelnen*, wissenschaftlich-kommentiert edierten lebensgeschichtlichen Erzählung, in der Material aus dem Bereich „*Sitte und Brauch nach 1945*“ in der begleitenden Kommentierung eine Rolle spielt, bietet das Buch: *Schuhladen, Hans und Georg Richard Schroubek* (Hg. u. Komm.): Nahe am Wasser. Eine Frau aus dem Schönhengstgau erzählt aus ihrem Leben. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 9). München 1989, S. 60–61 und S. 198.

5 *Lehmann*, Im Fremden ungewollt zuhaus (wie Anm. 3), schreibt davon, dass sich bereits bei manchen Zeitzeugen (nicht erst in der Folgegeneration) 40 Jahre nach dem Geschehen die Nachkriegsjahre in der Erinnerung verklärt und idealisiert hätten, die Wirklichkeit aber *keineswegs* harmonisch war, z.B. S. 36–38, S. 253: Lehmann hat hier übernommen von *Karasek, Alfred*: Volkskundliche Erkenntnisse aus der Vertreibung und Eingliederung der Ostdeutschen. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, 1 (1955), S. 11–65. S. auch schon *Detmer, Frauke*: Konflikte zwischen Flüchtlingen und Einheimischen nach Ende des Zweiten Weltkrieges. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 26 (1983), S. 312–342. An diesem Beitrag fällt auf, dass die Konflikte in einzelnen Themenfeldern einzeln angesprochen werden (etwa bei Bedürfnissen des täglichen Lebens, S. 312–

Herkunftsorts als auch zu den Schwierigkeiten des anfänglichen Einlebens, wurden von Lehmann mehrfach Belege aus der Sammlung „Sitte und Brauch nach 1945“ aus der Sammlung Karaseks herangezogen. Die Darstellung zeigte damit, gerade auch anhand dieser Beispiele, dass man gegebenenfalls einen „Mythos der leichten Integration“ nicht erst jetzt, heutzutage, kritisch hinterfragen und aufbrechen muß,⁶ sondern dass die kulturellen Schwierigkeiten des Ankommens und Einlebens bereits in Befunden der Nachkriegsvolkskunde explizit gemacht wurden und dort nachgelesen werden können. Dass diese enormen Probleme nicht auf dauerhafte Friktionen hinausgelaufen sind – *darin* gerade besteht wohl eher der entsprechende Teil der Basiserzählung der Bundesrepublik Deutschland trotz der kulturellen, unübersehbar demonstrativen Selbstbehauptung. Die im Bestand „Sitte und Brauch nach 1945“ gesammelten Zeugnisse einer kulturellen Selbstbehauptung und Selbstvergewisserung lassen sich als Teile der Kultur und Geschichte Deutschlands seit 1945, genauer: als Bestandteile der Geschichte vom Werden der Bundesrepublik Deutschland auswerten.

Zu dieser Identitätsfindung und Identitätspräsentation der Vertriebenen- gruppen als wichtiger, neuer und obligatorischer kultureller Facette, zu dieser Identität im Widerstreit und ihrer Ausbalancierung sowohl der Bundesrepublik als auch der seit den frühen 1950er-Jahren neu sich konstituierenden Bundesländer gehörte insbesondere das Einrichten besonderer Festveranstaltungen. Gemeint sind hier: spezifische, aus den Herkunftsorten mitgebrachte und an den Ankunftsorten eingebrachte, tradierte Fest- Anlässe und Fest-Termine: Wie ein einschlägiges Notat in der Sammlung „Sitte und Brauch nach 1945“ zeigt,⁷ rief die in Baden-Württemberg orga-

313, bei der Arbeit im Zusammenhang von landwirtschaftlichen Notwendigkeiten vor Ort und der anderen, nichtlandwirtschaftlichen Ausbildung der Neu-Angekommenen, S. 313–316, auch mit „rassischen“ Argumentationen, dass der „nordische Volkscharakter“ durch bestimmte Flüchtlinge und Vertriebene Schaden nehmen würde, S. 317 und insbes. S. 322, Anm. 14; Dettmers Verweis auf das Material von Alfred Karasek s. S. 311 und 316).

6 Mehrere Arbeiten markieren deutlich für sich, einem „Mythos“ der „schnellen“, „leichten“, „rundum geglückten“ Integration entgegenwirken zu wollen, vgl. etwa *Grosser, Thomas*: Die Integration der Heimatvertriebenen in Württemberg-Baden (1945–1961). (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B, 158). Stuttgart 2006, S. 3; *Vofßkamp, Sabine*: Katholische Kirche und Vertriebene ins Westdeutschland. Integration, Identität und ostpolitischer Diskurs 1945–1972. (Konfession und Gesellschaft, 40). Stuttgart 2007, S. 13; *Kossert, Andreas*: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2008, s. rückwärtiger Umschlagtext. S. auch *Beer, Mathias*: Flucht und Vertreibung der Deutschen. Voraussetzungen, Verlauf, Folgen. München 2011, Formulierung vom „Integrationswunder“ als einem Mythos s. S. 124–126.

7 Nachlass Karasek, Reihe 01, Mappe 03, Nr. 86.

nisierte „Egerländer Gemeinde“ am 30./31. August 1952, also im Jahr der Konstitution des neuen Bundeslandes, in Wendlingen am Neckar eine Festveranstaltung ins Leben. Analog zu einem der wichtigsten Kalenderfeste der Herkunftskommune in Böhmen heißt es „Vinzentii“-Fest und wird zum 30. August begangen, zum selben Termin wie ehemals dort. Das ist nicht der Patronatstag des Heiligen (der liegt auf dem 22. Januar), sondern der Gedenktag der Translation der Reliquien, die im Oktober 1693 nach Eger verbracht worden waren.⁸ Insofern ist das eine für genau diese Stadt Eger typische, kennzeichnende Angelegenheit. Dieses Herkunftswissen ist Bestandteil der *Aussage* dieses Festes, wahrnehmbar über die regionale Publizistik in Baden-Württemberg, genauso wie der Satz, dass Vinzenz seit 1744 der Stadtpatron von Eger war. In der Tradition der Einwohner war dessen Fürsprache die Verschonung der Stadt von Kriegsnöten zugeschrieben worden. Seither galt der Festtermin dort in Eger – mit einer großen Prozession und mit einem Jahrmarkt gefeiert, mit Anklang an ein Erntedankfest⁹ – als regelmäßig fixiert für Stadt und Umland. Die *Wiederaufnahme* des Festes in Baden-Württemberg 1952 bedeutet nun nicht nur die Fortsetzung einer Reihenfolge, sondern auch einen Neubeginn: Man beschloss, um genau zu sein, ein Fest unter diesem Namen und zum aus Eger bekannten Termin in und für Wendlingen zu veranstalten. Es kann als der Neubeginn *hier* interpretiert werden, hier *in* Baden-Württemberg und *für* Baden-Württemberg. In Wendlingen und seiner näheren Umgebung wohnten seit 1945 viele Flüchtlinge und Vertriebene, insbesondere viele „Sudetendeutsche“, auch zahlreiche Ungarndeutsche.¹⁰ Zugleich eröffnete und eröffnet sich den Alteingesessenen durch die Teilnahme an einem solchen Fest auch eine Zugangsmöglichkeit zu den allfälligen Besonderheiten der Lebenswelt der damaligen „Neubürger“ und ihrer Nachkommen, zum Kennenlernen dessen, was ihnen besonders wertvoll und wertbehaftet erschien – gegebenenfalls im Unterschied zu den Prioritäten der Alteingesessenen. Auch das spie-

8 Eruiert und dargestellt von Stud. phil. Johanna Ott, niedergelegt als Typoskript „Das Vinzenzifest in Wendlingen am Neckar“. Universitätsschrift. Freiburg 2009 (Beifügung zum Nachlass Karasek).

9 *Habel, Hubertus*: Der Egerer Birnsunnta in Schirnding und das Vinzentifest in Wendlingen: Politischer Folklorismus in Form zweier Vertriebenenfeste. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, 35 (1992), S. 311–352, hier S. 316–317.

10 Wendlingen hat durch den Zustrom von Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg einen enormen Bevölkerungsschub erfahren, mit 1946 noch rund 6.400 Einwohnern, bis 1961 aber dann über 10.000 Einwohnern. Vgl. die Angaben zu Wendlingen in der Kreisbeschreibung „Esslingen“: *Landesarchiv Baden-Württemberg* (Hg.): Der Landkreis Esslingen. Bd. 2, B: Die Gemeinden. Historische Grundlagen und Gegenwart. G–W. Sigmaringen 2009, S. 470, S. 475, wo zugleich das Vinzenti-Fest als überregional bedeutend für das „Selbstverständnis der Vertriebenen“ hervorgehoben wird.

gelt sich in den entsprechenden Zeitungsartikeln der 1950er-/1960er-Jahre. Diese bis heute existierende Veranstaltung erscheint gerade deshalb für unseren Zusammenhang exemplarisch. Sie zeigt den Bürgern der Stadt und des Landes Baden-Württemberg, dass in Wendlingen und Umgebung zahlreiche Vertriebene und deren Nachkommen wohnen, und bringt ihnen das zuerst in Erinnerung. Das ist etwas ganz anderes als ein rein religiöses Heiligenfest – ob man allerdings aufgrund dessen die Charakteristik dieser Veranstaltung mit „politischem *Folklorismus*“¹¹ noch angemessen trifft, erscheint damit keineswegs ausgemacht. Das, was hier hinter der Sache steckt, eben in Wendlingen und für Wendlingen, ist ja nicht Simulation und „Schaubrauch“, sondern hat reale soziokulturelle und repräsentative Funktion, gerade auch durch die vielen politischen Kundgebungen. Es ist ja nicht firmismäßige, nur auf Vorzeigebühnen beschränkte Konstruktion allein für die Galerie, sondern Essenz der Kultur in Württemberg, organisiert wesentlich durch die seinerzeit aus Ostmitteleuropa angekommenen neuen Bürger. Insbesondere die von Carola Wolf am Nachlass Karasek besorgte Ergänzung und zugleich hinzufügende Aufbereitung einschlägiger Belege der Sammlung „Württembergische Landesstelle/Sammlung Dölker“ konnte hier zu neuen Ergebnissen und Erkenntnissen führen.¹² Ein aufbewahrter Zeitungsartikel zeigt, das Stuttgarts Oberbürgermeister Dr. Klett auf dem Zehnjahrestreffen der deutschen Heimatvertriebenen 1955 sogar für eine Auflösung des Begriffes „Vertriebene“ plädiert hatte, als einem Begriff, der „dank der Tatsache“, dass „viele von Ihnen eine neue, zweite Heimat“ gefunden haben, nun „nicht mehr auf Sie paßt“.¹³ Diese Sichtweise findet sich bestätigt in einem zeitgenössischen Leserbrief aus der Sammlung „Württembergische Landesstelle/Sammlung Dölker“. Ein nicht als Repräsentant oder Initiativpersonlichkeit exponierter Bürger und ehemaliger Sudetendeutscher schrieb hier an die „Stuttgarter Zeitung“:

11 *Habel*, Egerer Birsunnta und Vinzentifest (wie Anm. 9), S. 311.

12 Vgl. insbesondere die neu erfassten Belege aus Teilen der im Nachlass Karasek gelagerten „Sammlung Württembergische Landesstelle/Sammlung Dölker“ (im Folgenden „Döl.“) Döl/Mappe 1, Nr. 18–20, 22, 27, 30, 34, 39–41, 97, 161, 163, 177, 181, 182, 184, 188, 203–204, u.a.m.; Döl/Mappe 2, Nr. 106 u.a.m. Das zunächst in der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde angelegte und dann über Josef Lanz an die damalige Sammlung Karasek abgegebene Konvolut von Zeitungsartikeln aus den 1950er- und 1960er-Jahren umfasst knapp 800 Belege zur neuen Situation in der Bundesrepublik Deutschland für die Vertriebenen aus den ehemaligen Siedlungsgebieten der Deutschen im östlichen Europa. Noch in den 1970er-Jahren wurde der Korpus geringfügig erweitert (jüngster Beleg aus dem Jahr 1978). S. *Wolf*, *Carola*: Sammlung Württembergische Landesstelle/Sammlung Dölker. Typoskript (Beifügung zum Nachlass Karasek, Div. 2).

13 Die Rede ist abgedruckt im Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 4.8.1955 unter dem Titel „Gedenktag der Trauer, des Dankes und der Hoffnung“, Nachlass Karasek, Döl/Mappe 3, Nr. 11 (Rückseite).

„Wenn wir unsere großen Zusammenkünfte haben, so dienen sie in erster Linie einem allgemeinen Wiedersehen mit ehemaligen Bekannten, Freunden, Nachbarn usw. Wenn dann in den Reden, die gehalten werden, Hoffnungen auf eine Rückkehr genährt werden, so glauben daran nur die Unbelehrbaren; das sind nur wenige. Der Großteil meiner Landsleute hat sich mit der Trennung abgefunden, sich hier in harter Arbeit eine neue Existenz und Heimat aufgebaut, und weil wir ja auch älter und reifer geworden sind, wollen wir das zum zweitenmal Geschaffene nicht mehr aufgeben. [...] ein Zurück kommt für uns nicht mehr in Frage.“¹⁴

In Wendlingen ist aus der Verbindung der damals, 1952, hierher transferierten festlichen Handlungselemente etwas Neues entstanden und wird als Erfüllung, als Vollzug von „Tradition“ unter Anwesenden ausgewiesen. Die Sache lässt sich durchaus von zwei Seiten interpretieren: als Tradition und Traditionalisierung.¹⁵ Es ist kulturelle Repräsentation einer bestimmten Gruppe mit politischem Aspekt in Baden-Württemberg und in Deutschland.¹⁶ Wendlinger Bürger organisieren sie, richten sie aus, empfangen dazu auch Personen von außerhalb, und nicht nur Personen, die sich einer bestimmten Klientel zugehörig fühlen.¹⁷ Bis zur Gegenwart ist das Vinzenti-Fest ein großes Stadtfest geworden – im Sinne eines Festes für die ganze Stadt, für alle, neben den verschiedenen Ansprachen, dem Festumzug und der Prozession kann man auch einen „Vergnügungspark“ besuchen (also Karussells, Auto-Scooter, Schießbuden, Musik- und Tanz-Unterhaltungsprogramme, „Fassanstich“, Bierstände, Krämermarkt). Der Festumzug wird zugleich als

14 Unter dem Titel „Kein Zurück mehr?“ veröffentlicht in der Stuttgarter Zeitung vom 15.9.1956, Nachlass Karasek, Döhl/Kasten 1, Mappe 2, Nr. 50.

15 Zu beiden Begriffen s. *Mezger, Werner*: Volkskulturen im Umbruch. Ost- und Ostmitteleuropa. In: Gehl, Hans (Hg.): Regionale Volkskulturen in Ostmitteleuropa. Abgrenzung – Nachbarschaft – Interethnik. (Materialien des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 13). Tübingen 2002, S. 15–33, hier S. 31–32.

16 Der beste und sicherste Beleg hierfür mag der Eintrag in der neuen amtlichen Kreisbeschreibung sein. Vgl. bei *Landesarchiv Baden-Württemberg* (Hg.): Der Landkreis Esslingen (wie Anm. 10), S. 475 (s. v. „Wendlingen“).

17 Die Stadt Wendlingen hält im Übrigen seit 1966 die Patenschaft für die Deutschen aus dem Egerland und hat seit 1997 eine Partnerschaft mit der Stadt Dorog in Ungarn eingerichtet. Dorog, ein Ort im Komitat Esztergom-Komárom, wo nach Beendigung der Osmanenkriege viele Deutsche und auch – am Ende des 19./zu Beginn des 20. Jahrhunderts – zahlreiche Bergleute aus Böhmen sowie aus dem Bergbaurevier Petrozsény-Hunedoara/Transsylvanien angesiedelt worden waren (organisierter Kohleabbau seit 1845). Über kommunale Partnerschaften zwischen deutschen und mittelosteuropäischen Gemeinden, insbesondere auch in Ungarn, s. *Retterath, Hans-Werner* (Hg.): Kommunale Partnerschaften zwischen Ost und West. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 11). Freiburg i. Br. 2009.

Kleiderdemonstration (Trachtenvorführung im Defilee) durchgeführt. Die Veranstalter können es heute zu einem „Kulturgut höchsten Ranges“ deklarieren (so im Programmheft im Jahr 2012).¹⁸ Das 61. Vinzenti-Fest hat, auf Einladung des Bürgermeisters der Stadt Wendlingen am Neckar sowie des Bundes der Egerländer Baden-Württemberg, am 25./26. August 2012 stattgefunden und stand unter der Schirmherrschaft des baden-württembergischen Ministerpräsidenten.¹⁹

Im Nachlass Karasek finden sich daneben zahlreiche Belege auch kleinerer, weniger öffentlichkeitswirksamer Traditionen. So ist etwa der Kult des Staatsgründers von Ungarn, König Stephan, bereits ausführlicher untersucht worden.²⁰ Eine Stephans-Kirche aus den 1950er-Jahren gibt es in Wernau bei Wendlingen, und hier wurde auch ein Stephansfest abgehalten.²¹ Ebenso lässt sich über den Nachlass Karasek die Stephans-Verehrung über eine Stephansfigur (als Reiterstandbild) in Stuttgart-Möhringen nachweisen.²²

Es geht hier also auch um Gebiete, die seit dem Augsburger Religionsfrieden ein halbes Jahrtausend lang protestantisch geprägt gewesen waren und durch den Zustrom der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg plötzlich konfessionell durchmischt wurden. Über besondere Wallfahrtsveranstaltungen von überwiegend katholischen Heimatvertriebenen, die in Westdeutschland ebenfalls neu eingebracht und neu eingerichtet worden sind, enthält die Rubrik „Sitte und Brauch nach 1945“ im Nachlass Karasek eine große Zahl an Belegen. Diese Belege waren eine der Stützen der umfassenden Dissertation über die Wallfahrten der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Sprachraum von Georg Richard Schroubek (Publikationsjahr 1968).²³ Es entstand danach in der Arbeitsstelle Karasek

18 www.vinzenzifest.de/, hier: „Herzliche Einladung“, zuletzt aufgerufen am 10.7.2012, Papierausdruck im Archiv des Verf., IVDE Freiburg.

19 Ebd. Verantwortlicher Ausrichter ist, gemäß Impressum des Einladungstextes, der Bürgermeister der Stadt Wendlingen.

20 *Schell, Csilla*: Das Fest des St. Stephan als überdachendes Identitätsangebot. Mythen, Fakten, Bilder zur Historie des Festes am 20. August. In: Dies. und Michael Prosser (Hg.): Fest, Brauch, Identität – Ünnep, szokás, identitás. Ungarisch-deutsche Kontaktfelder. Beiträge zur Tagung des Johannes-Künzig-Instituts 8.–10. Juni 2005. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 9). Freiburg 2008, S. 15–85, hier S. 73–75, 83, 85.

21 *Schell, Csilla*: Szent István barakktemploma. Adalékok a Baden-Württembergbe kitelepített magyarországi németek vallási integrációjához. In: Mód, László und András Simon (Ed.): Olvasó. Beiträge zum 60. Geburtstag von Gábor Barna. Szeged 2010, S. 149–158, hier S. 151.

22 Nachlass Karasek, Reihe 10, Mappe 03, Nr. 70 [Altsig. „BrV“ („Bräuche von Vertriebenen“), Nr. 2770] (Beleg 1953 über den Stephans-Altar in Möhringen) und Döl/Kasten 2, Mappe 1, Nr. 22, 24–26.

23 *Schroubek*, Wallfahrt und Heimatverlust (wie in Anm. 1).

eine Sonder-Rubrik unter dem Titel „Heimatvertriebenen-Wallfahrten“, die im heutigen Aufbewahrungsort gesondert zusammengefasst vorliegt. Darin findet man ein Ortsverzeichnis von A–Z mit Verweisen und Notizen über die seinerzeit bekannten Wallfahrtsorte, die von Flüchtlingen und Vertriebenen als solchen aufgesucht worden sind.²⁴ Die Wallfahrtsversammlungen waren im wahrsten Sinn des Wortes für die neu angekommenen Vertriebenen ein Weg, die durch die Besatzungsbehörden erlassenen Koalitions- und Versammlungsverbote der ersten Jahre zu *umgehen* und sich gemeinsam in großer Gruppe mit Vielen der Ihren mindestens einmal im Jahr, nämlich an den feststehenden und bekannt gemachten Wallfahrtsterminen, zu treffen und zusammen vertraute Traditionsübungen der Herkunftsgebiete fortzuführen. Wallfahrtsveranstaltungen als Versammlungen religiösen Charakters waren vom Versammlungsverbot ausgenommen, sie waren die herausragende Gelegenheit, um sich unter Angehörigen derselben Herkunftsgruppen auszutauschen und Selbstbewusstsein wieder stärken zu können. Gerade die traditionellen, expressiven und auch nach außen demonstrativen, gemeinsamen Praxen (mit besonderer Festkleidung, besonderen Liedern, besonderen Gebeten) erscheinen als Mittel des Überlebens, des Weitermachens als Kulturwesen unter den oft niederdrückenden Bedingungen der Behelfsunterkünfte.

Der Erhaltung des kulturellen Selbstbewusstseins dienten die Wallfahrtsveranstaltungen auch später, seit 1949 in der Bundesrepublik Deutschland. Wenn man diese Quellen aus dem Karasek-Bestand als Ausgangsbasis nimmt und mit anderen Quellen (Bistumsarchive, Archivmaterialien des Zentralen Caritas-Archivs, Zeitungsartikel, andere unterschiedliche Presseorgane wie „Heimatblätter“ und Klientelpublizistik), auch mit mündlich-persönlichen Äußerungen noch lebender Zeitzeugen kombiniert, kommen zwei weitere wichtige Tatbestände zum Vorschein: erstens die überaus großen Spannungen zwischen Alteingesessenen und „Neubürgern“, die große zeitgenössische „Kluft“ und die zeitgenössisch so bezeichnete „Abwehrhaltung“.²⁵ Zweitens und *zugleich* aber bieten die Nachrichten

24 Die Liste ist umfassend, aber nicht vollständig. S. Prosser-Schell, Michael: Heimatvertriebenen-Wallfahrten. Aspekte volkskundlicher Erforschung unter besonderer Berücksichtigung der Erzdiözese Freiburg und der Donauschwaben. In: Kranemann, Benedikt (Hg.): Liturgie und Migration. Die Bedeutung von Liturgie und Frömmigkeit bei der Integration von Migranten im deutschsprachigen Raum. Stuttgart 2012, S. 188–216.

25 Prosser-Schell, Michael: Ankunft und Einsiedlung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Nordbaden 1945–1949. Ausgewählte kulturelle Problemfelder. In: Jöhler, Reinhard/Max Matter/Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. 37. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 27. bis 30.

gerade über Wallfahrtsveranstaltungen einen sehr notwendig zu bemerkenden Beleg, dass damals auch *Einheimische* als entscheidende Initiatoren und Organisatoren dieser Wallfahrtsereignisse hervorgetreten sind und ihnen Gestaltung gaben (durch Ansprachen, rituell-demonstrative Gesten, technische Ausstattung wie etwa durch Fahrzeuge). Das waren von kirchlicher Seite her vor allem die Kreiscaritasverbände, die Diözesanbeauftragten und die Vertreter der staatlichen Landratsämter – was im Falle des Wallfahrtsortes Walldürn in Nordbaden stark zum Vorschein kommt. Hier zeigt sich, wenn man nun die einzelnen Berichtsteile aus Archiven und verschiedenen Publikationsorganen²⁶ als Puzzleteile zusammenführt, dass man nicht nur Religion und Erinnerung an die Herkunftswelt gepflegt hat, sondern dass bestimmte Wallfahrtsveranstaltungen mit Beratungsvorträgen von Behördenvertretern etwa zum Wohnungsbau ergänzt wurden. Das ist ein ganz wesentlicher Befund, denn damit erfüllten die Wallfahrten neben den *repräsentativen* und *geselligen-sozialen* Funktionen auch eine ganz *praktische* Funktion bei der Integration und kulturellen Repräsentation der Heimatvertriebenen in den West-Zonen und später in der Bundesrepublik Deutschland.²⁷ Mehrfach erhielten die größten dieser Veranstaltungen nach 1949, nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland, durch die Mitwirkung von Regierungsvertretern und anderen namhaften Politikern durchaus einen Nebeneffekt von politischer Repräsentanz, auf den hier ausdrücklich hingewiesen sei.²⁸ Die großen Wallfahrtsveranstaltungen – etwa in Altötting, Ellwangen-Schönenberg, Walldürn – bestehen fortgesetzt bis in die Gegenwart und haben heute, wenn Bischöfe und Priester aus Polen, Serbien, Ungarn oder Rumänien als Ko-Zelebranten mitwirken, einen Aspekt der nun-

September 2009. Münster u.a. 2011, S. 491–499; *Ders.*: Wallfahrten als Ereignisse der kulturellen Selbstbehauptung von Flüchtlingen und Vertriebenen in Baden und Württemberg (1946–1952). In: Alzheimer, Heidrun/Fred G. Rausch/Klaus Reder/Claudia Selheim (Hg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten. Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag. Regensburg 2010, S. 165–172.

26 Wie im Falle der Wallfahrt Walldürn und anderer großer Wallfahrtsveranstaltungen (etwa Schönenberg bei Ellwangen für Baden-Württemberg) liegen im Nachlass Karasek sehr viele Belege und Zeugnisse als Zeitungsmeldungen vor, oder diese gehen auf Zeitschriften- und Zeitungsmeldungen zurück. (Pars pro toto: Esslinger Zeitung vom 10.7.1954, Art. „Walldürn lebt von seiner Wallfahrt“, Nachlass Karasek, Döl/Kasten 3, Mappe 1, Nr. 23).

27 S. dazu etwa bei: *Assion, Peter* (Red.): Zweite Heimat Walldürn. Zur Geschichte der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge. (Walldürner Museumsschriften, 8). Walldürn 1993, hier S. 39; *Schillinger, Frank*: „Wenn der Herr nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens“. Eine Studie zur Geschichte der katholischen Siedlungsbewegung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Dargestellt am Beispiel der Erzdiözese Freiburg (1918–1997). Berlin 2001.

28 *Prosser-Schell*, Heimatvertriebenen-Wallfahrten (wie Anm. 24).

mehr *europäischen* Integration. Eigens erwähnt sei in diesem Zusammenhang jüngst die 50. „Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben“ nach Altötting vom Juni 2008. Hier hat der Freiburger Erzbischof Dr. Robert Zollitsch als Vorsitzender der deutschen Bischofskonferenz und zugleich als Angehöriger einer aus der Batschka-Region stammenden Familie die Hauptmesse zelebriert, zusammen mit dem Bischof von Pécs (Ungarn) und dem Bischof von Zrenjanin (Serbien). Diese Wallfahrts-Veranstaltung stand unter dem Zeichen der Verständigung, Versöhnung und des Zusammenwohnens in einem neu aufgestellten, unter EU-Bedingungen sich integrierenden Europa.²⁹ Ihren Ursprung aber hat sie in dem Versprechen oder „Gelöbnis“ einiger aus dem ehemaligen Jugoslawien gekommener Donauschwaben, die nach ihrer lebensbedrohten Zeit in Internierungslagern, Gefangenschaft und Verfolgung zur Erinnerung an die Getöteten und Verstorbenen sowie aus Dankbarkeit über das schlechthinnige Überleben jährlich eine Wallfahrt abzuhalten versprochen.

II. Erkenntnisse aus den Aufzeichnungen im Durchgangslager Piding 1952–1954

Über das Gesamtgeschehen der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegsereignisse in Jugoslawien ist gerade aktuell 2014 das dreibändige Werk über „Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa“ von dem österreichischen Historiker Arnold Suppan erschienen.³⁰ Er beschreibt die Vorkommnisse der Drangsal, der entwürdigenden Arbeitsmethoden und Arbeitszumutungen und der Folterungen und Tötungen; viele waren in die großen Internierungs- und „Todeslager“³¹ des Partisanen-Gouvernements Jugoslawiens verschleppt worden: In der Studie liest man von den Orten Gakowa/Gakovo (deutschsprachiger/serbischsprachiger Ortsname), Jarek/Bački Jarak, Kruschiwl/Kruševlje, Rudolfsgrad/Kničanin und Molidorf/Molin. Als Quellen zieht Suppan etwa zeitgenössische Denkschriften und Stellungnahmen des Internationalen Roten Kreuzes heran, ebenso zeitgenössische offizielle briefliche Eingaben (etwa an die britische Botschaft in Belgrad), Berichte und Zeugenaussagen, behördliche Dokumente und

29 *St.-Gerhards-Werk e.V.* (Hg.): Fünfzig Jahre Gelöbniswallfahrt der Donauschwaben nach Altötting 1959–2009. Eine Dokumentation. Stuttgart 2009. Vgl. auch das Bildzeugnis in: *Bendel, Rainer* (mit einem Beitrag von Hans Woller): *Wie Fremde zur Heimat wurde. Aspekte der Integration – aus dem Leben bekannter Persönlichkeiten.* Stuttgart 2010, S. 13.

30 *Suppan, Arnold*: *Hitler – Beneš – Tito. Konflikt, Krieg und Völkermord in Ostmittel- und Südosteuropa.* Wien 2014, zu Jugoslawien s. auf S. 1275–1361 und zu den Lagern insbes. S. 1317–1334.

31 Ebd., Anführungsstriche im Original, s. u.a. S. 1326.

Protokolle, schließlich auch Tagebücher.³² Nach der Internierungszeit waren überlebende „Schwaben“ 1952 in die damalige „Freie Stadt Triest“³³ verbracht worden, von wo aus mit Hilfe des Internationalen Roten Kreuzes ein Weitertransport organisiert wurde³⁴ – unter anderem nach Piding im Landkreis Berchtesgadener Land. Nach Schätzungen sollen in Piding mehr als zwei Millionen Vertriebene registriert und von dort aus in die Regionen Westdeutschlands weiter verteilt worden sein.³⁵ Piding lag direkt an der Haupteisenbahnstrecke Wien–München; hier kamen deshalb viele vertriebene Deutsche aus dem mittleren und unteren Donaauraum an.

Unter den Angekommenen existierten offensichtlich „Erzählkreise“, in denen diese über ihre Erfahrungen, Erlebnisse und über ihre Herkunftskultur sprachen. Und es existierte eine „Forschungsstelle für ostdeutsche Volkskunde“ in Bischofswiesen mit Alfred Karasek als ihrem Leiter und mehreren Zuarbeiterinnen und Zuarbeitern. Von dort aus wurde in Übergangslagern, insbesondere im Lager Piding, nach gemeinsam versichernden Erzählstoffen geforscht, wurden Erhebungen mit Blick auf narrative Identität unternommen – wobei die Forscherinnen und Forscher auf Erzählungen stießen, in

32 Ebd.

33 Der größte Teil Istriens war nach dem Zweiten Weltkrieg von jugoslawischen Tito-Truppen besetzt worden. Istrien und Triest waren in der damaligen Situation 1947–1954 zum „Territorio Libero“ erklärt worden, dann wurde nur Triest wieder nach Italien eingegliedert. *Cattaruzza, Marina und Orietta Moscarda*: Der „Exodus“ aus Istrien in der Geschichtsschreibung und im öffentlichen Diskurs Italiens, Sloweniens und Kroatiens. In: Haslinger, Peter/K. Erik Franzen/Martin Schulze Wessel (Hg.): *Diskurse über Zwangsmigrationen in Zentraleuropa. Geschichtspolitik, Fachdebatten, literarisches und lokales Erinnern seit 1989.* (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 108). München 2008, S. 217–236; insbes. *Cattaruzza, Marina*: *L’Italia e il confine orientale. 1866–2006.* Bologna 2007, hier S. 283–326.

34 Deshalb ist ein Teil der Aufzeichnungen im Nachlass Karasek nach den „Triester Transporten“ benannt. Nach den Angaben im Karasek-Nachlass erfolgte die Ankunft des ersten Transportes zum 10.5.1952, der vierte „Triester Transport“ der bis dahin in Jugoslawien Internierten kam am 23.6.1952 an.

35 Das Lager Piding war nach 1945 eines der sechs großen Grenzdurchgangslager im Osten Bayerns. Das Lager, das in einer ehemaligen Heeresverpflegungsstätte eingerichtet worden war und 3.000 Personen vorübergehend unterbringen sollte, hat elf Jahre bestanden. An Stelle der Holzbaracken wurden später steinerne Wohnhäuser errichtet, um Flüchtlingen und Vertriebenen dauerhaften Wohnraum zu verschaffen, die heutige „Industriesiedlung Piding“. S. bei: *Jaenicke, Wolfgang*: Vier Jahre Betreuung der Vertriebenen in Bayern 1945–1949. Ein Bericht über den Stand der bisherigen Eingliederung und über ungelöste Probleme, anlässlich des vierten Jahrestages der Errichtung der bayerischen Flüchtlingsverwaltung. München 1950, s. S. 18, S. 29; *Wieser, Max*: Festschrift 1250 Jahre Piding 735–1985. Piding 1985, S. 28, S. 45; *Kornrumpf, Martin*: In Bayern angekommen. Die Eingliederung der Vertriebenen. Zahlen, Daten, Fakten. (Dokumente unserer Zeit, 3). München/Wien 1979, S. 22.

denen die zum Teil sehr schweren, in vielfältiger Weise traumatischen und schwierig zu artikulierenden Erinnerungen kulturell „codiert“ waren, und die als „sagenhafte“ oder als „legendarische“ Texte bezeichnet werden können. Das macht einen entscheidenden Unterschied aus zu den Berichten im Sinne von Zeugenaussagen, die etwa der Arbeit Suppans zugrunde lagen (und die teilweise im Bundesarchiv Koblenz gesammelt vorliegen).³⁶ Die Arbeitsstelle hat diese sagenhaften *und* legendarischen Texte unter dem Bestandsstiel „Neue Sagenbildung ab 1944/1945“ rubriziert (Diese Forschungsstelle in Bischofswiesen war ein Teil der philologisch ausgerichteten, volkskundlichen Germanistik, was nicht vergessen werden darf.).

Der Teilbestand „Neue Sagenbildung ab 1944/45“ ist zugleich derjenige, der über die Jahre hinweg das meiste Interesse im Publikationskreis der volkskundlichen Kulturanalyse erfahren hat. Es handelte sich nun bei dieser damals „Neuen“ Sagen- und Legendenbildung in der ganz überwiegenden Mehrzahl um Varianten von zwei Grundmustern:

- a) um Erzählungen, die mit „Partisanenwahn“ oder der „Partisanenkrankheit“ überschrieben wurden. Dies waren Erzählungen davon, dass jugoslawische Tito-Partisanen nach ihren Racheataten, als Ausdruck einer von höherer Gerechtigkeit ausgehenden Strafe, von Alpträumen befallen, wie von Epilepsie krank und hinfällig, oder verrückt werden;
- b) um Erzählungen über das sichtbare Erscheinen der Gottesmutter Maria.

Diese Geschichten bringen das grausame Geschehen des Partisanenkrieges nach dem Muster von religiösen Legenden mit einer transzendenten, höheren, numinosen Sphäre in Verbindung, und damit in eine kommunikative Verbindung, die das ganze Geschehen erklärbar und ertragbar macht,³⁷ die zugleich auch das eigene Dasein weiterhin als richtig bestätigt. Wie gesagt, es geht hier weniger um chronikalische Berichtabstattungen im Sinne von reiner Dokumentation oder um Bezeugung von Ereignissen im Sinne einer „oral history“. Gleichwohl, wenn ich mich mit ihnen, mit diesen legendenartigen Erzählungen beschäftige, muss im Hintergrund die vorherige, gewaltsame historische Situation in Südosteuropa, wie sie etwa in Suppans Beschreibungen facettenartig aufscheint, und die faktische Situation des

36 *Donauschwäbische Kulturstiftung* (Hg.): Leitfaden zur Dokumentationsreihe: Verbrechen an den Deutschen in Jugoslawien 1944–1948. Gesamtübersicht mit thematischen Ergänzungen und Register. München 2005. S. a. aktuell *Douglas, Raymond M.*: Ordnungsgemäße Überführung. Die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. München 2012, S. 17, S. 185 und S. 118–119.

37 *Gerndt, Helge*: Numinoses. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 10. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich. Berlin/New York 2002, Sp. 154–159, hier insbes. Sp. 157. Zum Partisanenkrieg vgl. *Schmider, Klaus*: Partisanenkrieg in Jugoslawien 1941–1944. Hamburg u.a. 2002.

Lagers Piding nach *diesen* und unter dem Eindruck dieser historischen Geschehnisse stets mitbedacht werden, sie bilden den verstehensnotwendigen Kontext.

Zunächst sei eine der legendenartigen Erzählungen zitiert, die das erste Grundmuster, das der „Partisanenkrankheit“ repräsentiert (Notat nach dem 1. Triester Transport der Jugoslawiendeutschen am 10. Mai 1952, Erzählperson war die aus Hajduschitz/Hajdučica stammende Bertha Sohl):

„In Ploschitza [Pločica, Serbien, im südlichen Banat], da hat ein Partisan eine Frau und zwei Männer ermordet. Der Frau hat er den Hals abgeschnitten und ihr dann noch eine Zigarette in den Mund gegeben und wollte sie noch rauchen machen. Den Männern hat er Holz unter die Fingernägel geschlagen und sie auch sonst schrecklich zu Tode gequält. Die Namen von den Ermordeten kann man noch ausmachen das wissen alle Leute von Ploschitza. Dieser Partisan hat jetzt einen Anfall. Sie sagen, das ist das Gewissen. Er ist ein Serbe, auch aus Plaschitza [sic!], der das gemacht hat. Jetzt kann er in der Nacht nicht schlafen, kriegt jede Nacht die Anfälle. Er sagt, die sitzen ihm alle drei – die Frau und die beiden Männer – auf den Schultern und tun ihn drücken.“³⁸

Man erkennt hier an diesem Exemplar unschwer das Sagenmotiv des „Aufhockers“ wieder. Neuerdings hat der Historiker Holm Sundhaussen wieder darauf verwiesen, dass ein hier mit diesem „Partisanenwahn“ benanntes psychisches Krankheitsbild einem immanenten, empirisch-psychiatrischen und tatsächlich in Krankenakten in Jugoslawien niedergelegten Befund entsprechen kann.³⁹ Das nimmt jedoch diesen in Piding erzählten Geschichten nicht ihren legendenartigen, *welt-deutenden und erklärenden, mit transzendenten* Gerechtigkeitsvorstellungen versehenen Charakter.

Ein zweiter Beispieltext aus dem Bestand „Neue Sagenbildung ab 1944/45“ vermag dies noch stärker zu erweisen, er thematisiert eine Marienerscheinung

38 Nachlass Karasek, Reihe 04, Mappe 03, Nr. 5 (urspr. Sig. der Arbeitsstelle Bischofswiesen: Neue Sagenbildung [NSb], Nr. 304). Weitere Beispiele gedruckt zugänglich und kommentiert beschrieben bei *Sahm, Simon*: Donauschwäbische Sagenbildung in der Vojvodina (1944–1952). Psychologische Aspekte eines narrativen Marienkults. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 51 (2010), S. 75–109; *Kalinke, Heinke*: Gerüchte, Prophezeiungen und Wunder. Zur Konjunktur sagenhafter Erzählungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit. In: Fendl, Elisabeth (Hg.): *Zur Ikonographie des Heimwehs*. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 6). Freiburg 2002, S. 159–174.

39 *Sundhaussen, Holm*: *Geschichte Serbiens*. 19.–21. Jahrhundert. Wien/Köln/Weimar 2007, S. 347–348.

(Notat nach dem 1. Triester Transport der Jugoslawiendeutschen am 10. Mai 1952, Erzählperson war wieder Frau Bertha Sohl, das erzählte Geschehen wird dem Jahr 1949 zugeordnet):

„Bei uns im Jabutschker Ried⁴⁰ hat es sich gezeigt am Fenster. Das sind Leute gewesen, die das geglaubt haben und keine Kommunisten sind, die haben das gesehen. Sie haben gesagt, daß Gott das geschickt hat für ein Zeichen, damit die Menschheit wieder anders wird und sich bessert. Selbst war ich dabei zuschauen. Es war wirklich ganz blau im Fenster und die Leute haben das putzen müssen auf Befehl der Miliz, es ist aber nicht weggegangen.“

Die Erscheinung sei innerhalb weniger Tage an mehreren Orten zu sehen gewesen, sei gleichsam gewandert: „Zuerst war es in Belgrad, dann in Ovča und zuletzt in dem Jabutschker Ried.“⁴¹

Warum war die Erscheinung in Blau? Blau ist die Farbe des Marienkleides, in der umfassend bekannten Ikonografie der Lourdes-Madonna. Die populäre Erzählung stellt ein Prodigium vor,⁴² als Mahnzeichen – und eben hier auch in der Bedeutung zugleich eines Beistandszeichens. Diese Texte aus Piding zeigen eine codierte, deshalb annehmbar-mitteilsame Einordnung und Aufhebung der Geschehnisse in eine transzendente (statt immanente, weltbezogene) Selbstvergewisserung, eine narrative Verarbeitung in traditionell verankerte metaphysische Wertesysteme. Es sind faktuale Erzählungen in den *longue durée*-Mustern der Religion, legendenhafte Erlebnissagen. Diese Geschichten bringen das grausame Geschehen des Partisanenkrieges nach dem Muster von religiösen Legenden mit einer höheren, numinosen Sphäre in Verbindung, und damit in eine kommunikative Verbindung, eine Aufhebung ins Transzendente, die das ganze Geschehen zumindest so erklärbar und ertragbar macht,⁴³ die zugleich auch das eigene Dasein weiterhin als richtig bestätigt (man selber konnte das Prodigium sehen, die atheistischen Partisanen nicht). Die ganze Grausamkeit ist in einer höheren Sphäre aufgehoben, über die das eigene Dasein weiterhin richtig erscheinen kann und ihm Bestätigung gibt. Das Mitgeteilte rekurriert auf eine der menschlich-empirischen Erfahrung und dem menschlichen Willen entzogene, ihm unzugängliche Wirkkraft, eine Wirkkraft, die in das erzählte Geschehen

40 Jabuka/Apfeldorf, Region Vojvodina.

41 Nachlass Karasek, Reihe 04, Mappe 02, Nr. 13, Nr. 7 und Nr. 81 (urspr. Sig. der Arbeitsstelle Bischofswiesen: NSb, Nr. 160). *Sahm*, Donaueschwäbische Sagenbildung (wie Anm. 38), S. 75–109.

42 *Beyer, Jürgen*: Prodigien. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 10. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/New York 2002, Sp. 1378–1388.

43 *Gerndt*, Numinoses (wie Anm. 37), hier insbes. Sp. 157.

eingreift und die, obschon als Transhumanum gekennzeichnet, in indikativischen Aussagen vorgetragen wird. Die Texte sagen etwas darüber aus, wie Menschen dem eigentlich unvorstellbaren Grauen „erzählend begegneten“ (wie Brednich und Dégh es ausgedrückt haben⁴⁴), also durch gemeinsames Mitteilen in den Erzähl-Mustern der Religion. Wie gesagt, es wird etwas erzählt, nicht einfach darüber nur gesprochen – solche Texte haben ein Motiv, eine Struktur und einen Verlauf, ein Ende und einen Anfang. Sie sagen also etwas darüber aus, mit welchen Erklärungs-Mustern Menschen diese Geschehnisse in eine – hier metaphysisch begründete – Ordnung bringen. Hier geschieht das in einem kulturellen *longue durée*-Muster der christlichen Legende. In diesen Extremsituationen blieb als nicht hintergehbare, noch basisgebende Rückzugsmöglichkeit die Religion: Wenn man die Formel von Dégh und Brednich hier in erweiterte Anwendung bringt, dann ist das der Versuch, Ordnung wiederherzustellen und diese in die Transzendenz zu verlagern, weil es in der Immanenz keine Möglichkeit mehr gibt, es einzuordnen. Man thematisiert, angesichts des Bewusstseins der menschlichen Ohnmacht, angesichts des Zurückgeworfenseins aufs Elementare, die Existenz einer Ordnung, die über dem Menschen steht.

Wie eingangs schon angedeutet, ist der Teilbestand „Neue Sagenbildung ab 1944/45“ derjenige, der über die Jahre hinweg das meiste Interesse im Publikationskreis der volkskundlichen Kulturanalyse erfahren hat. Ein früher Aufsatzbeitrag – 1959 von Barbara Pischel erarbeitet – hat von einer „volkstümlichen Metaphysik der Heimatvertriebenen“⁴⁵ gesprochen: Eben deshalb, weil die Erzählungen auf etwas jenseits der menschlichen Erfahrung und menschlichen Einflussfähigkeit Liegendes verweisen, etwas der menschlichen Erfahrung Unzugängliches postulieren und dann Handlungen oder Abläufe damit begründen bzw. daraus verursacht sehen. Zuletzt hat 2012 Leni Perencević die Texte ebenfalls unter diesem Aspekt analysiert und vorgetragen; der Inhalt ist bisher nur indirekt über eine Tagungsrezension publiziert. Dort wird die Formulierung von der „Wiederherstellung des kosmischen Gleichgewichts“ gewählt.⁴⁶ Anders hat Utz Jeggle 1987 die

44 *Brednich, Rolf Wilhelm*: Sage – Rezente Erscheinungsformen. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 11. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/New York 2004, Sp. 1041–1049, hier Sp. 1043; Brednich folgt hier *Dégh, Linda*: What is the Legend after all? In: *Contemporary Legend*, 1 (1991), S. 11–38.

45 *Pischel, Barbara*: Zur volkstümlichen Metaphysik deutscher Heimatvertriebener. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen*, 5 (1959/1960), S. 63–96. „Metaphysik“ wird hier als das Sammelkriterium gebraucht, das diese Erzählungen von der Textsorte des dokumentarischen „Berichts“ charakteristisch unterscheidet.

46 *Perencević, Leni*: Donauschwäbische Erzählungen über Flucht, Vertreibung und Lagerleben. Beispiele aus den volkskundlichen Sammlungen des Johannes-Künzinger-Instituts. Typoskript, 2012 (hier zitiert nach dem neunseitigen Typoskript von

„Neue Sagenbildung“ der vertriebenen Donauschwaben zu interpretieren versucht: als eine Wiederkehr des Verdrängten, das heißt, als Wiederkehr der verdrängten Verbrechen, als eine Art Spiegelung der deutschen Schuld gegenüber den Russen, Serben, Tschechen, Juden und deren Verschleppung zur Zwangsarbeit, Versklavung und Ermordung.⁴⁷ Ob das in Bezug auf die „Donauschwaben“ aus Jugoslawien eine methodisch korrekte Schlussfolgerung sein kann, ist nicht entschieden; Zweifel daran sind angemeldet,⁴⁸ der Ansatz ist allerdings nicht weiter verfolgt und intensiviert worden.

Albrecht Lehmann hat in seiner bereits genannten, für das Fach zentralen und weit über die Fachgrenzen hinaus rezipierten Arbeit „Im Fremden ungewollt zuhaus“⁴⁹ auch diese Materialien herangezogen. Er verwendet dabei die Phrase „lebendiges Mittelalter“⁵⁰ keineswegs pejorativ, er meint vielmehr damit, dass es bestimmter, eben kritischer oder sogar existentiell bedrohlicher Situationen bedarf, um historische Muster wie genau diese „Sagen“ und ihre Motivkonstellationen jeweils wieder zu aktualisieren. In der einschlägigen Passage seiner 2007 erschienenen „kulturwissenschaftliche[n] Bewusstseinsanalyse des Erzählens“⁵¹ hat sich Lehmann dann erneut diesen „Flüchtlingssagen“ in westdeutschen Flüchtlingslagern unter den vertriebenen Donauschwaben zugewendet. Er will hier an den Texten und den zugrundeliegenden Erzählstrategien die Reduktion von Komplexität und simplifizierende ethnische Zuschreibungen durch solche legendenhaften Erzählungen belegen. Die Texte, so schreibt Lehmann, „handelten von der Besessenheit ‚der Serben‘, die unter dem Eindruck ihrer eigenen Schuld gegenüber der

Perencević, das als Belegexemplar im IVDE Freiburg hinterlegt und einsehbar ist; vgl. dazu auch *Teppert, Stefan*: Tagungsbericht (II): Bad Radkersburg vom 21. bis 23. März 2012. „Verschwinden“ der deutschsprachigen Minderheiten. Ein schwieriges Kapitel in der Geschichte Jugoslawiens 1941–1955. <http://kulturstiftung.donauschwabens.net/> unter „Veranstaltungen/Archiv Veranstaltungen“. Papierausdruck vom 11.1.2015 einsehbar im Archiv des Verf., IVDE Freiburg).

47 *Jeggle, Utz*: Verdrängung und Entstellung. Zur Rezeption der Psychoanalyse in der Volkskunde. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, 82 (1986), S. 217–221; *Ders.*: Sage und Verbrechen. In: Schulze, Rainer (Hg.): *Flüchtlinge und Vertriebene in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte*. Hildesheim 1987, S. 201–206, hier S. 206. Daran anschließend: *Jacobi, Theresia*: „Wir gehören schon jetzt hierher“. *Flüchtlinge aus Perbál/Ungarn in hessischen Gemeinden 1946–1956*. (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 72). Zugl. Univ. Diss. Marburg 1994. Marburg 1996, S. 15.

48 S. etwa bei *Kalinke*, *Gerüchte, Prophezeiungen und Wunder* (wie Anm. 38).

49 *Lehmann*, *Im Fremden ungewollt zuhaus* (wie Anm. 3).

50 Ebd., S. 238.

51 *Lehmann, Albrecht*: *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin 2007.

deutschen Minderheit wahnsinnig werden.“⁵² Und im selben Kontext heißt es weiter: „Die ‚Flüchtlingssagen‘ der ersten Nachkriegszeit waren durchaus den Erzählungen ähnlich, die Čolović veröffentlicht hat, also Geschichten, die aus den nationalen Erzählkulturen des Balkans stammten und in den Schreckenszeiten wiederbelebt wurden.“⁵³ Damit hat Albrecht Lehmanns Beitrag den 1952 aufgezeichneten Texten von „Sagenbildungen“ bedenkenswert neue Beziehungen und neue, brennende Aktualität verschafft, nämlich zum Jugoslawien-Krieg der 1990er-Jahre. Leider findet sich kein exakter und belastbarer Nachweis zur Referenzstelle im Werk von Ivan Čolović, obwohl dieser bei einer solchen These eigentlich unabdingbar gewesen wäre.⁵⁴ Nur in der Literaturliste taucht Čolovićs Buchtitel „Bordell der Krieger. Folklore, Politik und Krieg“⁵⁵ auf. Wer in diesem Band tatsächlich nachschaut, wird Ähnlichkeiten nicht oder nur bei sehr, sehr weit gefasster, sehr bemühter Auslegung finden. Zudem sind dort ganz überwiegend Liedtexte, nicht sagenhafte und legendenhafte Geschichten herangezogen. Auch in dem im deutschsprachigen Publikationskreis bekannten, von Klaus Roth 1993 zur südosteuropäischen Populärliteratur herausgegebenen Beitrag Čolovićs ganz zweifellos unter Bearbeitung von Textfragmenten aus verschiedenen „Nationalkulturen des Balkans“, die in einer modernen, jetzt gegenwärtigen Schreckenszeit wieder auftauchen, aktualisiert werden, findet sich keine Geschichte, die meines Erachtens den Kriterien von *Ähnlichkeit* bezogen auf die Aufzeichnung der Sagentexte von Piding entspräche. Ich möchte

52 Ebd., S. 206. Allerdings muss man diese Stellen von vornherein genau kennen, denn der Autor, einer der einschlägig am stärksten profilierten und anerkannt besten Erzählforscher, hat jeglichen Hinweis auf die „Sammlung Karasek: Neue Sagenbildung“ oder andere Nachweisquellen und vorgängigen Darstellungen unterlassen.

53 Ebd.

54 Vgl. Čolović, Ivan: Der Tod des Ljuba Zemunac oder: Das Beschützerparadoxon [übers. v. Jozo Džambo]. In: Roth, Klaus (Hg.): Südosteuropäische Populärliteratur im 19. und 20. Jahrhundert. (Münchner Beiträge zur Volkskunde, 14; zugl. Südosteuropa-Schriften, 13). München 1993, S. 239–253. Vgl. ebenso bei Čolović, Ivan: Die Erneuerung des Vergangenen. Zeit und Raum in der zeitgenössischen politischen Mythologie. In: Stefanov, Nenad und Michael Werz (Hg.): Bosnien und Europa. Die Ethnisierung der Gesellschaft. Frankfurt am Main 1994, S. 90–203. Das gemeinsame Dach, unter das die Phänomene bei Lehmann gestellt werden, ist ja erkennbar die These, dass in Krisen- und Kriegszeiten bestimmte (nicht beliebige, sondern bestimmte, im Fluss der *longue durée* sedimentierte und daraus aktualisierte und revitalisierte) Motive aktiviert werden. Im Grunde sagt Čolović dasselbe. Čolović nimmt übrigens ebenfalls Belege aus Flüchtlingslagern heran, in denen von kleinen, noch nicht im Schulalter stehenden serbischen Kindern Texte und Lieder im serbischen „Zehnermaß“ vorgetragen worden sein sollen – was ein Beweis für ein „Im-Blut-liegen“ dieser Art von Sprachkultur sein soll. Vgl. ebd., S. 93–94.

55 Čolović, Ivan: Bordell der Krieger. Folklore, Politik und Krieg. Osnabrück 1994 (serbischsprach. Original: Belgrad 1993).

mich allerdings hier nur zurückhaltend äußern, weil ich nicht weiß, was der Autor mit „ähnlich“ wirklich assoziiert. Der Kontext, den die Studie mit Čolovičs Arbeiten herstellt, führt aber zu nichts weniger und nichts mehr als zur Annahme, dass es bestimmte mythenhafte, erzählbare Geschichten gibt, die von bestimmten und bestimmaren Prägezeiten her stammen und die den Menschen bleiben, in ihrem Gedächtnis, im Bewusstsein verharren und irgendwie weitertradiert werden, auch dann, wenn gegenläufige, sie zu unterbinden angetretene Weltanschauungen und Staatsverwaltungen über 40 Jahre lang herrschen (wie die sozialistische Regierung), und die dann, in Konflikt- oder Krisensituationen wieder repräsentativ zum Vorschein kommen. Und die dann die Einstellungen der Menschen in den Konfliktsituationen formen und ihre Handlungen orientierend begründen. Es wäre sicher gut, wenn hier umstandslos nachvollziehbare, prüfbare Befunde angegeben würden, denn hier geht es auch, in einer sicher ganz elementaren Forschungsfrage, um die Beurteilung von in ihrer kultureller Gestaltung empirisch wahrnehmbaren Traditionen und Inhalten insgesamt, in einer Zeit, *unserer Zeit*, die Mobilität und Migrationen zum Grundlegenden im Leben erhebt.

2010 hat der Literaturhistoriker und Volkskundler Simon Sahn den Bestand noch einmal bearbeitet und den Aufsatz „Donauschwäbische Sagenbildung in der Vojvodina 1944–1952“ publiziert.⁵⁶ Im Vordergrund von Sahms Beitrag stehen zwar Gattungsfragen (dies im Hinblick auf den Typ „Sage“ und die damit verknüpften Analysemöglichkeiten). Indessen zeigen sich im Nebenstrang von Sahms Arbeit zwei Befunde als für uns wichtig, wenn er an Einzelbeispielen aus der Sammlung Karasek darauf aufmerksam macht, dass von Marienerscheinungen nicht nur bei und unter den Donauschwaben erzählt worden ist, sondern auch unter (katholisch geprägten) kroatischen Betroffenen, aus deren Kreis ja ebenfalls zahlreiche Personen von Tito-Partisanen verfolgt, gefangengesetzt und auch erschossen worden waren.⁵⁷ (Diese Erzählungen von Marienerscheinungen waren nichts Einzigartiges,

56 Sahn, Donauschwäbische Sagenbildung (wie Anm. 38). Zum Tragen kommt u.a. der Ansatz des Richard Weiss-Schülers Burkhardt, Heinrich: Zur Psychologie der Erlebnisage. Zürich 1951; s. bei Sahn insbes. S. 85–89 und passim.

57 Sahn, Donauschwäbische Sagenbildung (wie Anm. 38), insbes. S. 99–100. Das trifft sich mit Holm Sundhaussens deutschsprachiger wissenschaftlicher Darstellung zur Geschichte Serbiens, die auf diese Problematik nur kurz eingeht, aber klar macht, dass die Tito-Partisanen nach ihrem Sieg ihre vormals realen oder geglaubten Gegner mit ihren Familien brutalsten Gewalttätigkeiten, „Todesmärschen“, Deportationen und Hinrichtungen aussetzten. Neben den Volksdeutschen, an denen – in Sippenhaft – Vergeltung gegenüber der deutschen Besatzungsmacht genommen werden sollte, waren davon auch die kroatische „Heimwehr“, slowenische „Weißgardisten“, serbische Četniks und das „Serbische Freiwilligenkorps“ betroffen. Sundhaussen, Geschichte Serbiens (wie Anm. 39), insbes. S. 330–331, S. 335–337.

sondern kamen in dieser Krisenzeit auch anderswo⁵⁸ vor und haben in den ausgehenden 1940er-Jahren sicher ein höheres Aufmerksamkeits- und Beachtungspotential gehabt.).

Wenn man aber die Befunde und Hinweise, die von Sahms Auswertung des Textbestandes ausgehen, weiter systematisch in dem von donauschwäbischen Vertriebenen 1952–1954 erhobenen Textbestand selbst verfolgt, so wird zudem ohne jeden Zweifel klar, dass diese Erzählungen eben gerade *nicht* ethnisch simplifizierend oder schablonisierend wirken, dass also eben nicht pauschal von „den Serben“ als nur grausamen Verfolgern die Rede ist, sondern von den donauschwäbischen Erzählern/-innen innerhalb dieser bestimmten ethnischen Zuschreibung deutlich differenziert worden ist. Es ist zu konstatieren, dass hier kein ausschließlich *ethnisches* Problem thematisiert wurde.

Bei den Erhebungsaktivitäten von Volkskundlerinnen und Volkskndlern in Piding spielte jedoch nicht allein die Aufzeichnung sagenhafter und legendenhafter Texte eine Rolle, bei weitem nicht: So erbrachten auch Erhebungen über die sogenannten „Volksschauspiele“ umfangreiche Resultate. (In Parenthese: Die mit „Volksschauspiel“ benannten und rubrizierten Bestände des Nachlass' Karasek sind in der einschlägigen Thematik nach wie vor ein Unikat. Der ältere, gleichsam *gewohnheitslegitim* gewordene Begriff der „Volksschauspiele“ trifft die Sache, um die es hier geht, jedoch nicht ganz genau: Es handelt sich in den markanten Kennzeichen um rituelle Darstellungs-Spiele von Laien, die an den christlichen Festkalender gebunden sind und den religiösen Inhalt, das heißt: den zu vermittelnden *Botschaftsinhalt* dieser Festzeiten szenisch nachvollziehen, indem sie ihn figural aufführen und veranschaulichen – man könnte sagen, es handelt sich um heortologisch bestimmte Darstellungsbräuche. Bezeichnend ist, dass ein Lemma „Volksschauspiel“ in deutschsprachigen Lexika und Handbüchern aktuell nach wie vor existiert, jedoch stets als schwieriger Begriff apostrophiert und auch stets mit dem Wesensmerkmal des religiösen und heortologischen Zusammenhangs versehen wird.⁵⁹).

58 Göksu, Cornelia: Heroldsbach – eine verbotene Wallfahrt. Zugl. Univ. Diss. Hamburg 1989. Würzburg 1991.

59 Der jüngst in internationaler Verbreitung erschienene Artikel von Puchner, Walter: Volksschauspiel. In: Enzyklopädie des Märchens. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Bd. 14, 1. Lfg. Berlin/Boston 2011, Sp. 350–360, betont dies an erster Stelle. Französische Studien behandeln dasselbe Phänomen begrifflich etwa einfach als „jeu rituel“, s. etwa bei Cuisenier, Jean: Das Gedächtnis der Karpaten. Marburg 2008. Die ungarische Forschung verwendet die Bezeichnung „miszterium játék“ (ungar. für: Mysterienspiel) und „Bethlehemes játék“ (ungar. für: Bethlehemspiel), wenn damit auf die beiden wichtigsten Mysterienoffenbarungen reflektiert wird, nämlich den Christgeburt- und Osterfestkreis. Bethlehem fixiert den biblischen Ort der Christgeburtsgeschichte, in einer Krippe im Hirtenstall (lat.: praesepe). Im

An mehreren Jahren fanden in Piding, mit unterstützender Mitwirkung des Lagerleiters und gegebenenfalls einer örtlichen Laienspielgruppe, zum Weihnachtsfest szenische Aufführungen der Christgeburtsgeschichte statt („Bethlehemspiel“-Aufführungen oder auch „Christkindlspiel“-Aufführungen genannt). Die in Piding Angekommenen berichteten aber darüber hinaus auch über ihre szenischen Aufführungen vor dem Zweiten Weltkrieg in den Herkunftsorten – und über ebensolche Aufführungen in den Internierungslagern des Titopartisanen-Gouvernements in Jugoslawien zwischen 1945 und 1950. Im Zuge der historischen und kulturwissenschaftlichen Erforschung von Verschleppungen und Deportationen in Arbeits-, Internierungs- und Todeslager am Ende des Zweiten Weltkrieges konnten diese Befunde wieder neu entdeckt und herangezogen werden. Hier geht es darum, dass während der Zeit von Flucht und Deportation einige Initiativpersonen mit den inhaftierten Kindern die zugeordneten Schauspiele zu den beiden Hochfesten Christgeburt und Ostern eingelernt und ausgeführt hatten. Es ist kulturalanthropologisch durchaus bezeichnend, dass man versucht hat, diese Art der Festgestaltung auch unter den notdürftigen Bedingungen des Lageraufenthaltes weiterzuführen und fortzusetzen. Dokumentiert sind damit die Praxis und auch der Wille, mit Kindern die christlichen Festtermine aktiv und szenisch zu gestalten. Der Befund des tatsächlichen Einübens und Durchführens an den Festterminen führt damit analytisch zurück zur elementaren, gleichsam heortologischen Funktion der Schauspiele als Überlieferungsmittel obligatorischer Inhalte. Denn so wurden Schauspiele wieder gebraucht, um am Festtermin, genau am Festtermin, der betreffenden Gruppe die für jede Generation verpflichtend sein sollenden Botschaften weiterzugeben, als über die reine physische Notdurft hinausgehende kulturelle Sache, die man auch unter den erbärmlichen Bedingungen und Umständen der Lageraufenthalte beibehalten wollte: beibehalten wollte, um Würde und Selbstvergewisserung des Kulturwesens

Nachlass Karasek liegen ganz überwiegend (nicht ausschließlich, aber doch ganz überwiegend) deutschsprachige Belege. Auch dieses Material konnte in großangelegten Studienbänden insbesondere über die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg, die sich im Titel auf historische Regionen im Karpatenbecken beziehen, vielfach verwendet werden. Insbesondere Karl Horak hat in den 1970er-Jahren ein Verbreitungsbild über die „Volksschauspiele“ im Banat, in Syrmien und für Teile Ungarns publiziert: *Horak, Karl* und *Alfred Karasek*: Das deutsche Volksschauspiel in der Batschka, in Syrmien und Slawonien. Marburg 1972; *Horak, Karl*: Das deutsche Volksschauspiel im Banat. Marburg 1975; *Ders.*: Das deutsche Volksschauspiel in Mittelungarn. Marburg 1977. Diese Bände gelten heute noch als maßgeblich, wenn man den gerade neu erschienenen Handbuchartikel „Volksschauspiel“ heranzieht, s. etwa beim o.g. Artikel von Puchner (wie Anm. 59).

Mensch aufrecht zu erhalten.⁶⁰ Auch dies macht den Bestand zu einem aussagekräftigen Unikat in genau diesem Zusammenhang, zu einer einzigartigen kulturanthropologischen Quellensammlung, soweit ich es überblicke. Sicher ist sie interessant auch für theologische Forschungen, wenn gewahrt wird, dass vom Weihnachtsfest nur noch die eine expressive und institutionalisierte, szenische Vermittlung der Bethlehems-Geschichte als Ausdrucks- und Überlieferungselement⁶¹ blieb – ohne die Messe, da Pfarrer und aller Kult fehlten, ohne Kirchengebäude als feierlicher sakraler Ort, ohne andere Requisiten wie etwa einem Weihnachtsbaum, ohne großes gemeinsames Mahl.

Als konkrete Beispiele seien drei genannt:

- 1) Im Lager Molin (deut.: Molidorf, ungar.: Mollyfalva, serbisches Banat, liegt südlich von Kikinda, ehemaliges Komitat Torontál), wurde für Weihnachten 1946 und/oder 1947 von einem sogenannten „Krippenspiel“ berichtet, das von 14–15-jährigen Mädchen aufgeführt worden sei. Unter einem ersten, „strengen“ jugoslawischen Lagerkommandanten sei die Aufführung nicht möglich gewesen; ein zweiter, „milder“ Lagerkommandant habe es zugelassen.⁶² Das Lager war für alte Menschen ab 60 Jahren, Kinder bis 14 Jahren und Mütter mit Kleinkindern vorgesehen. Die Siedlung selbst war 1.200 Einwohner groß gewesen. Als Internierungslager hatte es nach Angaben der Donauschwäbischen Arbeitsgemeinschaft in Österreich zwischen 5.000 und 7.000 Insassen; 3.000 Todesfälle waren zu verzeichnen.⁶³ Das Lager wurde 1948, nach anderen Angaben im April 1947 aufgelöst. 1956 zerstörte eine große Überschwemmung den Ort; die Dorfgemeinde existiert heute nicht mehr. Es gibt heute jedoch eine Gedenkstätte, die besichtigt werden kann.
- 2) Eine Archivadokumentation von 1952, nach dem Notat der Aussage der Zeitzeugin Katharina Engel, die mit dem „1. Triester Transport“ nach Piding gelangt war, lässt erkennen, dass und wie man etwa im Lager

60 Prosser-Schell, Michael: Kulturanthropologische Zugänge zum „Mysterienspiel“. Neue Aspekte zu einem klassischen Untersuchungsfeld der volkskundlichen Festforschung. In: Acta Ethnologia Danubiana. Az Etnológiai Központ Évkönyve, 13 (2011), S. 35–54, hier S. 46–48.

61 „Element“ war es tatsächlich, weil die szenische Aufführung als Kennzeichnung des Festtermins und als Signalisierung des Weitermachen-Wollens als Kulturwesen, mithin der Selbstbehauptung und Selbstvergewisserung hier wirklich elementar, also nicht mehr hintergebar und nicht mehr reduzierbar erscheint.

62 Notat 1952 von nicht näher bezeichneten „Leuten aus dem 4. Triester Transport“ im Auffanglager Piding. Nachlass Karasek, Regal III, Mappe „Volksschauspiel jugoslawisches Banat – Etschka-Liwada“.

63 <http://www.donauschwaben.at/arbeits-%20und%20vernichtungslager.html>, zuletzt eingesehen am 1.8.2015.

Hajdućica (auch: Hajduschitz oder Heideschütz) 1946 ein Weihnachtsspiel von jüngeren Frauen aus verschiedenen katholischen Dörfern, die aus ihren Erinnerungen eine Vorführung zusammenstellten, notdürftig gestaltet hatte: „Wir haben ja alle bei Weihnachtsspielen mitgespielt gehabt; da hat jede wollen, daß auch von ihrem Heimatdorf was mit hineinkommt. [...] Wir hatten damals im Hajduschitzer Lager einen guten Lagerleiter, einen Serben, der hat das geschehen lassen. Die Partisanen haben nicht [sic!] dagegen getan, haben zugeschaut.“⁶⁴

- 3) Auch „versteckte“, vor den Aufsichtsorganen des Partisanengouvernements verborgene Aufführungen wurden bezeugt. Nach einer 1952 protokollierten Mitteilung von zwei Frauen war ein „Bethlehemspiel“ in dem großen Internierungs- und Arbeitslager von Knićanin/Rudolfsgnad 1946 mit Kindern heimlich eingeübt worden: „Das ist aber doch gelungen und die waren fast so angezogen wie in normalen Zeiten. Wie das Spiel ist aufgeführt worden, da ging es heimlich von Haus zu Haus. Wir haben halt aufgepaßt, wenn kein Partisan in der Gasse gegangen ist, sind die Spieler schnell in das andere Haus hineingegangen und haben das Spiel vorgeführt [...] und die Leute haben fast überall Tränen geweint vor Freude und vor Erinnerung an die früheren Zeiten.“⁶⁵

Als Quellenmaterial, erfragt und aufgezeichnet seinerzeit in Piding und anderen Lagern von Alfred Karasek selbst, in erheblicher Menge auch von Mitarbeiterinnen wie Ida Knirsch und Magdalena Rieder, später zudem von Josef Lanz,⁶⁶ sind diese Belege längst noch nicht systematisch ausgeschöpft. Die entsprechenden Notate wurden dann in der „Volkskundlichen Sammlung Karasek“ in einem nach Ortsnamen gegliederten System hinterlegt und organisiert – wenn also Einwohner/-innen aus der Gemeinde „X“ im Internierungslager „Y“ ein Weihnachts-Spiel vorgetragen hatten, wurde es der (Herkunfts-)Gemeinde „X“ zugeordnet, nicht dem Ort „Y“, an dem das Lager sich befunden hatte. So ging die ganz besondere Tatsache unter, dass auch in den Internierungslagern diese Schauspiele von den Deportierten rudimentär und von Angehörigen verschiedener Herkunftsgemeinden praktiziert worden waren.

64 Nachlass Karasek, Regal III, Mappe „Volksschauspiel jugoslawisches Banat“ – „Hajduschitz“. Von drei Aufführungen im Kinderheim des Lagers ist die Rede.

65 Angaben gegenüber Alfred Karasek im Auffanglager Piding 1952. Nachlass Karasek, Regal III, Mappe „Volksschauspiel jugoslawisches Banat – Georgshausen“. In und bei Knićanin/Rudolfsgnad befand sich 1945–1948 ein Internierungs- und Arbeitslager für etwa 33.000 Personen.

66 Nach den Auswertungen von Josef Lanz fanden solche Spiele auch in Weinsberg/Baden-Württemberg zu Weihnachten 1952 und 1953 statt, s. Lanz, *Josef: Verpflanzung ostdeutscher Volksschauspiele durch Umsiedlung, Flucht, Vertreibung*. In: *Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen*, 3 (1957), S. 20–55, hier S. 28.

III. Aufzeichnungen sagenhafter Erzählstücke von Ungarndeutschen in der Zwischenkriegszeit durch Jenő Bonomi und Anna Loschdorfer

Bei einer 2012/2013 neu vorgenommenen Durchsicht der Dokumente „Erzählgut Ungarn/Sagensammlung Karasek“ hat sich herausgestellt, dass die bis dato publizierten und als gültig erachteten Angaben zum Umfang des Bestandes nicht ganz zutreffen. Im Unterschied zu der bis in die jüngste Zeit gültigen, von Walter Kuhn 1970 publizierten Bestandbeschreibung, die von insgesamt „6.200“ Texten beim „Erzählgut Ungarn/Sagensammlung Karasek“ sprach,⁶⁷ zeigte sich in der aktuellen, neuen Aufnahme des Bestands, dass genau 5.181 sagenhafte Erzähltexte aufbewahrt geblieben sind.⁶⁸ Es stellte sich weiter heraus, dass ein sehr hoher Anteil der Texte von Forscherinnen und Forschern aus der akademischen Germanistik Ungarns der 1930er-Jahre stammt: 2.295 Texte transkribierte „sagenhafte“ Erzähltexte konnten nachgewiesen werden, darunter Aufzeichnungen etwa von Rogerius Schilling, zudem von August Prettl⁶⁹ und von Johann Weidlein, – ganz überwiegend aber kommen sie aus den Felderhebungen Anna Loschdorfers und Eugen bzw. Jenő Bonomis. Als Aufzeichnungen von Bonomi sind 385 Erzähltexte erkennbar;⁷⁰ allein aber von Anna Loschdorfer kommen

67 Kuhn, Sprachinselforschung und Volkskunde (wie Anm. 1), hier S. 332. Die im Nachlass Karaseks heute noch sichtbare Angabe des numerus currens steht bei „6.600“ als letzter Zahl. S.a. Perlick, Alfred Karasek (wie Anm. 1).

68 Noch irrtümlich bei Fata, Márta: Volkskundliche Forschungen über die Ungarndeutschen vor dem politisch-ideologischen Hintergrund der Zeit zwischen 1918–1945. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 44 (2001), S. 1–34, hier S. 27, und bei Prosser, Michael: Zum Wandel der Funktion und des Traditionswertes von Sagen-Texten. Ein exemplarischer Problemaufriss aus der „Sammlung Karasek“. In: Jahrbuch für Europäische Ethnologie, 2 (2007), S. 45–62, hier S. 45. Dagegen finden sich erste gesicherte Hinweise bei Prosser-Schell, Michael: Volkskunde/Europäische Ethnologie und die „Donauschwaben“-Forschung. Ausgewählte prinzipielle und exemplarische Probleme. In: Jahrbuch für Europäische Ethnologie, 8 (2013), S. 199–212.

69 Prof. Dr. August Prettl war, soweit der Verf. es eruieren konnte, bis zum Kriegsende Lehrer und Direktor der Bürgerschule in Baja (Komitat Batschka). Vgl. Pfeil, Jakob: Die Schulgeschichte der Gemeinde Csavoly. In: Stadt Waiblingen (Hg.): Csavoly 1780–1980. Heimatbuch einer ungarndeutschen Gemeinde aus der Batschka. Waiblingen 1980, S. 131–152, S. 151.

70 Bonomis Aufzeichnungen sind erst in den späten 1950er- und den frühen 1960er-Jahren der Sagen-Sammlung zugewachsen und als „Erbe aus dem Osten“ zugeordnet worden. Vgl. den im Nachlass Karasek verbliebenen Briefwechsel mit Eugen Bonomi. Hier ist von Materialübersendungen betreffend „Sagen aus dem Ofener Bergland“ die Rede, die zwischen 1953 und 1961 an die Arbeitsstelle Karaseks gelangt waren. S. Brief Karasek an Bonomi vom 22.2.1963 und folgender Brief Bonomi an Karasek vom 7.3.1963, auffindbar im Ordner „Korrespondenz, Personen A–G“ im Nachlass Karasek. Zu Bonomi s.a. Retterath, Hans-Werner und Teresa Schätzle: Eugen von Bonomi und sein wissenschaftlicher Nachlass im

1.475 Aufzeichnungen, darunter 72 in ungarischer Sprache aufgenommene Stücke.⁷¹ Die Aufzeichnungen von Anna Loschdorfer allein übertreffen noch die Erhebungsmenge von Alfred Karasek mit 1.183 Texten im Bestand „Erzählgut Ungarn“. Daher sollte die ganze Sagensammlung eigentlich neu bewertet werden.⁷²

Bonomis und Loschdorfers Aufzeichnungen haben gegenüber vielen anderen, etwa gleichzeitigen „Sagen-Sammlungen“ den in methodischer Hinsicht überaus bedeutsamen Vorteil, dass genaue Angaben zur Aufnahmezeit sowie zu den Ortsnamen und zu den Namen der Erzählpersonen (mit deren Lebensaltern) sowie auch, in möglichst exakter Phonetik, die lokale/regionale Färbung des Dialekts stets mitaufgezeichnet wurden. Sie entspricht hier bereits den von Helmut Fischer jüngst referierten Pflichten einer wissenschaftlich notwendigen Dokumentation⁷³ unter prä-elektronischen Umständen (d.h. noch ohne Tonband und ohne Filmaufnahmegerät).

Um zur Charakteristik, Spezifik und Auslegungsmöglichkeiten dieser Materialien einiges mitzuteilen, sei anhand von Einzelbeispielen eine kurze, selektive Analyse unternommen. Erwähnt sei hier zum einen das Vorkommen zahlreicher Sagenstücke, die am Übergang zur technischen Welt die Figur des „Ingenieurs“ mit-thematisieren oder sogar sie schon als Protagonisten zeigen. Zwei Beispiele seien in Auszügen zitiert: Ein Stück kommt aus Bonomis Notaten, „Geisterhafter Ingenieur“ heißt die Geschichte. Das andere, überschrieben mit „Marksteinverleger – Ingenieure“/„Feuriger Mann“, kommt aus Anna Loschdorfers Aufzeichnungen in ungarischer Sprache.

Erzählperson für Bonomi war die damals 84-jährige „Frau Schießl“ (Aufnahme 1937 in Budakalász, einem Dorf im Ofener Bergland). Von Frau Schießl sind fünf Erzählungen überliefert, diese ist in der Form der Erlebnisse gestaltet: Sie habe die Geschichte in jungen Jahren von ihrem

Johannes-Künzig-Institut, Freiburg im Breisgau. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 49 (2007), S. 194–207.

71 Auffindbar im Nachlass Karasek, unter „Erzählgut Ungarn“, Reihe 05, Mappe 27, Nr. 72–144; darüber hinaus s. „Material Loschdorfer“ im Nachlass Karasek.

72 Dies sei gesagt, *ohne* die Bedeutung der umfangreichen gemeinsamen Buchveröffentlichungen von Alfred Cammann und Alfred Karasek grundsätzlich in Frage stellen oder schmälern zu wollen. Dort aber kommen Loschdorfers und Bonomis Aufzeichnungen und Daten kaum zur Geltung, vgl. *Cammann/Karasek*, Donauschwaben erzählen. Bde. 1–4 (wie in Anm. 1), veröffentlicht 1976–1979, also dann, als wieder Reisen in den damaligen „Ostblock“ möglich waren, aber schon nach Alfred Karaseks Tod 1970.

73 *Fischer, Helmut*: Dokumentation. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 14, 4. Lfg. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/Boston 2014, Sp. 1621–1626, hier insbes. Sp. 1623.

Vetter gehört, der zum Kormmahlen zur Mühle an der Donau gefahren sei. Dort sei „am Laund a Häar kschauntn, min Schinoogl [dialektal für: Ingenieur] isa äinikfoan, täa hot'n au(n)kreet, äa sul meisn, wie praad die Taana is. Äa hot iam a Khee(d)n kei(b)m, ti woa aus Kuld.“ [Am Flussufer sei ein Herr gestanden, der sei mit einem Ingenieur in die Mühle gefahren, und habe ihn aufgefordert, er solle messen, wie breit die Donau sei; dazu habe er ihm eine Kette gegeben (i.e. eine Messkette), die aus Gold gewesen sei.]. „Äa hot ksokt, äa sul am Wossa kee(n), äa wäat nät undakee(n). Äam hot's owa in di Taana kschmissn.“ [Der Herr habe ihm gesagt, er solle ans Wasser treten, er werde nicht untergehen. Und doch sei er in die Donau hineingefallen.]. Der Vetter der Erzählerin habe dann prophezeit, es werde etwas geschehen, weil der Mann im Fluss ertrunken sei, und tatsächlich sei sodann die Mühle drei Tage lang überschwemmt worden: „'S Wossar is äinikruna in die Müü(l)n. Träi Toog unt träi Noocht.“ [Das Wasser ist in die Mühle hineingelaufen. Drei Tage und drei Nächte.].⁷⁴

Die andere „Ingenieur“-Erzählung, die Anna Loschdorfer 1937 von einer 38-jährigen Erzählperson „Frau Gyurcsó, geb. Helene Nagel“ aus Garáb erhoben hat, sieht in schriftlicher Überlieferung so aus: „Egy mérnök itt mért. A Plahi féle birtokot Zsunyba. Mért, mért, oszt elméte. Ugy járkált tüzés léncokval holta után.“⁷⁵ [Ein Ingenieur hat hier gemessen, den Grundbesitz von Plahi im Meierhof Zsuny. Er hat gemessen und gemessen und falsch gemessen. Nach seinem Tod ist er mit feurigen (oder: glühenden) Ketten umhergegangen.].

Das Kriminalvergehen des „Falschen Maßes“ oder falschen Messens, des Markstein- bzw. Grenzsteinfrevels wurde seit dem Mittelalter in den erklärenden Legenden mit Irrsal oder Verdammnis des Frevlers auch nach dem Tode in der Jenseitswelt belegt, eben weil es ohne die Mittel der modernen Vermessungstechnik, sondern allein nur mit Erinnerungsbildern von Zeugen so schwer zu beweisen war.⁷⁶ Es ist bezeichnend, wie hier, in den Erzählungen der 1930er-Jahre, auch die Figur des Ingenieurs aufscheint und gleichsam einen Übergang bildet zwischen der alten, rein anschauungs- und zeugnisgestützten Grenzsteinsetzung und dem modernen, mit naturwissenschaftlich-technischen Methoden sich absichernden Markscheidewesen.

74 Nachlass Karasek, Reihe 05, Mappe 27, Nr. 176.

75 Zitiert nach den Original-Blättern von Anna Loschdorfer im Nachlass Karasek, hier: „Loschdorfer/Erzählgut aus dem Ungarischen“, Nr. 5/5296, unter Motivtitel „Feuriger Mann“.

76 Einen kurzen Hinweis zu den nach ihrem Tode geisterhaft umhergehenden, angstmachend umhergeisternden Seelen von Grenzfrevlern gibt Köhler, Ines: Grenze. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 6. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/New York 1990, Sp. 134–142, insbes. Sp. 137.

Man bemerkt an diesen Texten deutlich das Bemühen, die vorgetragene Sprechsprache und die zur erregenden Steigerung eingesetzten Lautmalereien und Flüche in der Schriftdokumentation wiederzugeben. So kommt man auf ihren methodischen Appell, sich „von bestimmten Werturteilen nicht irreführen“ zu lassen, weil – wie Loschdorfer es an anderer Stelle betonte – „sämtliche“ [Lieder eines Sängers] „von Belang sind“, und deshalb „vollständige, in jeder Hinsicht befriedigende Sammlungen“ anzulegen seien, um so Erkenntnisse „über das Volk selbst“ zu ermöglichen.⁷⁷ Gemeint ist in diesem Satz nicht in erster Linie „Volk“ als eine bestimmte Ethnie, sondern weiter gefasst als diejenige breite Bevölkerungsschicht, die in den rural geprägten Dörfern lebte und deren Leben rural bestimmt war.⁷⁸ Über dessen Tradierungsvorgänge (im Zusammenspiel oder in Unterschiedlichkeit, in Übernahmen, in Adaptionen oder im Austausch mit dem „magyarischen“ Umfeld) soll ein solcher Ansatz Erkenntnisse bringen. Gerade auch das Beispiel der Hereinnahme von moderner Technik (Eisenbahn) und die Thematisierung von „Ingenieuren“ in herkömmliche, gleichsam mittelalterliche Motive kann das gut belegen und sollte uns hinein in eine kulturanthropologische Kernfrage führen, hin zu Markierungen von Entwicklungs- und Veränderungsvorgängen in der Problemthematisierung und narrativen Problembearbeitung durch populäre „Sagen“ und „Legenden“: Sagen und Legenden erklären und legitimieren die Moral und die „raison d'être“ einer Gesellschaft in populärer, in einer nicht Instanz-bewehrten Weise, so hat das Arnold van Gennep zeitlos in seinem Buch zu „La Formation des Légendes“ deklariert.⁷⁹ Das Narrativ der populären Sage also formuliert nicht wie die Instanzen der Theologie, des Rechtswesens, der Philosophischen Ethik und der Erkenntnistheorie die Setzung und Begründung von Moralien, die gelehrt-

77 *Loschdorfer, Anna*: Grundsätzliches zur Volksliedforschung in den deutschen Sprachinseln Ungarns. In: *Neue Heimatblätter* (vormals: *Deutsch-Ungarische Heimatblätter*), 1 (1935/36), S. 1–7, hier S. 7.

78 Sowohl Loschdorfer wie Bonomi, der sich in seinem Aufsatz über die „Wilde Jagd“ auf den Naumann-Schüler Alfred Endter beruft, arbeiten unübersehbar mit der Theorie des Dualismus von „Gesunkenem Kulturgut“ und „Primitivem Gemeinschaftsgut“ des Germanisten Hans Naumann.

79 *S. Gennep, Arnold van*: *La Formation des Légendes*. Paris 1910, S. 263, „On remarquera qu'ici encore: la légende a la valeur d'une explication et d'une justification“. Legende bleibt in diesem Verständnis dennoch, obwohl er die folgende Definition nicht stringent am Material durchhält, eine Erzählung mit örtlichem Bezug im Inhalt, mit Bezug auf ein benennbares Individuum, und sie sei ein Gegenstand des – religiösen – Glaubens („croyance“). Eine Definition, die man zeitgenössisch auch in der deutschen Philologie finden konnte. In den „Sagen“ und „Legenden“, um es zu wiederholen und zu betonen, ist die Moral bereits gegeben, sie ist durch Instanzen schon vor-formuliert und vorhanden, sie können gegebenenfalls Teil der Unterhaltung sein und sind in und über die Erzählung als etwas Populäres zu untersuchen.

intellektuell elaborierten Auffassungen von Welt und Jenseitswelt, von dem, was als „gut“ und „böse“, was als „schön“ und „hässlich“ gilt, sondern *erklärt* und *veranschaulicht* das – in personalisierten Handlungsfolgen und erregenden Schreckbildern (Wer das und jenes tut, muss nach dem Tod mit glühenden Ketten umhergehen usw.), in bestimmten, konkreten Räumen (in diesem behaupteten Wald bei Buda/Ofen, an diesem angegebenen Donau-Ufer, an dieser unterstellten Grenzmarkierung, usw. usf.).

Nun seien zwei weitere Aufzeichnungen zitiert aus der gleichsam klassischen Motivgruppe des „Wilden Jägers“/der „Wilden Jagd“: Im folgenden Fall war die befragte Erzählperson ein Einwohner der Dorfgemeinde Csobánka im Ofener Bergland, „Georg Hüll (geb. 1866)“, die Erhebung Bonomis fand laut Kopfzeile des Papiers im „September 1935“ statt: „Vu täara Kschicht van Wültjaaga isas sou: Wäil i olt woa 12–15 Joa, in täara Zäit samma näi/n/kaunga af Oufm am Woachamoak mit ti Wäimpa. S woar in da Noocht. Unt wiama san kaunga too pan Wäi/n/toafa Wold, hauma scha khääat: njif, njif, njif, sou wi waun klaani Khaazl schräijn taatn. Unt täis hot tuat kmoocht, unt khaum hots tuat kmoocht, hots scha trunt in Wold kmoocht. Täis wo ata Wültjaaga.“⁸⁰ [Von dieser Geschichte vom Wildjäger ist es so: Als ich 12–15 Jahre alt war, in dieser Zeit sind wir hineingegangen auf Ofen (formuliert wie im bayerischen Dialekt, *und* wie im Ungarischen üblich: wie „Buda-ra“, „auf die Stadt Ofen“) zum Wochenmarkt mit den Weinbeeren. Es war in der Nacht. Und wie wir heimwärts gegangen sind in einem tiefen Wald, haben wir schon ein „Nijf“ gehört, so, wie wenn kleine Katzen schreien würden. Und es hat „Tuut“ gemacht, und dieses „Tuut“, kaum dass wir es hörten, ist es schon in den Wald hinunter verschwunden. Dies war auch der Wildjäger.]

35 Varianten des Erzählmotivs der „Wilden Jagd“/des „Wilden Heeres“ konnten über die EDV-Suchhilfe insgesamt im „Erzählgut Ungarn“ des Nachlass‘ Karasek eruiert werden. Dieses Motiv ist damit, soweit ich bislang sehe, das am zahlreichsten vorkommende im ganzen Korpus. Im Hinblick auf weitere Detailprobleme zitiere ich eine ungarische, von Anna Loschdorfer erhobene, ganz kurze Fassung. Aufzeichnungsdatum war der „24. August 1937“, als Erzähler wird ein „Andreas Koreny“⁸¹ angegeben, damals „72 Jahre alt“⁸²: „Azt kiabálták, mondják Alsó Told fölött: „Tutta-ta-

80 Nachlass Karasek, Reihe 05, Mappe 26, Nr. 110 (Altsig. Sagen-Sammlung Karasek, Ung./5149).

81 Die Erzählperson Koreny selbst kam aus Felsőtold; erzählt wird über Alsótold, ein Dorf im Komitat Nográd im nördlichen Ungarn nahe der Slowakei, das 2010 252 Einwohner zählte.

82 Nachlass Karasek, Reihe 05, Mappe 27, Nr. 83. Alle Erzählpersonen werden mit deutschen Namen angegeben oder haben magyarisierte Namen (etwa „Szarvas“ – „Hirsch“).

tá ta hajtá!‘ Az is szellem volt. Ott kiabálták Alsó Told fölött.“ [Man sagt, oben über Alsótold haben sie (die Wildjäger) so geschrien: „Tutta-ta-tá ta hajtá⁸³!“ Das war auch ein Geist. Dort über Alsótold haben sie geschrien.]

In den Aufzeichnungen begegnet wieder eine an die mundartliche Erzsprache und *ebenso* eine an bestimmte Lautmalereien (Wimmern, Heulen, Schreien) engstens angenäherte Transkription. Sie ist phonetisch sehr viel exakter als etwa in Alfred Karaseks und Walter Kuhns Aufzeichnungstexten. Neben der starken Hervorhebung des ortsüblichen Dialekts fällt in der Transkription also auch die Berücksichtigung des Schreiens, Rufens, Wimmerns und Schluchzens (mit der „Njif“-Phonetisierung) auf. Als Texte, die man materialisiert auf Papier nur lesen, nicht aber sensorisch hören kann, wirken sie gegenwärtig – wie soll man es sagen? – etwas schlicht, seltsam und vielleicht sogar etwas kindlich: einfach deshalb, weil ein Typoskript nicht „klingt“, weil die physische und lautliche Ausmalung nicht mehr empfangen werden kann. Die Übertragung in Typoskript-Blätter als materialisierter Niederschlag der Erhebung, die im Karasek-Nachlass als „Erzähl-Gut“ bezeichnet wurden, sind ja etwas anderes als die Botschaft der eigentlichen Erzähl-Handlung: Kulturanthropologisch betrachtet, macht eine solche Transkription die analysewilligen Rezipienten indirekt noch immer darauf aufmerksam, dass zum Darbieten und zum Rezipieren eines solchen Erzähltextes die Variationen der Stimme, die Physiognomik, Gestik und Gebärden gehört haben, dass dazu eine darauf eingestellte soziale Situation, mit dem gemeinsamen Resonanzkörper von Erzählpersönlichkeiten und Rezipientengruppe gehört haben – mit anderen Worten, dass das Erzählstück jeweils ein *Werk* stimmlich-verbaler sowie non-verbaler, gestischer Kommunikation war – und ebenso ein *Sozialtatbestand*. Loschdorfer subsumiert diese Kulturphänomene (wie etwa sagen- und märchenhafte Erzählungen, Liedersingen, Feste-Ausüben) unter dem Sammelbegriff „Unterhaltungen“: „Unterhaltungen, [die in den] zumeist mit äußerst harter Arbeit verbrachten Alltags des bäuerlichen Lebens“ für das „nötige Gleichgewicht“ sorgten⁸⁴ – hier also Schauergeschichten in einer Zeit ohne Fernsehgeräte, und Schauergeschichten in einer Zeit noch ohne elektrische Wege-Beleuchtung, in der jeder Mensch vorstellungsmäßig wusste, was es auslöst, wenn man nachts beim Gehen im dunklen Wald auf das Gehör verwiesen ist und Geräusche auf einen eindringen.

83 Zur Erläuterung: „Hajtá“ war der ungarische Anfeuerungsruf, der gegenüber Jagdhunden verwendet, aber auch beim Angriff von den Soldaten der ungarischen Armee herausgebrüllt wurde.

84 *Loschdorfer*, Grundsätzliches zur Volksliedforschung (wie Anm. 77), S. 4.

Die hier verschriftet wiedergegebene Klangadaption des Katzentons erinnert gleichfalls daran, dass es spezialisierte Rezitatoren, dass es Erzählerpersönlichkeiten gab, die sich eigens auf die stimmlich-mimisch elaborierte Darbietung hin eingeübt hatten und über ein Repertoire von zahlreichen Erzählstücken verfügten. Von dem hier genannten Georg Hüll allein lassen sich in Bonomis Sammlung insgesamt zwölf Einzelerzählungen eruieren.

Die Quintessenz eines Erzählstücks als Werk und als Sozialtatbestand besteht ja darin, dass mit dem Können und Vermögen der Erzählperson die Attraktivität und Bonität einer Erzählung steigt oder fällt.⁸⁵ Wie bei jeder Verschriftlichung aber ist, obwohl der Personenname der Erzähler/-innen, der „Überlieferungsträger/-innen“ literal zugeordnet blieb, der Charakter der „Sage“, die das Gesagte untrennbar mit der Person verknüpfen muss, nun verschwunden. Die eigentümliche soziale Bindungskraft und ebenso die eigentümliche ästhetische Faszination des Erzählvorgangs, die die Aufzeichner sehr wohl kannten und die einer der Gründe ihrer umfangreichen Sammlungstätigkeit war, gehen dabei verloren. Nunmehr sind Erzähler/-in und Erzähltes getrennt, erst jetzt, materialisiert, fixiert, unflüchtig, lassen sich die Texte unter „Erzähl-Gut“, „Sagen-Schatz“ oder kulturellem „Erbe“ registrieren.⁸⁶ Ganz generell ist jedoch der Versuch der phonetisch sehr eng dem Erzählakt angenäherten Transkription der Texte sowie die exakten Angaben zur Erhebungssituation (Erhebungs-Ort, -Zeit, Erzählerpersönlichkeiten, gegebenenfalls „Erzählkreis“) hier noch einmal deutlich hervorzuheben. Mit ihren transkribierten Lautmalereien und Ausrufen lassen sie noch indirekt erkennen, dass das Erzählen ein sozialer, gemeinschaftsbedeutsamer Vortragsakt inmitten von Publikum und ein künstlerisches „Werk“ war – und damit kulturell-prinzipiell dem Liedersingen verwandt. Vor allem aber bieten die detaillierten Aufzeichnungen von Bonomi und Loschdorfer durch die Notationen von Ort und Erzähl-Datum, von

85 Man vergleiche hier die Ergebnisse der Arbeiten von *Dégh, Linda*: Erzählen, Erzähler. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 4. Hg. von Kurt Ranke u.a. Berlin/New York 1984, Sp. 315–342, oder der vier Bände von *Cammann/Karasek*, Donauschwaben erzählen (wie Anm. 1). Cammann hat das Können und Vermögen der Erzählperson zu zeigen versucht, indem der Textausgabe Abbildungen der Erzählerpersonen und der Erzählszenen beigegeben wurden. Man sieht anhand der Bildtableaus in Bd. 1, S. 474, S. 483, Bd. 2, S. 530, S. 533, und insbesondere in Bd. 3, S. 468–469, 476–479, gestenreich agierende Erzähler und Erzählerinnen – ohne Ton. Vgl. hierzu auch den aktuellen Artikel über die dem ganz entsprechende Volkskundlerin *Olga Nagy: Voigt, Vilmos*: Nagy, Olga. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 14, 4. Lfg. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/Boston 2014, Sp. 1755–1757.

86 Vgl. dazu *Bammé, Arno*: Homo occidentalis. Von der Anschauung zur Bemächtigung der Welt. Zäsuren abendländischer Epistemologie. Velbrück 2011, S. 540; *Ong, Walter J.*: Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen 1987, S. 106 (englischsprach. Original: London 1982).

Namen und vom Alter der Erzählpersönlichkeiten methodisch gesehen noch einen zentralen Vorteil: Indem sie derart erst die Möglichkeit noch für heute schaffen, die damals notierten Personennamen gegebenenfalls archivalisch aufzusuchen, kann wesentlich sicherer konstatiert werden, dass die Erzählungen auch so tatsächlich stattgefunden haben: In einem mit Hilfe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und deren Studien- und Stipendienprogramm *Domus (Hungarica)* begonnenen und geförderten Projekt konnten von einem Mitarbeiter und einer Mitarbeiterin des IVDE Freiburg bestimmte Ortsbestände (gemeindebezogene Akten) des Pest Megyei Levéltár (deut.: Archiv des Komitats Pest, Budapest/Ungarn) durchgesehen werden.⁸⁷ In einer ersten Tranche waren dies die Vereinsakten des Untergespan-Amtes 1876–1949, bezogen auf einzelne Gemeinden, darunter auch Csobánka.⁸⁸ Über die Vereinsakten etwa lassen sich die Namen von Erzählpersonen tatsächlich noch heute außerhalb von Bonomis Schriften verifizieren und in der Dorfgesellschaft sozial, familiär und berufsständisch näher einordnen. Die ungarische staatliche Aktenüberlieferung (hier: Pest Megyei Levéltár) weist etwa die oben genannte Erzählperson „Georg/György Hüll“ als Mitglied des Agrarvereins in Csobánka aus.⁸⁹ Gerade wegen dieser Mitgliedschaft ist es so wichtig, die sozialen und ökonomischen/gewerblichen Bezüge darzustellen, in denen eine Erzählerpersönlichkeit steckte: Georg Hüll erzählte Naturgeschichten von pfeifenden Tieren und heulenden Geistern und war zugleich im Agrarverein zur Verbesserung der modernen, maschinellen Landwirtschaftstechnik engagiert.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Motivgruppe „Wilde Jagd“/„Wilder Jäger“/„Wildes Heer“. Bonomi hat in einem 1936 erschienenen Aufsatz 30 Stücke aus den verschiedenen Dörfern zusammengestellt und die Motivik, die in ihnen verbalisiert wird, aufsummierend beschrieben.⁹⁰ Sonach bezeichnet die „Wilde Jagd“/„Wilder Jäger“ insgesamt einen Zug von unerlösten,

87 Törökbalint, Perbál, Harta, Hajós, Csobánka, in geringerem Umfang Császartótlés, Vaskút, Bácsalmás, Sign.: IV./52. 477 PPSkk alapsz., 1888–1944 (–1950) des PML (Pest Megyei Levéltár [Archiv des Komitats Pest, Budapest/Ungarn]) sowie Akten des Kalocsai Érseki Levéltár (Bischöfliches Archiv Kalocsa) zur Gemeinde Hajós, die die Religions- und Kirchenangelegenheiten betreffend. Ein besonderer Dank für die finanzielle und praktische Unterstützung der Erhebungs- und Forschungstätigkeit des Verf. gilt der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Magyar Tudományos Akadémia), Budapest, mit ihrem Studien- und Stipendienprogramm *Domus (Hungarica)*, Aufenthalt im September/Oktober 2012.

88 PML, IV./52.477: Csobánka (wie in Anm. 87); s.a. *Walper, Franz*: Csobánka: Beiträge zur Geschichte eines Nationalitätendorfes im Ofner Bergland in Ungarn und Erinnerungen. St. Pölten 1986.

89 PML, IV./52.477: Csobánka (wie in Anm. 87).

90 *Bonomi, Eugen*: Die Sage vom wilden Jäger und von der wilden Jagd in der Umgebung von Ofen (Ungarn). In: *Süddeutsche Forschungen*, 1 (1936), S. 275–286.

irrenden Seelen, die als Menschen mit schweren, sündhaften Verfehlungen Sünden beladen und/oder ohne Versorgung mit Sterbesakramenten (also ohne Übergangsritus, ohne Taufe, ohne Beichte, ohne Krankensalbung, ohne rituellen Abschluss) den Tod gefunden hatten. Sie können deshalb nicht ruhig in die vorgesehenen Jenseits-Bereiche eingehen, sondern müssen geisterhaft-irrend in einer Zwischen-Sphäre (nicht Jenseits-, nicht Diesseits-Welt) umherschweifen und machen sich den Lebenden körperlos bemerkbar. Dieses geht ja aus den beiden oben zitierten Stücken nicht ohne weiteres hervor, sondern wird erst nach einer systematischen Zusammenstellung und im Vergleich klar. Im Wesentlichen aber entspricht Bonomis additive und synthetisierende Konklusion damit genau derjenigen für ganz Europa formulierten und überblickenden Charakteristik, die auch im jüngsten thematisch einschlägigen, mit maßgeblichem Anspruch erstellten Grundlagenbeitrag zur „Wilden Jagd“ im Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung als kennzeichnend beschrieben ist.⁹¹

In der Schauer-Sage von der „Wilden Jagd“ werden zwei kulturanthropologisch zentrale Probleme codiert und zugleich durch Einholen in Erzählmuster sozusagen populär „erklärt“ (nicht theologisch, nicht philosophisch, sondern populär erklärt): Das eine Problem betrifft die kulturell erwirkte, angstbesetzte Ungewissheit im Zusammenhang mit einem sakramental unversorgten Tod im Wissen um den hier *fehlenden* Übergangsritus, der den Übergang vom Leben in den Tod sozusagen „fertigt“ und abschließt. Das andere Problem betrifft die Furcht, die jemanden beim unwegsamen Gehen durch die Dunkelheit eines nächtlichen Waldes ergreift, wenn gleichzeitig Windböen in den Baumkronen ein heulendes Geräusch erzeugen. Das genau entspricht sinnlich der furchtbesetzten Vorstellung des Umherirrens zwischen Himmel und Erde, der Vorstellung des ruhelosen Ziehenmüssens der Seele auf der Suche nach einem Ruheort, wenn sie in der Vorstellung der Lebenden weder dem Jenseits noch dem Diesseits zugehören kann (Derartige, auch legendenhafte Erzählmotive als Ausdruck dieser Vorstellung sind übrigens, wie schon van Gennep darlegen konnte, nicht allein an *bestimmte* Konfessionen oder Religionsgemeinschaften gebunden.).

Eugen bzw. Jenő Bonomi und Anna Loschdorfer haben im damaligen akademischen Diskurs sowohl in ungarischer wie in deutscher Sprache publiziert. Der Volkskundler Bonomi war der akademische Assistent Jakob Bleyers. Er trug den italienischen Namen seines Großvaters, eines aus Verona eingewanderten Apothekers. Dessen Sohn war ungarischer Zollbeamter gewor-

91 *Kindl, Ulrike*: Wilde Jagd. In: Enzyklopädie des Märchens. Bd. 14, 2. Lfg. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u.a. Berlin/Boston 2012, Sp. 796–804.

den und hatte eine Banater „Schwäbin“ geheiratet; die Familie wohnte in Werschetz.⁹² Wie Bleyer also, dessen Familie ebenfalls in einem Ort, der nach 1920 nach Jugoslawien eingegliedert wurde, ansässig war,⁹³ ging Bonomi nach Budapest, um dann an der damaligen Pázmány-Universität Germanistik zu studieren. Im *Ofener Bergland* und vor allem in der noch bäuerlich geprägten Großgemeinde Budaörs (wenig westlich von Budapest) unternahm er umfangreiche Erhebungen und Untersuchungen, die schließlich in eine Doktorarbeit mündeten: „Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában – tekintettel Budaörs környékére“ [„Das Kirchenjahr der deutschen Gemeinde Budaörs in Sprache und Brauch (mit Rücksicht auf die Budaörser Umgegend)“].⁹⁴ Eben dies, die Kultur der religiösen (Alltags-)Praxis („religiöse Volkskunde“), war ein Schwerpunkt seiner Untersuchungen, wenn man seine zahlreichen publizierten Arbeiten auch zum Wallfahrtswesen und anderen christlich-konfessionell geprägten, populären Kult- und Brauchformen sieht. Daneben hat er zahlreiche sagenhafte Erzählungen aufgenommen, die weniger stark in seinen Veröffentlichungen thematisiert sind. Die Gemeinden des Ofener Berglandes behielt er ausdrücklich als gemischt-ethnisches Siedlungs- und somit gemischt-ethnisches *Untersuchungs-Gebiet* (wo Magyaren, Deutsche, Serben, Slowaken und Roma „zusammenwohnen“⁹⁵) im Blick.

Über Anna Loschdorfers Lebenslauf und ihre Familienherkunft weiß man bislang sehr wenig; sie war Gymnasialprofessorin in Budapest und hat sich in der wissenschaftlich-volkskundlichen Kulturanalyse insbesondere als Volkslied-Forscherin einen Namen gemacht.⁹⁶ Ihr herausragender Publikationsbeitrag in deutscher Sprache ist sicherlich derjenige über „Grund-

92 S. bei *Tafferner, Anton*: Dr. Eugen von Bonomi (1908–1979) zum Gedächtnis. In: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, 23 (1980), S. 280–302, hier S. 281.

93 Bleyers Familie betrieb einen Bauernhof in Dunacséb/Tscheb (südliche Batschka), heute Čelarevo in Serbien.

94 Erschienen Budapest 1933.

95 *Bonomi*, Das Kirchenjahr der deutschen Gemeinde Budaörs (wie Anm. 94), Vorwort, S. 1: „Az említett községek sorában vannak olyanok is, ahol a németek magyarokkal, szerbekkel, és tótokkal laknak együtt.“ [In dieser Reihe (der Bergland-Dörfer, Anm. des Verf.) gibt es Gemeinden, wo Deutsche mit Ungarn, Serben und Slowaken zusammenwohnen, das ist eigens zu erwähnen.].

96 Nußbaumer reiht Loschdorfer irrtümlich in den österreichischen Forscherinnenkreis ein. S. *Nußbaumer, Thomas*: Das Ostmärkische Volksliedunternehmen und die ostmärkischen Gaausschüsse für Volksmusik. Ein Beitrag zur Geschichte des Österreichischen Volksliedwerkes. In: Haid, Gerlinde/Ursula Hemetek/Rudolf Pietsch (Hg.): *Volksmusik – Wandel und Deutung. Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag.* (Schriften zur Volksmusik, 19). Wien 2000, S. 149–172, hier S. 152. *Loschdorfer, Anna*: Volkslieder aus der deutschen Kolonie Veszprémfajz im südlichen Bakonyerwalde in Ungarn. In: *Das deutsche Volkslied*, 37 (1935), S. 89–90, S. 109–110, S. 131–139.

sätzliches zur Volksliedforschung in den deutschen Sprachinseln Ungarns“.⁹⁷ Ebenfalls hat sie in der wissenschaftlichen Zeitschrift der Magyar Néprajzi Társaság [der Ungarischen Volkskundlichen Gesellschaft] „Ethnographia-Népélet“ auch in ungarischer Sprache publiziert, etwa über die Rolle deutscher/„schwäbischer“ Dörfer des Bakony-Gebiets in der ungarischen Volkstradition: „Bakonyi német (sváb) falvaink szerepe a magyar népi hagyományokban“.⁹⁸ Wer also von der „Rolle unserer deutschen (schwäbischen) Dörfer des Bakony-Gebiets“ in der „ungarischen Volkstradition“ schreibt, sieht die Sache als einen der Bestandteile der (Volks-)Kultur Ungarns und ordnet sie innerhalb der ungarischen Kultur ein: Die schwäbischen Dörfer („falvaink“ – „unsere Dörfer“) mit den deutschsprachigen Erzählungen seien Bestandteil der ungarischen Volkstraditionen („magyar népi hagyományok“ – ausgegangen wird also von mehreren diversen Traditionen Ungarns).

Die schiere Zahl der von ungarndeutschen Akademikern aufgezeichneten und im Nachlass Karasek des IVDE Freiburg unter „Erzählgut Ungarn“ lagernden Erzählstücke war *als Masse* bisher noch unentdeckt. Und auch in diesem Zusammenhang fällt auf, dass die starke Verdeutlichung und Bemühung um den jeweils lokalen oder regionalen Dialekt auch im Schrifttext sich eben von den Erhebungen Alfred Karaseks, Grete Horaks, Erna Piffel-Mosers und Walter Kuhns unterscheidet. Im deutschsprachigen Diskurs ist in den letzten Jahren sehr viel über die von Walter Kuhn beim Wiener Professor Arthur Haberlandt vorgelegte Doktorarbeit „Deutsche Sprachinselforschung“ (so der Titel der Dissertation 1934) und die von seinen genannten Kollegen und Kolleginnen verfolgte Richtung der „Deutschen Sprachinselforschung“ geschrieben worden. Eine umfassende Erörterung der einschlägigen Aufnahmen und Erhebungen aus Ungarns akademischen Institutionen der germanistischen Volkskunde wie derjenigen von Eugen Bonomi und Anna Loschdorfer stehen indessen noch weiter an.

97 Loschdorfer, Grundsätzliches zur Volksliedforschung (wie Anm. 77).

98 Loschdorfer, Anna: Bakonyi német (sváb) falvaink szerepe a magyar népi hagyományokban. In: Ethnographia – Népélet, 46 (1935), S. 76–79 (auch vorhanden in der Bibliothek des IVDE Freiburg, Sig.: L 16/22).

Hans-Werner Retterath

Der „Volkstumsarbeiter“ Emil Maenner – Anmerkungen zu seiner Biografie und seinem Nachlass im IVDE Freiburg

Zum Hintergrund der „Volkstumsarbeit“ Maenners

Von Johannes Künzig ist bekannt, dass er ab 1930 zahlreiche Studienfahrten zu den ethnischen Deutschen in Südosteuropa unternommen hat. Jedoch vor ihm gab es schon andere, die auch mit volkskundlichem Interesse diese Bevölkerungsgruppen besucht hatten. Dazu zählt auch Emil Maenner. Viele Fach- und Hobbyvolkskundler dieser Zeit sahen in solchen Fahrten die Chance, im Deutschen Reich verloren gegangenes „Volksgut“, wie z.B. Sagen, Märchen oder Volkslieder, in den „deutschen Sprachinseln“ noch entdecken zu können. Mit dem wissenschaftlichen Interesse war meistens auch ein nationalpolitisches verbunden. Der verlorene Erste Weltkrieg mit seinen hohen Reparationsleistungen und der gesunkene Status des Bildungsbürgertums förderten bei vielen deutschen Akademikern eine nationalkonservative Grundeinstellung. War schon im Krieg das Interesse an den Deutschen und Deutschstämmigen im Ausland allgemein gestiegen, so sorgten danach besonders die ethnopolitischen Auseinandersetzungen in den jungen mittelosteuropäischen Staaten dafür, dass die Beschäftigung mit den „Auslanddeutschen“ ab Mitte der 1920er-Jahre im Deutschen Reich zu einer regelrechten „Mode“¹ wurde. Hieran beteiligten sich auch zahlreiche Volkskundler. Mit den Forschungen in den „Sprachinseln“ wollten sie nicht nur das „Deutschtum“ großer Teile der Bevölkerung nachweisen, sondern auch das eigene Renommee als Wissenschaftler steigern. Während bei den einen – etwa bei Johannes Künzig – das wissenschaftliche Interesse dominierte, stand bei anderen – wie bei Emil Maenner – die Volkstumspolitik eindeutig im Vordergrund.

1 „Auslanddeutschtum“ sei „ein vielgenanntes Schlagwort und ein volkspolitisches „Mode“ziel geworden“, dem sich im Gegensatz zu früher Laien wie Wissenschaftler eifrig widmeten. *Grothe, Hugo*: Die Betreuung des Auslanddeutschtums. In: Kölnische Zeitung, Nr. 537, 3.9.1927, unpag. Mit ähnlichen Worten eröffnete 1927 Präsident Theodor Wanner die Jahresversammlung des Deutschen Ausland-Institutes (DAI): „Allzusehr ist vielerorts das Problem des Auslanddeutschtums in eine Modesache ausgeartet und zu einer Art Vereinssport geworden.“ Die Jahresversammlungen des DAI. In: Der Auslandsdeutsche, 10 (1927), Nr. 12, Juni, S. 408–420, S. 409.

Ein weiterer Punkt darf zur Begründung des nationalpolitischen Engagements nicht übersehen werden, nämlich Maenners katholische Konfessionszugehörigkeit. Katholiken galten wegen des universalistischen Ansatzes ihrer Konfession und ihrer Position im längst beendeten Kulturkampf in nationalen Kreisen als „unsichere Kantonisten“. Diesen Vorbehalten, aber auch der protestantisch-nationalliberal geprägten Nationalkultur aus den Zeiten des Kaiserreiches wollte der deutsche Katholizismus entgegenarbeiten. Deshalb widmete sich die katholische Kirche seit Anfang der 1920er-Jahre unter anderem stärker den Deutschen und Deutschstämmigen im Ausland. Hierzu war schon im Oktober 1918 in Koblenz der Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen ins Leben gerufen worden. Neben diesen Gründen gab es noch einen ganz praktischen: Infolge des Versailler Vertrags und der Volksabstimmungen ging das Deutsche Reich vieler Grenzregionen verlustig. Da in diesen Gebieten mehrheitlich Katholiken wohnten, bewirkte dies eine zusätzliche Hinwendung zu nationalpolitischen Aktivitäten.² Über diese „neuen“ Auslandsdeutschen hinaus wurden nun die schon länger bestehenden zahlreichen Verbindungen zu Auslandsdeutschen intensiviert. Daher konnte bald in der Führerzeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA) vermeldet werden: „Die großen Jahresversammlungen der Katholiken Deutschlands haben in den letzten Jahren die alte Tradition des Interesses für das Auslandsdeutschtum in erhöhtem Maße aufgenommen.“³ Das Zitat entstammt einem kurzen Bericht über den Katholikentag in Stuttgart 1925. Caritas-Präsident Prälat Benedikt Kreutz hatte dort eine Rede gehalten mit dem Titel „Das Auslandsdeutschtum, unsere brennende Sorge“. Da die „völkische Schutzarbeit“, „Deutschtumsarbeit“ oder „Volkstumsarbeit“ an der Basis vor allem von der Lehrerschaft betrieben wurde, fühlten sich auch katholische Pädagogen wie Maenner zu einem Engagement aufgerufen.

Die Beleuchtung der vorgenannten fachwissenschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen trägt wesentlich zum Verständnis von Maenners volkstumpolitischer und populärwissenschaftlicher Tätigkeit sowie seiner Person bei. Wirklich vervollständigt wird dieses Bild aber erst durch einen Blick in die Biografie Maenners. Erst ein solches Hintergrundwissen ermöglicht einen adäquaten Zugang zum Nachlass und der sachgerechten Kontextualisierung der Nachlassmaterialien. Daher werden im Folgenden Maenners Vita und seine Aktivitäten genauer behandelt.

2 *Richter, Reinhard*: Nationales Denken im deutschen Katholizismus der Weimarer Republik. Diss. Münster 2000. Münster u.a. 2000, S. 301.

3 Das Auslandsdeutschtum auf dem Katholikentage. In: *Deutsche Arbeit*, 25 (1925/26), H. 2, Nov. 1925, S. 89f., S. 89. Der kurze Bericht war der Zeitschrift wohl von katholischer Seite zugesandt worden.

Maenners Biografie: Volkstumspolitisches Engagement als dominierendes, unhinterfragtes Element

Emil Adolf Johannes Maenner entstammte einer Kaiserstühler Familie und wurde am 26. September 1888 in Freiburg geboren.⁴ Seine Kindheit verlebte er in der nahen Kleinstadt Waldkirch, wo sein Vater Johann Baptist als Chordirigent und Organist in der katholischen Kirche wirkte. Seine höhere Schulbildung erhielt er an der Oberrealschule in Freiburg.⁵ Nach dem Abitur studierte Emil Maenner vom Wintersemester 1907/08 bis 1912 an der Freiburger Universität Philologie. Er belegte Veranstaltungen in Latein sowie Sprach- und Literaturwissenschaften (Deutsch, Englisch, Französisch).⁶ Im April 1912 bestand er sein Staatsexamen für das wissenschaftliche Lehramt an höheren Schulen und war danach an Schulen in Heidelberg und Mannheim tätig. 1914 heiratete er die gebürtige Freiburgerin Emilie Strohm (1887–1962). Mit dem Schuljahr 1915/16 wurde Maenner dem Weinheimer Realgymnasium zugeteilt. Er zog aber erst im August 1916 nach Weinheim.⁷ Am Ersten Weltkrieg nahm Maenner nur kurz – und dies nicht an der Front – teil. Um die Jahreswende 1915/16 war er für zweieinhalb Monate zum Militär eingezogen worden. Wegen seiner schwachen Gesundheit wurde er als „untauglich“ entlassen. Die fehlende Kriegsteilnahme bedeutete in nationalkonservativen Kreisen eine Schwächung der gesellschaftlichen Reputation. Die Behebung dieses „Defizits“ dürfte eine erhebliche Motivation für Maenners großes volkstumpolitisches Engagement gewesen sein: Galt es doch, den Makel der Nichtzugehörigkeit zur „Schützengrabengeneration“ durch erhöhten volkstumpolitischen Einsatz auszugleichen. Nach dem Militärintermezzo arbeitete Maenner als Lehrer in Weinheim, wo er bis zu seiner Pensionierung 1951 hauptsächlich das Fach Deutsch unterrichtete. In der jungen Weimarer Republik ging seine berufliche Karriere rasch voran, denn im April 1920 wurde ihm der Professorentitel verliehen.

4 Vgl. zur Vita u.a. *Valentin, Anton*: Professor Emil Maenner 75 Jahre alt. In: *Der Donauschwabe*, 13 (1963), Nr. 39, 29.9.1963, S. 4.

5 Immatrikulation am 30.10.1907, Universitätsarchiv (UA) Freiburg, Matrikelverzeichnis 1907–1911, A 66, Nr. 11, Wintersemester 1907/08, Nr. 383.

6 Studien- und Sittenzeugnis vom 15.5.1911, UA Freiburg, B 44, Nr. 139, 255.

7 Einwohnermeldekarteiblätter, Stadtarchiv (StA) Weinheim, Rep. 3, Nr. 173 und Nr. 176.

Maenner war schon in seiner Studienzeit mit dem Gedankengut des VDA in Berührung gekommen. Als junger Lehrer wurde er dann aktiv. In Weinheim gründete er beispielsweise am Realgymnasium, an dem er unterrichtete, eine VDA-Schulgruppe. Bald hatte er auch die Leitung der Weinheimer VDA-Ortsgruppe inne. Als der langjährige Leiter des badischen Landesverbandes Wilhelm Groos (1849–1934) Anfang 1923 das Amt altersbedingt aufgab, wurde Maenner am 23. September 1923 als neuer Vorsitzender gewählt.⁸ Schon vor seiner Wahl hatte er in Baden neue Gruppengründungen initiiert, was er nach seiner Wahl fortsetzte, so dass es Ende 1923 neben wiederbelebten Gruppen zehn neue VDA-Gruppen gab.

Bald schuf sich Maenner ein Propagandaorgan für den Landesverband: die „Westmark“ (vgl. Abb. 1). Der Name war für ihn Programm. Da das Elsass 1919 an Frankreich zurückgefallen war, befand sich Baden an der Reichsgrenze, was Maenner zu einem „Weckruf“ veranlasste.⁹ Der verschlafene „badische Michel“ sollte aufwachen und „auch ohne Waffen in mannhafter Gesinnung und wehrhaftem Geist die Wacht am Rhein [...] halten“. In militantem Stil konstatierte er: „Grenzländer sein heißt Kämpfer sein!“ Der „badische Michel“ habe „heilige Pflichten an stammesverwandtem Volkstum zu erfüllen“. Die Elsässer und auch die Deutschen an der Donau stünden im Kampf wie die Badener selbst. Abschließend forderte Maenner in seiner großdeutschen Propaganda zum VDA-Beitritt und zum Eintreten für die Rechte der Auslandsdeutschen auf. – Wenn auch diese Worte vor dem Hintergrund der 1923 erfolgten Besetzung des Ruhrgebiets und der Unterstützung der rheinischen Separatisten durch Frankreich gesehen werden müssen, so offenbaren sie doch die harsche national-militante Diktion Maenners und des VDA, die das deutsche Volk dies- und besonders jenseits der Reichsgrenzen sakralisierte und die unbedingte Unterstützung der Auslandsdeutschen verlangte.

Als Landesvorsitzender war Maenner nicht nur zu Werbevorträgen und Gruppengründungen im Deutschen Reich unterwegs. Da dem Landesverband Baden 1923 Ungarn als Betreuungsgebiet zugewiesen worden war, unternahm er um Ostern 1924 eine erste, siebenwöchige Reise dorthin.¹⁰ Hier lernte er das Führungspersonal der ungarndeutschen Minderheit kennen,

8 VDA. Jahres-Bericht 1923, S. 20f.

9 Der Landesvorsitzende: Michel, wach auf! In: Westmark, 1 (1924), Nr. 4, 1.7.1924, unpag.

10 *Maenner, Emil*: Das erstmal in Ungarn. Ein Erinnerungsblatt aus dem Jahr 1924. In: Unser Hauskalender, 1959, S. 47–50. Als Ergebnis der Reise hatte er 180 Fotos gemacht, mit denen er sich den badischen Ortsgruppen für Vorträge anbot. Westmark, 1 (1924), Nr. 5, Okt., unpag.



Abb. 1:
Westmark, 1 (1924),
Nr. 4, Nachlass
Maenner, 4/1/003

vorneweg Jakob Bleyer (1874–1933).¹¹ Der Germanistikprofessor Bleyer amtierte nach der Niederschlagung der ungarischen Räterepublik für mehr als ein Jahr als Nationalitätenminister und war von 1920 bis zu seinem Tode 1933 Parlamentsabgeordneter. Mitte 1923 hatte er maßgeblich die Gründung des Ungarländischen Deutschen Volksbildungsvereins (UDV) betrieben, dessen geschäftsführender Vorsitzender er bis zu seinem Tode blieb. Es dürfte ein besonderer Erfolg für Maenner gewesen sein, dass er im Juli 1930 seinen Freund Bleyer auf dem Badener Heimattag in Karlsruhe empfangen konnte. Bleyer referierte dort zum Thema „Das Deutschtum im Ausland mit besonderer Berücksichtigung Ungarns“. Als Ergebnis dieser engen Verbindung wurde auf Maenners Anregung hin neun Monate nach Bleyers Tod am 15.

11 *Fata, Márta*: Jakob Bleyer. Der Politiker, der für die ungarndeutsche Doppelidentität kämpfte. In: <http://www.dzm-museum.de/deutsche-ungarn/download/bleyer.pdf>, zuletzt eingesehen am 31.8.2015. Bleyer war in den Kreisen der „völkischen Schutzarbeit“ nicht unumstritten, da er in Verbindung mit der Volksabstimmung vom Dezember 1921 gegen die Angliederung des Oedenburger Gebiets an Österreich eingetreten war.



Abb. 2: Bleyer-Denkmal in Weisenbach-Au an der Murg, September 2015 (Foto: Retterath)

September 1934, dem „Tag des deutschen Volkstums“, in Au im Murgtal (heute Ortsteil von Weisenbach) ein Gedenkstein für Bleyer eingeweiht (vgl. Abb. 2), da einer seiner Urgroßväter von dort nach Ungarn ausgewandert war.¹²

Neben der Pflege der Erinnerung an seinen Freund Bleyer ging es Maenner bei der Denkmalsetzung hauptsächlich um die Stärkung der Beziehungen des „Mutterlandes“ zu den „Auslanddeutschen“. Dazu boten sich die genealogischen Verbindungen an, zu denen er in Kirchenbüchern und Archiven umfangreiche Recherchen angestellt hat. Über die Aufdeckung dieser Verbindungen konnten verwandtschaftliche und geografische Beziehungen (re)aktiviert werden. Was auf den ersten Blick als private oder heimatkundliche Angelegenheit erschien, konnte allerdings schnell politisch instrumentalisiert werden, was auch in der NS-Zeit mit Hilfe der regionalen

12 *Maenner, Emil*: Badener in Südosteuropa. 1. Ungarn und rumänisches Banat. (Volksdeutsche Lesehefte für Schule und Haus, 2). Weinheim 1935, S. 12, zu Bleyer allgemein S. 10–13; Gedenkstein für Bleyer enthüllt. In: *Der Volksdeutsche*, 10 (1934), Nr. 20, 15.10.1934, S. 9 und Foto S. 3 (jeweils ohne Erwähnung Maenners).

Forschungsstellen geschah. Indem mittels einer bekannten Person – hier Jakob Bleyer – die Verbindung exemplarisch hergestellt wurde, erhielt diese Übung eine größere Aufmerksamkeit und konnte so eine Vorbildwirkung entfalten.

Über die Mittelsmänner des UDV lernte Maenner nicht nur die Siedlungen der Deutschen in Ungarn kennen, sondern auch die an Ungarn angrenzenden in der Batschka, im rumänischen Banat und in Siebenbürgen. Dort suchte er in fast jährlichen Reisen zahlreiche deutsche Dörfer auf, wobei sich besonders enge Beziehungen zu Guttenbrunn (rumän.: Zăbrani) und Saderlach (rumän.: Zădăreni) im rumänischen Teil des Banats entwickelten.

1927 war Maenner erstmals im Auftrag des VDA nach Guttenbrunn gekommen.¹³ Durch den alemannisch klingenden lokalen Dialekt aufmerksam geworden studierte er die Kirchenbücher in den auslanddeutschen Gemeinden und versuchte, die darin enthaltenen Herkunftsangaben in Deutschland zu verifizieren. Hierbei stellte er als überwiegende Herkunftsregion der ersten Siedler den Odenwald fest. Nach diversen Studien fand er überdies heraus, dass der völkische Dichter Adam Müller-Guttenbrunn väterlicherseits aus Fürth im Odenwald stammte. Auf Maenners Betreiben hin wurde am 3. Juni 1934 dort im Beisein von ca. 20 Guttenbrunnern, der Ehefrau und Tochter des Dichters, Vertretern des VDA, des Deutschen Ausland-Instituts (DAI), des Vereins „Badische Heimat“ und von Schulbehörden ein Gedenkstein für den Schriftsteller enthüllt. In seiner Ansprache bezeichnete Maenner „unsere lieben Landsleute aus dem Südosten“ als „einen unveräußerlichen Teil unserer großen deutschen Volksgemeinschaft“ und „treue Bürger des rumänischen Staates“.¹⁴ Damit wurde in emotionalisierender Weise die „Volksgemeinschaft“ in den Vordergrund gestellt; der Verweis auf die rumänische Staatsangehörigkeit geriet dabei zur blutleeren, rationalen Floskel.

13 *Maenner, Emil*: Guttenbrunn. Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat. (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, Reihe B [Wissenschaftliche Arbeiten], 10). München 1958 [96 S.], S. 66. Die anderslautende Angabe 1926 dürfte wohl falsch sein. *Mergel, Peter*: Vom Forschen und Finden zur Patenschaft. In: Guttenbrunner Nachrichtenblatt, 9 (2003), Folge 1, Nr. 17, Juni, S. 12–18, S. 13.

14 Einweihung des Adam Müller-Guttenbrunn-Gedenksteins zu Fürth im Odenwald (einseitiger Bericht ohne weitere Angaben), Nachlass Maenner, 4/1/129; Denkmal für Adam Müller-Guttenbrunn eingeweiht. In: *Der Volksdeutsche*, 10 (1934), Nr. 13/14, 1.7.1934, S. 8. Die Inschrift des Steins lautete: „Dem deutschen Dichter des Banates Adam Müller-Guttenbrunn die Odenwälder Heimat“. – Müller-Guttenbrunn (geb. 1852 in Guttenbrunn, gest. 1923 in Wien) war ein deutsch-österreichischer Schriftsteller, Journalist, Theaterautor und -direktor und kurzzeitig Nationalrat. Seine Werke spiegeln eine antimoderne, antisemitische und deutschnationale Haltung wider. Eine Reise 1907 ins Banat motivierte ihn zu zahlreichen donauschwäbischen Heimatromanen, weshalb er auch als „Erzschwab“ bezeichnet wurde.

Solche Gedenksteinsetzungen verfolgten die Absicht, die Bevölkerung der binnendeutschen Orte zu Kontakten mit den auslanddeutschen Siedlungen anzuregen. Zudem wurden auch wechselseitige Besuche propagiert. So wollte Maenner beispielsweise im August 1936 mit einer Gruppe von 30 Personen, meist Pädagogen, auf Gegenbesuch in Guttenbrunn.¹⁵

Ein weiteres wichtiges Reiseziel Maenners war Saderlach.¹⁶ Erstmals hatte er dieses Dorf im August 1927 in Begleitung des Neu-Arader Advokaten Franz Neff besucht, der aus Saderlach stammte. So fand er schnell Kontakt zur Bevölkerung. Besonders faszinierte ihn der Gebrauch des alemannischen Dialekts, so wie er es von seinen Kindertagen im Breisgau her kannte. Als Ergebnis dieser Fahrt veröffentlichte Maenner ein Saderlach-Heft,¹⁷ und später animierte er die dörfliche Führungsschicht zu einem Besuch Badens. Die Gelegenheit bot sich 1930 anlässlich des Badener Heimattages, dessen Ehrenausschuss Maenner angehörte.¹⁸ So kamen sechs Saderlacher (Lehrer Andreas Eisele mit Frau, Dorfarzt Dr. Josef Weiß und die begüterten Bauern Josef Neff und Hans Müller sowie der Kleinbauer Johann Wagner, dessen Vater Notar gewesen war)¹⁹ nach Karlsruhe und besuchten danach den Hotzenwald, da man damals noch glaubte, dass fast alle Saderlacher Neuansiedler von dort emigriert seien.

Neben seiner VDA-Tätigkeit war Maenner noch als Sänger aktiv. Er fungierte lange Jahre als Erster Vorstand des Singvereins Weinheim 1842 e.V., nämlich von 1920 bis 1937 und von 1945 bis 1948.²⁰ 1937 kam es wohl aus politischen Gründen zu mehreren personellen Veränderungen im Verein;

15 *Herrschaft, Hans*: Guttenbrunn. Timișoara-Temeschburg o.J. [ca. 1937], S. 77f.

16 *Maenner, Emil*: Chemmet ine! Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart des Alemannendorfes Saderlach im rumänischen Banat 1737/1937. Weinheim 1937, S. 11–13.

17 *Maenner, Emil*: Saderlach. Eine Schwarzwälder Gemeinde im Banat. Weinheim 1927. Vgl. das Manuskript im Nachlass Maenner, 1/1/024.

18 Festschrift zum Badener Heimattag Karlsruhe 1930. Hrsg. von der Badischen Presse. Karlsruhe 1930. Auf dem Heimattag referierte Bleyer am 14.7.1930 über „Das Deutschtum im Ausland mit besonderer Berücksichtigung Ungarns“. Die Ausstellung „Badener im Ausland“ wurde gezeigt und eine „Volkskundgebung für das Deutschtum im Ausland und in unseren Kolonien“ abgehalten.

19 *Mühlbach, Franz*: Die Ereignisse in Saderlach von 1937 bis heute im Zusammenhang mit den sozialpolitischen Veränderungen in Rumänien, erlebt von einem Zeitgenossen. In: Burger, Johann (Hg.): Saderlach 1937–1987. Festschrift zur 250-Jahrfeier. Lebensweg einer deutschen Gemeinde im rumänischen Banat. Hrsg. von der Heimatortsgemeinschaft Saderlach. Emmendingen 1987, S. 58–86, S. 59.

20 *Horsch, Daniel*: 110 Jahre Singverein Weinheim 1842 e.V., In: Festschrift zum 110jährigen Jubiläum des Singverein Weinheim 1842 e.V. – 5., 6., 7. Juli 1952. o.O. o.J. [Weinheim 1952], S. 17–39, und Listen der Musikdirektoren und Vereins-Vorstände in ebd., S. 40 (auch vorhanden im StA Weinheim, Rep. 36, Nr. 9357).

Maenner wurde mit der Ernennung zum Ehrenvorsitzenden abgefunden. Sein Engagement als Sänger bedeutete für Maenner eine höchst sinnvolle Ergänzung seiner Arbeit im VDA. Auch wenn er kein Amt in der Führung des Badischen Sängerbundes und des Deutschen Sängerbundes innehatte, so warb er wohl wie kaum ein Zweiter in diesen Organisationen für den „auslanddeutschen Gedanken“.²¹ Auf seine Anregung hin war der Badische Sängerbund Mitglied des VDA geworden und in Verbindung mit dem Besuch des 10. Deutschen Sängerbundfestes 1928 in Wien nutzte Maenner die Gelegenheit zu zehn volkstumpolitischen Ansprachen.²² Einmal mehr wird George Mosses These bestätigt, dass die Sänger neben Turnern und Schützen eine der drei Vereinsgruppen waren, die in Deutschland massiv an der „Nationalisierung der Massen“ – so sein bekannter Buchtitel – mitgewirkt haben.²³ Setzte der VDA in seiner offiziellen Politik zwecks Stärkung der deutschen Ethnien im Ausland vor allem auf Schulen, so betonte Maenner als einer der führenden Protagonisten des „deutschen Liedes“ immer wieder die förderliche Wirkung der Aktivitäten der deutschen Gesangsvereine für die auslanddeutsche Sache.

Ein Artikel im Jahrbuch des Deutschen Sängerbundes von 1933 verdeutlicht Maenners Auffassungen.²⁴ Er begriff die deutschen Gesangsvereine im Ausland als „die Vorposten des deutschen Liedes“²⁵. Mit der Skizzierung ihrer vorbildlichen Rolle begründete er seine Forderungen nach Schaffung eines „Auslandamtes“ im Sängerbund und nach einer Kooperation mit dem

21 Maenner sei „einer der besten Kenner der Verhältnisse“, urteilte der langjährige Hauptschriftleiter der Deutschen Sängerbundeszeitung. *Ewens, Franz Josef: Jahresrundschau*. In: Jahrbuch des Deutschen Sängerbundes, 8 (1933), S. 33–76, S. 70. – Hier danke ich Helmke Jan Kheden, der mich vor einiger Zeit auf Maenners Engagement im Deutschen Sängerbund hingewiesen hat.

22 VDA Jahresbericht für 1927, S. 85, und VDA Jahresbericht für 1928, Anhang S. 10.

23 Mosse verweist auf den Bismarck zugeschriebenen Ausspruch: „Turner, Sänger und Schützen sind des Staates beste Stützen“. Ferner hebt Mosse das Interesse der Sänger an den Auslandsdeutschen hervor. *Mosse, George L.: Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich*. Frankfurt/New York 1993, S. 176 und 170.

24 *Maenner, Emil: Die volksdeutsche Bedeutung des Frankfurter Sängerbundesfestes*. In: Jahrbuch des Deutschen Sängerbundes, 8 (1933), S. 83–89. Vgl. auch das gleichnamige Manuskript im Nachlass Maenner, 3/011. Der Artikel war vermutlich im Herbst 1932 verfasst worden. – Maenner hatte schon früher in einem Prachtband des Deutschen Sängerbundes zu dieser Thematik publiziert: *Maenner, Emil: Deutsches Volk und Lied im Auslande*. In: *Ewens, Franz-Josef (Hg.): Deutsches Lied und deutscher Sang. Deutsche Sangeskunst in Vergangenheit und Gegenwart*. Eingeleitet von Karl Hammerschmidt. Karlsruhe/Dortmund 1930, S. 284–314.

25 *Maenner, Die volksdeutsche Bedeutung des Frankfurter Sängerbundesfestes* (wie Anm. 24), S. 86.

VDA. Dabei umriss er sein volkstumpolitisches Credo, das von einem „unlösbaren Zusammenhang zwischen Sprache, Lied und Schule“²⁶ ausging. Er sah nicht nur die deutsche Sprache als Bedingung für das deutsche Lied an, sondern offenbarte auch sein gesellschaftspolitisches Selbstverständnis: „Ohne die deutsche Sprache gibt es kein deutsches Lied, ohne deutsche Familie und deutsche Schule aber gibt es keine deutsche Sprache! Wer also das deutsche Lied erhalten und pflegen will, der muß dafür sorgen, daß ihm vor allem in der deutschen Schule eine gute sprachliche Grundlage gegeben werde.“²⁷

Als Anfang 1933 die Macht an die NSDAP übergeben wurde, schaltete sich der VDA Mitte 1933 selbst gleich. Er benannte sich in „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“ um, führte das Führerprinzip ein und wurde in seiner Diktion offen aggressiv. Hatte schon der alte VDA häufig vom „Volkstumskampf“ gesprochen, so wurde nun die Betreuung zurückgestellt und die „volksdeutsche Wehrpflicht“ propagiert.²⁸ Maenner geriet weniger von innen als von außen unter Druck. Die Belastung dieser Zeit läßt sich dem Bericht von einer Südtirolreise im August 1933 entnehmen: Auf Schloss Juval konnte er ungestört die Einsamkeit genießen, „die Balsam ist für meine Seele, in vollen Zügen wie ein Hirsch, der nach langer Hetzjagd zu einer frischen Waldquelle gelangt.“²⁹ Maenner war trotz seiner deutsch-nationalen Einstellung bald nicht mehr tragbar und wurde im Frühjahr 1934 als Landesvorsitzender abgesetzt.³⁰ Auch im Weinheimer Stadtrat wurde Ende Januar 1934 gegen ihn Beschwerde geführt: Er habe Schülern Schreibebeiten für den VDA übertragen.³¹ Laut Selbstzeugnis hatte ihn der VDA-Reichsleiter Hans Steinacher schon am 11. Oktober 1933 mangels ausreichender Rückendeckung bei der badischen Landesregierung gebe-

26 Ebd., S. 88.

27 Ebd.

28 *Jacobsen, Hans-Adolf* (Hg.): Hans Steinacher. Bundesleiter des VDA 1933–1937. Erinnerungen und Dokumente. (Schriften des Bundesarchivs, 19). Boppard 1970, Dok. Nr. 27, S. 114–147, S. 115.

29 Sommerfahrt 1933, S. 6 [Nach S. 12 fehlen die restlichen Seiten.], Nachlass Maenner, 3/006.

30 Die Absetzung Maenners löste bei manchen seiner Mitarbeiter einigen Unmut aus. So bezeichnete einer ihn Mitte 1934 als „unseren alten badischen Landesobmann“. *Häßler, J[oseph]*: Auswandererforschung zeigt neue Wege. In: *Der Volksdeutsche*, 10 (1934), Nr. 13/14, 1.7.1934, S. 7.

31 Vermerk zur Stadtratssitzung vom 31.1.1934, StA Weinheim, Rep. 15, Fach 185, Heft 10. Von Maenners Rücktritt kündigt ein kurzer handschriftlicher Vermerk vom 31.3.1934, ebd.: Die Sache sei mit dem Schulleiter besprochen und die Arbeiten künftig eingestellt worden. „Inzwischen hat Prof. Maenner seine Ämter im V.D.A. niedergelegt.“

ten, seine Position als Landesführer zur Verfügung zu stellen.³² Dem hatte er angeblich zugestimmt und bis Ende Januar 1934 das Amt noch kommissarisch weitergeführt. Auf Maenners Vorschlag wurde dann das Amt auf seinen Stellvertreter, den Karlsruher Gasversorgungstechniker Prof. Dr. Karl Gustav Bunte (1878–1944), übertragen.³³ Die Geschäftsstelle des Landesverbandes Baden wurde zum 1. März von Weinheim nach Karlsruhe verlegt.³⁴ Wohl um alte VDA-Mitglieder nicht zu sehr zu konsternieren, wurde ihm Mitte Februar 1934 die höchste VDA-Auszeichnung verliehen, nämlich „die große silberne Ehrenplakette für Deutschtumsarbeit“³⁵. In der Bekanntgabe der Ehrung in der Mitgliederzeitschrift „Der Volksdeutsche“ wurde er noch als „Landesführer des VDA in Baden“³⁶ bezeichnet; eine Notiz über seine Absetzung oder die Ernennung seines Nachfolgers findet sich in der Zeitschrift nicht. Bunte übertrug Maenner die Leitung der Forschungsstelle „Badener im Ausland“. Diese im gesamten Deutschen Reich verbreiteten regionalen Forschungsstellen versuchten insbesondere über die „Sippenkunde“, aber auch durch Reisen und Heimatbriefe Kontakte zu den Nachfahren von deutschen Auswanderern im Ausland herzustellen, was zu einer höchst umfangreichen, politisch nutzbaren Datenbasis führte.³⁷ Obwohl Maenner wie kaum ein anderer in Baden wegen seines genealogischen Wissens und der Kenntnisse von Land und Leuten im donauschwäbischen Raum für die Leitung der Forschungsstelle geradezu prädestiniert war, wurde er auch aus diesem Amt entfernt.

32 Schreiben Maenners an die Spruchkammer Weinheim vom 2.1.1947, Generallandesarchiv (GLA) Karlsruhe, Spruchkammerakte, 465 p, Nr. 3191.

33 Vgl. *Jacobsen*, Hans Steinacher (wie Anm. 28), S. 119, und die wenig kritische Biografie von *Kipnis, Alexander*: Bunte, Karl Gustav, Chemiker. In: *Badische Biografien*. Neue Folge. Bd. 5. Stuttgart 2005, S. 37–39. Bunte war mindestens seit 1930 Maenners Vertreter im Landesvorstand gewesen. Flugblatt zum „Hilfstag für das Grenz- u. Auslandsdeutschtum 1930, *Badische Landsleute in Stadt und Land!*“, StA Weinheim, Rep. 15, Fach 185, Heft 10.

34 Mitteilung des Landesschatzmeisters des VDA-Landesverbandes Baden vom 2.6.1934 (Poststempel) an das Bürgermeisteramt Weinheim, StA Weinheim, Rep. 15, Fach 185, Heft 10.

35 Silberne Ehrenplakette. In: *Der Volksdeutsche*, 10 (1934), 1.3.1934, Nr. 5, unpag. Vgl. die kaum differierenden Notizen: Hohe Auszeichnung. In: *Weinheimer Nachrichten*, Nr. 40, 16.2.1934, Seitenangabe unbek. (auch in: StA Weinheim, Rep. 15, Fach 185, Heft 10), und Ehrenvolle Auszeichnung. In: *Weinheimer Anzeiger*, Nr. 39, 15.2.1934, S. 4.

36 Silberne Ehrenplakette (wie Anm. 35).

37 Zu den Forschungsstellen vgl. Retterath, Hans-Werner: *Deutscher Amerikanertum und Volkstumsgedanke. Zur Ethnizitätskonstruktion durch die auslandsdeutsche Kulturarbeit in der Zwischenkriegszeit*. Diss. Marburg. Marburg 2003, S. 371f. <http://archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2003/0646/pdf/Retter.pdf>, zuletzt eingesehen am 31.8.2015.

Trotz dieser Schwierigkeiten konnte Maenner noch im August 1936 einen kurzen populärwissenschaftlichen Aufsatz von einiger Reichweite über die Entwicklung seiner Forschungen zum ersten Jahrbuch für auslanddeutsche Sippenkunde beisteuern.³⁸ Der kleine Artikel liest sich wie ein Rechenschaftsbericht; jedoch wurde sein Inhalt zensiert. Anhand des im Nachlass vorhandenen Manuskripts³⁹ lassen sich folgende größere Unterschiede im Vergleich mit der Druckfassung feststellen: Erstens fehlt nach der Erwähnung des Besuches im Alemannendorf die betonende Ergänzung „– ein Alemanne bei Alemannen! –“. Möglicherweise wollte der Herausgeber Maenners überholtem partikularistischen Stammesbezug die Spitze nehmen. Zweitens wurden die Ausführungen zu seiner Entlassung aus der Forschungsstelle „Badener im Ausland“ stark geschönt, gekürzt und der Name seines mittlerweile abgesetzten Nachfolgers in der badischen VDA-Führung, Bunte, ausgemerzt. Drittens wurde nach der Erwähnung des Denkmals für Adam Müller-Guttenbrunn der Hinweis auf das Bleyer-Denkmal in Au gestrichen.

Für die badischen Nationalsozialisten war Maenner keine unbekannte Person. In Weinheim waren die Nazis schon in den 1920er-Jahren überproportional stark vertreten, was vor allem auf den späteren NS-Ministerpräsidenten von Baden, Walter Köhler, zurückging. Der war 1897 in Weinheim als Sohn einer eingessenen protestantischen Kaufmannsfamilie geboren worden. Maenner unterrichtete an Köhlers ehemaliger Schule, die er bis zur Obersekunda besucht hatte. Für Köhler muss es eine besondere Herausforderung gewesen sein, die Pädagogen an „seiner“ Schule auf Linie zu bringen, erst recht was katholische Lehrer betraf. Das war nicht einfach, wie Ingeborg Wiemann-Stöhr schreibt: „Schwieriger [als in der Weinheimer Volksschule] hatten es die Nationalsozialisten im deutschnational geprägten Gymnasium mit gewichtiger katholischer Fraktion“⁴⁰. Nur ein Lehrer

38 *Maenner, Emil*: Sippenkundliche Arbeit auf dem Gebiet des Auslandsdeutschtums in Baden. In: Jahrbuch für auslanddeutsche Sippenkunde. Bd. 1. Stuttgart 1936, S. 147f. Der Beitrag erschien wort- und satzgleich auch in: *Der Auslandsdeutsche*, 19 (1936), H. 9, Sept., S. 678f. Das Jahrbuch erschien als Festgabe zur Jahrestagung des DAI (24.–27.8.1936).

39 Sippenkundliche Arbeit auf dem Gebiet des Auslandsdeutschtums in Baden. Nachlass Maenner, 3/005. Für eine Zensur spricht auch die Tatsache, dass auf der letzten Seite beider Abdrucke noch genügend Platz für zwei bis drei weitere Sätze gewesen wäre.

40 *Wiemann-Stöhr, Ingeborg*: Die Stadt Weinheim 1925–1933. Untersuchungen zu ihrem wirtschaftlichen, sozialen und politischen Profil. Hrsg. im Auftrag der Stadt Weinheim an der Bergstraße. (Weinheimer Geschichtsblatt, 37). Weinheim 1991, S. 91. Von ca. 2.400 badischen Nationalsozialisten zählte 1928 über ein Zehntel zur Weinheimer Ortsgruppe. Bei Wahlen erzielte die NSDAP stets überdurchschnittliche Ergebnisse und wurde bei den Landtagswahlen 1929 mit 26,7% (Land Baden 7%) erstmals stärkste Partei. Ebd., S. 79–92 und S. 198.

sei nach einer Angabe von 1928 „Parteigenosse“ gewesen. Maenner wurde trotz seiner deutschnationalen Einstellung im Gegensatz zu vielen anderen kein Parteigenosse.⁴¹ 1931 hatte er in einem Bericht, dessen Adressat (noch) nicht bekannt ist, nach dem Besuch einer Reichstagsitzung ein vernichtendes Urteil über die NSDAP gefällt: „Fürwahr, die radikale Rechte steht in ihrem Benehmen hinter den Kommunisten nicht zurück, – sie übertrifft sie vielfach an Rohheit und Gehässigkeit.“ Nationale Opposition müsse sein, aber so lange die Nationalsozialisten so vorgingen, würden sie „jede sachliche Verhandlung unmöglich“ machen und „die unheilvollen Gegensätze, die unser Volk zerklüften“, verschärfen.⁴² Vermutlich um seine Lehrerexistenz und seine führende Position im VDA zu retten, trat er im Dezember 1933 dem NS-Lehrerbund bei.⁴³ Diese Zwangslage konnte er wohl belegen, denn er wurde im Januar 1947 laut Spruchkammerbescheid als „nicht belastet“ eingestuft.

Maenner nahm seine sukzessive Degradierung nicht ohne weiteres hin. Er verwandte auch 1936 noch Papier mit dem VDA-Briefkopf und suggerierte damit den Empfängern, dass er nach wie vor noch eine Funktion im VDA-Landesverband bekleide. So hatte er im Mai 1936 mit einem solchen Papier badische Schulen angeschrieben und um die Teilnahme an einer „Volkstumsfahrt“ nach Guttenbrunn geworben. Die Verantwortlichkeit des VDA dementierte der „alte Kämpfer“ und Ministerialdirektor Paul Frank als neuer Landesleiter des VDA in einem Rundschreiben an alle Schulen in Baden: „Das Unternehmen der Fahrt nach Guttenbrunn ist eine rein private Angelegenheit des Herrn Prof. Maenner, Weinheim, der auch allein die Verantwortung trägt. Der Landesverband Baden des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland ist dabei in keiner Weise beteiligt.“⁴⁴ Damit war Maenner endgültig aus der offiziellen Volkstumspolitik verdrängt worden. Darüber hinaus enthielt das Rundschreiben eine indirekte Warnung, mit ihm zusammenzuarbeiten oder gar an der Fahrt teilzunehmen.

41 Mitgliederkartei NSLB Baden Ma–Ne, Bundesarchiv (BArch) Berlin-Lichterfelde, NS 12/1608.

42 5. Reise nach Berlin zur Hauptvorstandssitzung 6.–9. Februar [1931], Sammlung von fünf Berichten, Nachlass Maenner, 3/009.

43 Mitgliederkartei NSLB Baden Ma–Ne (wie Anm. 41). Maenner war ferner von 1934 bis 1945 Mitglied des NSV und von 1937 bis 1945 förderndes Mitglied der Allgemeinen SS. Von Maenner ausgefüllter Meldebogen vom 4.5.1946, GLA Karlsruhe, Spruchkammerakte, 465 p, Nr. 3191.

44 Rundschreiben der Leitung des VDA Baden (Frank) an die Direktoren der Schulen vom 25.5.1936 (Zitat im Original unterstrichen), Archiv des Humboldt-Realgymnasiums Karlsruhe XIX b; StA Weinheim, Rep. 36, Nr. 4304 (Kopie).

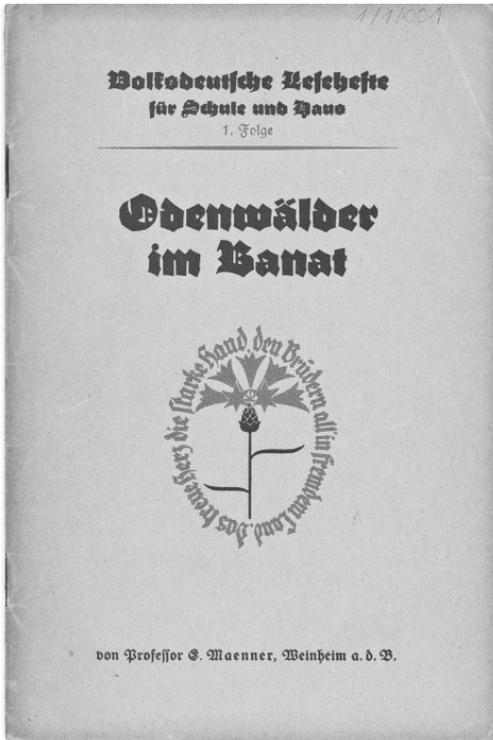


Abb. 3:
Heft 1 der Reihe „Volksdeutsche
Lesehefte für Schule und Haus“,
Nachlass Maenner, 1/1/001

Um überhaupt noch volkstumpolitisch tätig sein zu können, hatte Maenner sich 1934 mit den „Volksdeutschen Leseheften für Schule und Haus“ im gleichnamigen Verlag eine populär gehaltene Publikationsreihe geschaffen, in der bis 1937 vier Veröffentlichungen von ihm erschienen (vgl. Abb. 3).⁴⁵ Die ersten drei Hefte zierte auf dem Umschlag das alte VDA-Motto „Das treue Herz die starke Hand, den Brüdern all‘ in fremdem Land“ mit einer stilisierten Kornblume. Betonte schon das erste Heft den Gedanken der Volksgemeinschaft, so steigerte sich dies bis zum dritten. Darin verweist er zudem auf das neuerwachte völkische Hochgefühl, „das uns das kraftvolle Wirken des Führers und seiner Bewegung geschenkt hat“⁴⁶. „Über

45 Odenwälder im Banat. (Volksdeutsche Lesehefte für Schule und Haus, 1). Weinheim 1934 [32 S.]; Badener in Südosteuropa. 1. Ungarn und rumänisches Banat. (Volksdeutsche Lesehefte für Schule und Haus, 2). Weinheim 1935 [32 S.]; Pfälzer in aller Welt. Ein volksdeutsches Leseheft für Schule und Haus. Weinheim 1936 [32 S.]; Chemmet ine! Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart des Alemannendorfes Saderlach im rumänischen Banat 1737/1937. Weinheim o.J. (1937) [120 S.].

46 Maenner; Pfälzer in aller Welt (wie Anm. 45), S. 3, vgl. auch S. 32.

alle staatlichen Grenzen hinweg“ bilde das deutsche Volk „in Blut und Geist, in Gesinnung und Wollen eine unauflösliche Einheit“. Da der Bezug auf die NS-Bewegung erst 1936 erfolgte, ist anzunehmen, dass Maenner dies hauptsächlich tat, um seine Aktivitäten zu Guttenbrunn und Saderlach – hier besonders die Reisen – zu fördern bzw. nicht zu gefährden. Bei der vierten Publikation, dem Saderlach-Buch, fehlen sowohl Bezüge zur Volksgemeinschaft als auch zum Nationalsozialismus. Das verwundert nur auf den ersten Blick, denn es sollte nicht nur im Reich, sondern auch im rumänischen Saderlach verteilt werden. Maenner wollte damit dem rumänischen Staat keinen Grund zur Konfiszierung seiner Schrift geben.

Das Saderlach-Buch „Chemmet ine!“⁴⁷ war für Maenner eine persönlich sehr wichtige Publikation; es spiegelt zudem seine starke emotionale Bindung an die Banater Gemeinde wider. Er hatte es der „Alemannengemeinde Saderlach“ zu ihrer 200-Jahrfeier gewidmet, deren Feierlichkeiten zur Ortsgründung Saderlachs für den August 1937 angesetzt worden waren. Es scheint sich hier ein Wettkampf zwischen Maenner auf der einen Seite sowie Künzig und Frank auf der anderen entwickelt zu haben, wer und wie das „Mutterland“ bei der Jubiläumsfeier repräsentieren sollte. Jedenfalls plante Maenner einen Besuch, aber auch Künzig und Frank zusammen mit vier Gruppen (jede ca. 20 Personen).⁴⁸ Bei seinem Saderlach-Besuch 1936 hatte Maenner seinen Saderlacher Freunden gegenüber versprochen, „ein Heimatbuch“ zu verfassen und es bei dem Fest „als Geschenk des alemannischen Mutterlandes“ überreichen zu lassen.⁴⁹ Aus letzterem lässt sich schließen, dass Maenner sich nicht ganz sicher war, ob er bei der 200-Jahrfeier würde dabei sein können, was angesichts des Konflikts um die Guttenbrunn-Fahrt 1936 nicht verwundert. Aufgrund seiner Archivistudien konnte er im Buch zeigen, dass nicht nur Hotzenwälder nach Saderlach emigriert waren, sondern auch viele Menschen aus den umliegenden Regionen. Die nicht unbedingt neue Erkenntnis verdichtete er in der Zwischenüberschrift „Nicht Hotzendorf, sondern Alemannendorf Saderlach!“⁵⁰ Das war eine Attacke auf das Verständnis der Reisegruppe um Frank und Künzig, die die Saderlacher als Nachfahren der rebellischen Salpeterer bzw. Hotzenwälder betrachtete.⁵¹ Hiermit stand auch der Vorwurf fehlender wissenschaftli-

47 *Maenner*, Chemmet ine (wie Anm. 16 = Anm. 45).

48 Vgl. die Teilnehmeraufflistung in *Burger* (Hg.), Saderlach 1737–1987 (wie Anm. 19), S. 19f.

49 *Maenner*, Chemmet ine (wie Anm. 16), V.

50 *Maenner*, Chemmet ine (wie Anm. 16), S. 60.

51 Während Künzig selbst den „alemannische[n] Charakter Saderlachs“ betonte, scheint doch im Inhaltsverzeichnis seines Saderlach-Buches der Hotzenwald als „Schwarzwälder Urheimat der Saderlacher“ auf. *Künzig, Johannes* (Hg.): Sader-

cher Seriosität des von Künzig herausgegebenen Gedenkbandes im Raum. Es bedarf allerdings noch einer genaueren Untersuchung der Hintergründe, weshalb Maenner die Alemannen-Eigenschaft der Saderlacher so sehr betonte.⁵² Vor der Spruchkammer merkte Maenner an, dass Ministerialdirektor Frank „mir sogar einmal durch die Gestapo meinen Reisepaß wegnehmen ließ, um meine Teilnahme an der 200-Jahrfeier einer deutschen Gemeinde im Banat, deren Wiederentdecker und Erforscher ich gewesen war, zu verhindern, weil er selbst mit einer Reisegruppe aus Baden sich dorthin begeben und sich in den Vordergrund rücken wollte.“⁵³ Gleichwohl war Maenner gemäß den Bildunterschriften unter zwei Fotos⁵⁴ bei der Jubiläumsfeier anwesend (vgl. Abb. 4) und konnte wohl auch sein Buch überreichen.⁵⁵ Die Gruppe um Frank und Künzig musste schon vorher abreisen, da die rumänische Regierung die Feierlichkeiten wegen der Wallfahrt zum nahen Kloster Bodrog um eine Woche verschoben hatte. In der öffentlichen Wahrnehmung obsiegte die Gruppe von Frank und Künzig. Das lag nicht nur an der Prominenz des wichtigsten Mitreisenden Paul Frank aus Karlsruhe. Künzig war auch mediengewandter, denn er hatte ein Filmteam dabei, das zwei Filme anfertigte. Wie Maenner übergab auch Künzig ein von ihm größtenteils geschriebenes Buch zu Saderlach. Da beide Bücher unterhaltsam und leicht lesbar waren, blieben sie „in den Familien für Jahrzehnte neben der

lach 1737–1937. Eine alemannische Bauerngemeinde im rumänischen Banat – und ihre Schwarzwälder Urheimat. Ausgabe für Saderlach. Karlsruhe 1937 (Nachdruck 1987, o.O. o.J.). S. 40 und VII, desgleichen in: *Ders.* (Hg.): Saderlach. Ein Alemannendorf im rumänischen Banat und seine Urheimat. Reichsausgabe. Karlsruhe 1937, S. 40 und XV.

- 52 Ging es Maenner bei der Betonung des Alemannischen nur um die historischen Fakten? Einerseits war im NS ein Stammesbezug als partikularistisch verpönt, andererseits schloss die damals volkstumpolitisch aktuelle Rede von den „Alemannen“ Bevölkerungsteile der Schweiz, Österreichs und des Elsass ein.
- 53 Schreiben Maenners an die Spruchkammer Weinheim vom 2.1.1947, GLA Karlsruhe, Spruchkammerakte, 465 p, Nr. 3191. Es bleibt noch zu eruieren, wie Maenner trotz angeblich entzogenem Reisepass nach Saderlach kam, und wie er angesichts der NS-Devisenbewirtschaftung das Devisenproblem gelöst hat.
- 54 Nachlass Maenner, 4/1/251 (Maenner inmitten von Messdienern und Marienmädchen) und 4/1/261 (Maenner vor dem Saderlacher Kriegerdenkmal). Beide Bildunterschriften lauten: „Saderlach – 200 Jahrfeier – 21. Aug. 1937.“
- 55 Einen Überblick über den Ablauf der Feierlichkeiten mit den Würdigungen für Künzig und Maenner gibt: *Burger* (Hg.), Saderlach 1737–1987 (wie Anm. 19), S. 13–30. – Auch wenn für „Chemmet ine!“ angesichts der Verdrängung Maenners aus der VDA-Arbeit ein geringer Verbreitungsgrad anzunehmen ist, bleibt dieser noch abzuklären. Maenners Publikationen sind zwar größtenteils erwähnt im Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums (GV) 1911–1965. Hrsg. von Reinhard Oberschelp. Bd. 83. München u.a. 1979, S. 171; eine Auflagenhöhe ist dort jedoch nicht angegeben.

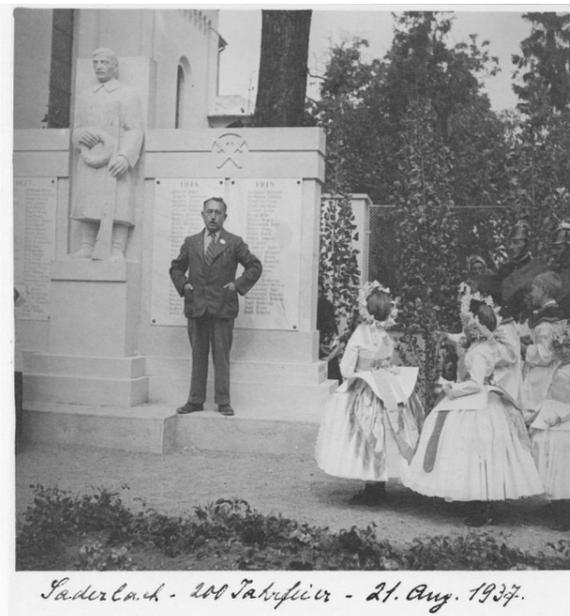


Abb. 4:
Emil Maenner 1937
in Saderlach vor dem
Kriegerdenkmal,
Nachlass Maenner,
4/1/261

Bibel, das Lesebuch für alle Kinder, obzwar deren Besitz zeitweise strafbar war⁵⁶, so Hans Burger auf der Saderlacher Homepage.

Ins vollständige volkstumpolitische Abseits war Maenner jedoch nicht abgedrängt worden, denn er blieb publizistisch tätig, so etwa in regionalen Blättern und sogar im Rundfunk. Auf pädagogisch-unterhaltsamer Ebene lag das von Maenner verfasste Hörspiel „Im Odenwald, wo meine Wiege stand“.⁵⁷ Der Text, der teilweise an „Chemmet ine!“ erinnert, liegt im Nachlass vor.⁵⁸ Im Spiel berichten fünf Jungen und fünf Mädchen, die aus Guttenbrunn nach Weinheim gereist sind, in lockerer Gesprächsrunde über ihr Dorf. Maenners Weinheimer Spielschar führte das Stück in Guttenbrunner Mundart auf. Das Hörspiel wurde sogar im Februar 1939 über den Reichssender Stuttgart ausgestrahlt und war auch in Guttenbrunn zu hören.⁵⁹

56 Hans Burger auf der Homepage des „Alemannendorfes Saderlach“ <http://www.saderlach.de/html/blutezeit.html>, zuletzt eingesehen am 31.8.2015.

57 Maenner, Guttenbrunn (wie Anm. 13), S. 67.

58 Nachlass Maenner, 4/1/327 (vermutliches Original mit dem Text des Schwabenliedes).

59 Vgl. auch: Weinheimer Buben im Rundfunk. In: Weinheimer Nachrichten, Nr. 32, (ohne Datumsangabe), S. 6, Nachlass Maenner, 4/1/127.

Nach 1945 suchte Maenner die Verbindung zu den vertriebenen und geflüchteten Donauschwaben. In großer Zahl publizierte er in landsmannschaftlichen Zeitschriften meist kurzweilige Aufsätze, wobei er auf die Ergebnisse seiner Fahrten und Forschungen sowie die Geschichten seiner Informanten zurückgriff. Beispielsweise sei hier an Titel wie „Die Bäuerin von Budaörs“ oder an die Wiedergabe der Erzählungen des „Jouscht vum Kreiz“, einem Banater Schwaben aus New Jersey, erinnert.⁶⁰ Im Mai 1946 unterstützte er erfolgreich namhafte Vertreter der Ungarndeutschen in ihrem Begehren, unter dem Dach der Caritas-Flüchtlingshilfe eine Hilfsstelle für die katholischen Donauschwaben einrichten zu dürfen.⁶¹ Auch mit sogenannten einfachen Geflüchteten hielt Maenner Kontakt, was in seinen Berichten in landsmannschaftlichen Organen nachzulesen ist.⁶² Seine Aktivitäten und die Kontakte Fürths zu Guttenbrunn waren nach 1945 nicht vergessen. Im Mai 1953 wurde die neue Schule in Fürth nach Adam Müller-Guttenbrunn benannt, und im August 1953 hat wohl auf Anregung Maenners Fürth die Patenschaft über die Guttenbrunner in Deutschland übernommen.⁶³

Im Frühjahr 1958 erschien Maenners großes Werk „Guttenbrunn. Das Odenwälder Dorf im rumänischen Banat“ in der Reihe „Wissenschaftliche Arbeiten“ des Südostdeutschen Kulturwerks.⁶⁴ Maenner verstand es als die Frucht 30-jähriger Studien und Untersuchungen; er bezeichnete es als „ein Stück meiner Lebensarbeit“⁶⁵. Deren Ziel sei es gewesen, „die Brücke zur Heimat [zu] schlagen“⁶⁶. Basierend auf dem „Gedanken einer überstaatlichen Volksgemeinschaft“ habe er seine dialektologischen und genealogischen Forschungen betrieben und diese „aus dem Staub der Akten empor in den Bereich des völkischen Lebens“ gehoben. So habe er die Odenwälder und Guttenbrunner wieder in persönliche Verbindung bringen wollen und dazu wechselseitige Kontakte und Besuche initiiert. In dem Buch findet

60 *Maenner, Emil*: Die Bäuerin von Budaörs. In: Unser Heimatkalender, 1949, S. 111f., ebenso in: Der Ungarndeutsche, 4 (1960), Nr. 9, 1.5.1960, S. 10, u.ö.; *Ders.*: Ernstes und Heiteres vom Jouscht vum Kreiz in Amerika. In: Donau-Schwaben-Kalender, 1958, S. 127–132, und: Der Jouscht vum Kreiz in Amerika ließ wieder von sich hören. In: Der Donauschwabe, 11 (1961), Nr. 33, 20.8.1961, S. 5.

61 *Tafferner, Georg*: Rückblick auf die Caritas-Flüchtlingshilfe von 1946 bis 1949. In: Unser Hauskalender, 2006, S. 80–84. Vgl. auch das Protokoll: Niederschrift über die Besprechung der Ungardeutschen Delegation mit dem Caritasverband vom 8. Mai 1946, Nachlass Maenner, 3/010.

62 Für seine umfangreichen Kontakte mag Maenners Bericht über Besucher aus Perjamosch, Saderlach und Guttenbrunn an einem einzigen Tag stehen. Vgl. *Maenner, E[mil]*: 3 Schwaben an einem Tag. In: Unser Hauskalender, 1957, S. 87f.

63 *Merg[e]l*, Vom Forschen und Finden zur Patenschaft (wie Anm. 13), S. 13f.

64 *Maenner*, Guttenbrunn (wie Anm. 13).

65 Ebd., Vorwort.

66 Ebd., S. 66.

sich wie in früheren Jahren die bekannte völkische Diktion, wenn sie auch nicht so scharf wie früher gehalten ist. Vor allem aber fehlt die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie und ihrer Bevölkerungspolitik, der er mit seinen völkischen Texten und Aktivitäten zugearbeitet hat, und deren Folge Krieg, Verfolgung und Tötung Andersehnischer sowie Zerstörung und der Niedergang vieler auslanddeutscher Siedlungen war. Zu der mangelnden selbstkritischen Auseinandersetzung mit seinen VDA-Aktivitäten mögen zum Teil auch seine Konflikte mit NS-Stellen beigetragen haben, da er sich so als NS-Gegner wännen konnte.

Um 1962 plante Maenner noch eine dritte Banater Ortsmonografie, nämlich zu Neubeschenowa (rumän.: Dudeștii Noi). Diesem Dorf in der Nähe von Temeschwar (rumän.: Timișoara) entstammte Prälat Josef Nischbach, mit dem er eng befreundet war. Wegen schwerer Krankheit musste er diesen Plan aufgeben. Der Banater Germanist Anton Peter Petri gab dann 1963 basierend auf Maenners Vorarbeiten den Band heraus.⁶⁷

Das Guttenbrunn-Buch dürfte wohl ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, dass er Pfingsten 1963 von der Guttenbrunner Ortsgemeinschaft zum Ehrenbürger ernannt wurde,⁶⁸ denn mit dem Buch wurde dem Vorkriegs-Guttenbrunn und seiner Bevölkerung ein bleibendes Denkmal gesetzt. Als weitere Auszeichnung erhielt er von dem Verband der Donauschwaben die Ehrennadel in Gold. Bereits im September 1954 war Maenner von der Landsmannschaft der Banater Schwaben die Ehrenmitgliedschaft verliehen worden.⁶⁹

Maenners Gesundheit war nicht die beste. So erlitt er 1950 einen Schlaganfall, weshalb er am 1. November 1951 wegen Dienstunfähigkeit pensioniert wurde. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg hatte sich Maenner aus Erholungsgründen öfters im Schwarzwaldort Saig bei Lenzkirch aufgehalten.⁷⁰ Mindestens ab 1955 weilte er krankheitsbedingt öfters für meh-

67 *Nischbach, [Josef]*: Professor Emil Maenner gestorben. In: Banater Post, 9 (1964), Nr. 5, 15.5.1964, S. 14; *Petri, Anton Peter*: Neubeschenowa. Geschichte einer moselfränkischen Gemeinde im rumänischen Banat. Freilassing 1963. Zu Maenners Anteil an der Publikation vgl. S. 156 und 157.

68 *M[ergel], P[eter]*: Odenwälder schufen im Banat blühenden Ort. In: Der Donauschwabe, 14.7.1963, S. 3. Maenner konnte aus gesundheitlichen Gründen bei der Verleihung der Ehrenurkunde beim Heimattreffen der Guttenbrunner in Fürth nicht anwesend sein.

69 N. N.: Ein Jahr Arbeit und Bewährung. In: Neuland, 7 (1954), Folge 39, 25.9.1954, S. 4. Außer an Maenner wurde damals die Ehrenmitgliedschaft auch an Johannes Künzig sowie drei Geistliche verliehen.

70 Ein Beleg hierfür ergibt sich daraus, dass die Einladung zur Saderlacher 200-Jahrfeier von der deutschen Post über Weinheim nach Saig weitergeleitet worden war.



Abb. 5: Postkarte Emil Maenners mit Zeichnung „Haus Saderlach“, Korrespondenzarchiv des IVDE

re Monate in Saig.⁷¹ Hier hatte sich Maenner ein Ferienhaus gekauft und benannte es nach dem Ort, der so oft sein Reiseziel gewesen war, „Haus Saderlach“. Er ließ eigens Briefpapier und Postkarten (vgl. Abb. 5) drucken, die im Kopf das gezeichnete Haus mit dem Namenszug zeigen. Diese Benennung steht nicht nur für seine tiefe Verbundenheit mit den Saderlachern und einen wichtigen Teil seines Lebenswerks; sie belegt auch, wie sehr Maenners volkstumpolitische Aktivitäten sein Leben prägten. Er behielt jedoch seinen Hauptwohnsitz im kleinstädtischen Weinheim noch für einige Jahre bei, das wohl für ihn die Verbindung zur Welt darstellte. Dagegen lässt sich das „Haus Saderlach“ in der Schwarzwald-Einsamkeit als Refugium, als Fluchtburg interpretieren. Deshalb verwundert es nicht, dass er zuletzt dauerhaft dort wohnte. Ein Jahr nach dem Tod seiner Ehefrau 1962

Einladungsschreiben des Vorbereitungsausschusses der Zweijahundertfeier in Zadarlac-Saderlach an Maenner, undatiert, rumän. Poststempel 31.7.1937, Nachlass Maenner, 3/014.

71 Schreiben Maenners an Oberfinanzdirektion Nordbaden, Karlsruhe, vom 31.12.1955, GLA Karlsruhe, Ruhegehaltsakte des Regierungspräsidiums Nordbaden, 466, Nr. 12011.

hatte er Ende April 1963 seinen Hauptwohnsitz nach Saig verlegt. Dort starb Emil Maenner am 9. April 1964.⁷²

Aus fachlicher Sicht ist Maenner trotz seines neuphilologischen Studiums eher als volkscundlicher Laie anzusehen, der sich teilweise an damaligen Fragestellungen des aufsteigenden Faches Volkskunde orientierte. Die Ergebnisse seiner Forschungen bot er dem Publikum in unterhaltsamer, populärwissenschaftlicher Form dar. Seine Aktivitäten waren hauptsächlich von seinem volkstumpolitischen Engagement getragen, mit dem er das Ethnizitätsbewusstsein der „Donauschwaben“ und das Interesse der Reichsdeutschen an diesen stärken wollte. Als Lehrer hierfür prädestiniert tat er dies an prominenter Stelle in einer völkischen Organisation, dem VDA. Trotz starker Gemeinsamkeiten mit der NS-Ideologie bedingten vor allem habituelle Unterschiede eine Distanz zur Partei.

Vor einigen Jahren hat noch einmal Tammo Luther für führende VDA-Mitglieder der frühen NS-Zeit die von dem US-Historiker Ronald M. Smelser 1975 verwandte Kategorie der „Traditionalisten“, also der „traditionellen Volkstumsarbeiter“, bemüht.⁷³ Abgesehen von ihrer Schwammigkeit sticht diese Kategorie durch die zumeist exkulpierte Intention ihrer Nutzer hervor.⁷⁴ Schränkt man diese Kategorie jedoch auf solche Vertreter ein, die sich trotz ihrer völkischen Einstellung halbwegs demokratischen Grundsätzen verbunden fühlten und terroristische Massnahmen gegen Andersethnische ablehnten, dann wird man Emil Maenner zu den „traditionellen Volkstumsarbeitern“ rechnen können.

72 Sterbeurkunde des Standesamts der Gemeinde Saig vom 9.4.1964, ebd.

73 Luther, Tammo: Volkstumspolitik des Deutschen Reiches 1933–1938. Die Auslandsdeutschen im Spannungsfeld zwischen Traditionalisten und Nationalsozialisten. (Historische Mitteilungen im Auftrage der Ranke-Gesellschaft, 55). Stuttgart 2004; Smelser, Ronald M.: Das Sudetenproblem und das Dritte Reich 1933–1938. Von der Volkstumspolitik zur Nationalsozialistischen Außenpolitik. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 36). München/Wien 1980 (englischsprach. Orig.: Middletown/Conn. 1975), bes. S. 19–42. Luther bezieht die Kategorie besonders auf die Person des VDA-Leiters Hans Steinacher. Zudem wurde Luther 2007 in den Bundesvorstand des Vereins für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland e.V. (VDA) gewählt. http://www.tammoluther.de/index.php?option=com_content&view=article&id=46&Itemid=53, zuletzt eingesehen am 31.8.2015.

74 Zur Kritik der Kategorie vgl. Retterath, Hans-Werner: Hans Steinacher. Die Stilisierung zum ersten Soldaten des „Volkstumskampfes“ und nach 1945 zum NS-Opfer. In: Fahlbusch, Michael und Ingo Haar (Hg.): Völkische Wissenschaften und Politikberatung im 20. Jahrhundert. Expertise und „Neuordnung“ Europas. Paderborn u.a. 2010, S. 153–176, hier S. 176.

Vom Material-Steinbruch zum Nachlass

Ca. ein halbes Jahr nach Maenners Tod wandte sich seine Tochter Waltraut Bischoff an Johannes Künzig und fragte, ob er an dem „Erbgut“ ihres Vaters interessiert sei.⁷⁵ Künzig, der Maenner schon seit Jahrzehnten kannte und an seinem Grab eine Trauerrede gehalten hatte,⁷⁶ sagte zu. Im Dezember 1964 suchte er die Tochter auf und nahm, wie man aus dem Schriftverkehr schließen kann, einen großen Teil bestehend aus Literatur, Handgeschriebenem und Fotos mit ins Institut. Eine Aufstellung der übergebenen Materialien fehlt jedoch. Gleichwohl ist im Korrespondenzarchiv des IVDE eine unvollständige Bücherliste vorhanden, die 1965 von Eckhart Bischoff, Maenners Schwiegersohn, erstellt worden ist und sich auf noch in Saig verbliebene Literatur bezieht.

Als Waltraut Bischoff sich anderthalb Jahre später nach den Fotos erkundigte, verwies Künzig darauf, dass „fast durchweg die Beschriftungen fehlen“⁷⁷. „Man weiß also nicht zuverlässig, was die einzelne Aufnahme darstellt und wann sie gemacht wurde, aber nur solch eindeutig fixierbare Aufnahmen wären für das Institut brauchbar.“ Zur Zuordnungsfrage der Fotos ist anzumerken, dass im Bildarchiv ein Kuvert mit zahlreichen Negativen vorliegt, auf dem in Künzigs Handschrift die Erläuterung „Donauschwäb[ische] Fotos von Maenner“ vermerkt ist. Da jegliche weitere Information dazu fehlt, ist unklar, ob die Negative nach Maenners Tod oder schon vorher ins Institut gekommen sind. So können sie auch schon Ende 1957 eingelangt sein, da Künzig für eine Veröffentlichung von Maenner Bilder erbeten hatte.⁷⁸

Andere größere Hinterlassenschaften ihres Vaters hatte die Tochter im November 1964 an einen in der Nähe wohnenden Diplomvolkswirt abgegeben, der diese für eine „Gedenkschrift“ verwenden wollte. Waltraut Bischoff bekam die Materialien mit Künzigs Hilfe erst wieder 1976 in ihre Hände. Es handelte sich laut Schriftverkehr um „Arbeiten“ bzw. „geliehene Sachen aus den Veröffentlichungen“ Maenners.⁷⁹ Im Briefwechsel fehlt ein Hinweis, ob Frau Bischoff diese Materialien ebenfalls ans Institut abgegeben hat.

75 Schreiben Waltraut Bischoffs an Johannes Künzig vom 25.11.1964, Korrespondenzarchiv des IVDE Freiburg.

76 *Nischbach*, Professor Emil Maenner gestorben (wie Anm. 67).

77 Schreiben Künzigs an W. Bischoff vom 8.6.1966, Korrespondenzarchiv des IVDE Freiburg.

78 Schreiben Künzigs an Maenner vom 27.10.1956 und 11.11.1957, ebd.

79 Schreiben Künzigs an W. Bischoff vom 2.2.1976 (u.a. zu „den geliehenen Sachen aus den Veröffentlichungen“) und Postkarte W. Bischoffs an Künzig vom 2.6.1976 („Arbeiten“), beide ebd.

Aus dem Schriftverkehr und der lange ausgebliebenen Inventarisierung des Nachlasses in den Jahrzehnten nach der Übergabe ist zu schließen, dass Künzig die Archivalien nicht als Nachlass im engeren Sinne, sondern vielmehr als Materialsteinbruch für allfällige (Forschungs-)Projekte verstanden hat. Gleiches gilt auch für die übergebenen Abbildungen (Fotos, Zeichnungen), die Künzig wohl eher zur Illustration von Publikationen zu nutzen gedachte. Nur so ist es verständlich, dass Künzig und seine Mitarbeiter sich nicht intensiv um eine zeitnahe Erfassung und Entschlüsselung der Materialien kümmerten. Aus heutiger Sicht mag das in höchstem Maße bedauerlich sein, da nach ca. 50 Jahren die Entschlüsselung und Kontextualisierung ungleich schwieriger geworden sind. Gleichwohl ist mit zunehmendem zeitlichen Abstand der Nachlass als eindrucksvolle Dokumentenbasis für unterschiedliche Forschungsprojekte immer interessanter geworden. Nach Abschluss der Erfassung der Archivalien und ihrer Zuordnung wird anhand von Maenners Biografie die Relevanz des Nachlasses besonders für folgende Forschungskomplexe deutlich:

- für Untersuchungen zur Auswanderung und hier besonders zu familiengeschichtlichen Fragestellungen,
- für die Erforschung der Anfänge der Vertriebenenvolkskunde unter besonderer Berücksichtigung der Laienvolkskundler und
- für Studien zur volkstumpolitischen Beschäftigung mit den Auslandsdeutschen, respektive den Deutschen in Südosteuropa vor und nach 1945.

Susanne Clauß

Der Nachlass Klett/Niermann im IVDE Freiburg als Quellenbasis volkskundlicher Forschungen

35 Bananenkartons, gefüllt mit mehreren Tausend Fotos, über vierhundert Tonbandkassetten, zahlreichen Landkarten und Bauplänen, Büchern und einer immensen Anzahl von schriftlichen Dokumenten, erreichten im Dezember 2008 das damalige Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde bzw. heutige Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg. Bei den genannten Archivmaterialien und Büchern handelt es sich um die beiden Nachlässe von Otto Klett und Johannes Niermann bzw., wie die genauere Betrachtung der Archivalien ergab, um einen Nachlass im Nachlass. Dies hat zur Folge, dass sich die Provenienz der einzelnen Dokumente aus dem hier besprochenen Archivbestand nicht immer eindeutig zuordnen lässt, weshalb für diesen die Bezeichnung Nachlass Klett/Niermann verwendet wird.

Nach der ersten Durchsicht des Bestandes wurde 2010 mit der systematischen Ordnung der Archivalien und mit der Digitalisierung der Ton- und Bilddokumente aus dem Nachlass Klett/Niermann begonnen. Die ersten Fotos sind seit März 2011 über die Online-Bilddatenbank des IVDE abrufbar.¹ Seit Mai 2011 wird auch der schriftliche Teil des Nachlasses Klett/Niermann in einer speziell dafür entwickelten Datenbank verzeichnet. 2014 konnte die Digitalisierung der Tondokumente aus dem Nachlass abgeschlossen werden, die ebenfalls in einer speziell nach den Erfordernissen dieser Archivalien konzipierten Datenbank recherchierbar sind. Je über 600 Einträge in der Online-Bilddatenbank sowie in der Tonbanddatenbank und fast 2.500 Einträge in der Datenbank der schriftlichen Dokumente des Nachlasses Klett/Niermann dokumentieren den Fortschritt in der Erschließung und Verzeichnung des Bestandes.

Was sind nun die konkreten Inhalte des Nachlasses Klett/Niermann? Womit beschäftigten sich Niermann und Klett in ihren Forschungen, und was verband sie miteinander? Klett und Niermann verband ein gemeinsames Forschungsthema: die Dobrudschadeutschen. Aber wer waren die

1 Die Bilddatenbank des IVDE ist abrufbar unter: <http://www.jkibw.de/bdb/>, zuletzt eingesehen am 27.7.2015. Zur Entwicklung der Online-Bilddatenbank des JKI/IVDE vgl. *Volk, Teresa*: Ein Bildarchiv geht online. Das neue Datenbankprojekt des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde, Freiburg. In: *Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde*, 52 (2011), S. 41–59.

Dobrudschadeutschen, und welchen Bezug hatten Klett und Niermann zu ihnen? Und warum ist gerade diese deutsche Minderheit als Gegenstand für volkskundliche Forschungen so interessant, und welche Möglichkeiten bietet der Nachlass Klett/Niermann, volkskundliche Fragestellungen zu diesem Thema zu bearbeiten?

Die Dobrudschadeutschen – „eine deutsche Volksgruppe zwischen Donau und Schwarzem Meer“²

Um die Relevanz der Dobrudschadeutschen als Thema für volkskundliche Forschungen einschätzen zu können, benötigt man ein paar Hintergrundinformationen. Zunächst stellt sich die Frage nach der geografischen Lage der Dobrudscha. Die Dobrudscha liegt an der Schwarzmeerküste des heutigen Rumäniens und Bulgariens. Im Norden und Westen wird sie durch den Lauf der Donau begrenzt, im Osten durch das Schwarze Meer. Die nationale Zugehörigkeit der südlichen Dobrudscha hat sich in Abhängigkeit von den historischen und politischen Entwicklungen immer wieder verändert. Heute befindet sich die Süddobrudscha im Nordosten von Bulgarien.³ Die Dobrudscha hat eine Gesamtfläche von über 23.000 Quadratkilometern und ist damit etwas größer als beispielsweise Rheinland-Pfalz oder Hessen. In diesem Gebiet lebten neben Rumänen und Bulgaren unter anderem auch Türken, Tataren, Griechen, Russen und Deutsche.

Was hat nun Menschen aus deutschen Ländern dazu bewogen, sich in diesem Gebiet niederzulassen? Die Formulierung dieser Frage ist bei näherer Betrachtung nicht ganz korrekt. Denn die Menschen, die in die Dobrudscha einwanderten, kamen nicht direkt aus dem deutschen Raum. Die Vorfahren der Dobrudschadeutschen hatten bereits viele Jahre vor der Migration in die Dobrudscha ihre deutsche Heimat verlassen. Die ersten Deutschen, die in die Dobrudscha auswanderten, hatten ihre Siedlungen zuletzt vor allem in Bessarabien und dem Gouvernement Cherson, also in Südrussland. Der wesentliche Grund, warum sie diese Gebiete verlassen hatten, war der gleiche wie der, warum sie ursprünglich aus Deutschland ausgewandert waren: Landmangel und damit das Fehlen der wichtigsten Lebensgrundlage in einer Agrargesellschaft.⁴

2 *Klett, Otto*: Vorwort. In: Jahrbuch der Dobrudschadeutschen, 1 (1956), S. 5.

3 Eine detaillierte Beschreibung der geografischen Lage der Dobrudscha findet sich in: *Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen* (Hg.): Heimatbuch der Dobrudschadeutschen. 1840–1940. Heilbronn [1986], S. 8. Zwei Karten der Dobrudscha befinden sich auf S. 23f.

4 Der Landmangel in Russland entstand unter anderem durch die erbrechtlichen Bestimmungen für die Kolonisten. Vgl. *Traeger, Paul*: Die Deutschen in der Dobru-

Im Jahr 1841 wanderten die ersten Deutschen aus Bessarabien weiter nach Süden und ließen sich in dem türkischen Dorf Akpunar nieder.⁵ Dieser Ort gehörte damals zum Osmanischen Reich. Hier hatten sie als Kolonisten das Privileg der Zuteilung von „so viel Land [...] wie ihre Bedürfnisse [es] verlang[t]en“⁶, wie es in den betreffenden Kolonisationsbestimmungen hieß.

In den nächsten Jahren setzte sich die Einwanderung von Deutschen in die Dobrudscha weiter fort, und auch innerhalb dieses Gebietes zogen die Dobrudschadeutschen von den ersten Ankunftsorten weiter in andere Dörfer. Noch 1932, also acht Jahre vor der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen nach Deutschland, ließen sich Deutsche in Ivrenes, im Kreis Konstanz nieder. Sie gingen wie fast 80% der Dobrudschadeutschen der Land- und Forstwirtschaft nach.⁷ Der Schwerpunkt lag dabei auf dem Ackerbau, der auch die Haltung und Zucht von Pferden notwendig machte. Angebaut wurden vor allem verschiedene Getreidesorten. Aber auch der Anbau von Melonen und Weinreben gehörte zur Landwirtschaft der dobrudschadeutschen Bauern. Die Bedeutung des Weinanbaus verdeutlichen auch zahlreiche Archivalien aus dem Nachlass Klett/Niermann (z.B. Fotos, Berichte).

Auf Abbildung 1 ist ein Wachturm in einem Weingarten zu sehen. Abbildung 2 zeigt den Gegenstand der Bewachung. Der Diebstahl von Weintrauben war in der Dobrudscha ein Problem und machte es erforderlich, dass die Weingärten in der Reifezeit der Trauben extra bewacht wurden. Ein Bauer aus Kodschalak erzählt in diesem Zusammenhang folgende Geschichte: „Mein Bruder [...] erzählte mir wie ihn der Vater zum Weingarten schickte er sollte auch aufpassen daß nicht gestohlen wurde, und als er auf dem Feld ankam traf er einen Mann, der ihn dann fragte ob er auch käme Trauben zu

dscha zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Wanderungen in Osteuropa. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, A. Kulturhistorische Reihe, 6). Stuttgart 1922, S. 37–39. Das Buch wurde bisher zweimal unverändert nachgedruckt: Göppingen 1982 und Norderstedt 2012.

5 Vgl. ebd., S. 34. Für die verschiedenen Orte und Dörfer in der Dobrudscha gibt es oft mehrere Bezeichnungen und Schreibweisen. Es wird im Folgenden immer diejenige Bezeichnung verwendet, die in der Quelle aufgeführt wird, auf die sich der Text bezieht bzw. aus der die Information stammt.

6 Zitiert nach *Kotzian, Ortfried*: Die Umsiedler. Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrudscha und in der Karpatenukraine. München 2005, S. 259.

7 *Schlau, Wilfried*: Heimatvertriebenes ostdeutsches Landvolk. Ergebnisse einer Untersuchung im Kreise Mergentheim. (Schriften des Instituts für Kultur- und Sozialforschung e.V. in München, 5). Marburg 1955, S. 42.



Abb. 1:
Wachturm im Weingarten von
Cobadin, Bildarchiv des IVDE,
Nachlass Klett/Niermann,
Fk01252



Abb. 2: Weinrebe aus dem Weingarten in Cobadin, Bildarchiv des
IVDE, Nachlass Klett/Niermann, Fk01253

stehlen? Als ihn mein Bruder sagte es sei der Wächter, da ging der aber los daß es nur so staubte.“⁸

Otto Klett und Johannes Niermann – Ihr Verhältnis zu den Dobrudschadeutschen und die Konsequenzen für die Materialzusammensetzung des Nachlasses

Was verbindet nun Otto Klett und Johannes Niermann mit den Dobrudschadeutschen? Die zuvor gezeigten Fotos mit Bezug auf den Weinanbau in der Dobrudscha stammen aus Cobadin, dem Geburtsort von Klett. Er hatte also einen persönlichen Bezug zur Dobrudscha. Darüber hinaus hat Klett sich während seines Studiums in Bukarest mit der Geschichte der Dobrudschadeutschen beschäftigt. In einem Selbstinterview aus dem Jahr 1957, das sich im Tonarchiv des IVDE befindet, sagt Klett dazu Folgendes:

„Mein Professor [...] hat [...] mir aufgetragen, ich solle eine Seminararbeit über das Dobrudschadeutschtum machen. [...] Das war im Jahre 1930 und da hab ich festgestellt, dass wir in der Dobrudscha über unsere Volksgruppe, das Geschichtliche, im Grunde genommen wenig kennen. [...] Ich beschäftigte mich mit diesem Thema und [...] habe [...] angefangen [das] Schrifttum über das Dobrudschadeutschtum zusammenzutragen. [...] Ich wollte ein dobrudschadeutsches Archiv schaffen, [...] und die Zeugnisse, Urkunden, was eben alles dazu gehört, über das Dobrudschadeutschtum irgendwo zusammenfassen. [...] Gleichzeitig sollte [...] ein dobrudschadeutsches Museum geschaffen werden, dafür hatte ich auch schon in Zeitungen aufgerufen und auch damit angefangen. Aber aus verschiedenen Gründen ist es zur Bildung dieses Museums noch nicht gekommen. Es wurde wohl ein Grundstock gelegt. Ich kam dann auch [...] für einige Zeit weg aus der Dobrudscha und habe dann im Jahre 1939 noch mal angefangen. Allerdings war es so, dass 1940 diese Arbeit unterbrochen [wurde], weil ich dann ins Reich heraufkam, und wie das damals so war, ich wurde in die Waffen-SS eingezogen, so wie alle übrigen Dobrudschaner auch.“⁹

8 Lebenserinnerungen von V. B. vom 13.1.1974, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/611, S. 5f. – Interpunktions- und orthografische Fehler hier als auch in folgenden Zitaten jeweils wie im Original.

9 Selbstinterview von Otto Klett vom 27.2.1957 in Gerlingen bei Stuttgart, Tonarchiv des IVDE, 0229-1_0001. Paul Milata stellt in Bezug auf die Mitgliedschaft von rumäniendeutschen Umsiedlern in der Waffen-SS fest, dass deren genaue Anzahl heute nicht mehr ermittelt werden kann, da die entsprechenden Mitgliederkarteien vernichtet wurden. Ob also alle dobrudschadeutschen Männer automatisch in die Waffen-SS eingezogen wurden, wie es von Klett in dem Interviewausschnitt

Aus dem Interviewausschnitt kann in Bezug auf Klett festgehalten werden, dass er die Idee für ein dobrudschadeutsches Archiv und Museum schon zu Beginn der 1930er-Jahre hatte und ab diesem Zeitpunkt damit begann, Material von den und über die Dobrudschadeutschen zu sammeln.

Diese Möglichkeit hatte er auch als Mitglied des sogenannten „Kommando Dobrudscha“, welches die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen organisiert und durchgeführt hat. Innerhalb des Umsiedlungskommandos war Klett als stellvertretender Leiter der Kulturabteilung tätig.¹⁰ Aus Berichten im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen und auch aus verschiedenen Dokumenten aus dem Nachlass geht hervor, dass es seine Aufgabe war, unterschiedliches Kulturgut der Dobrudschadeutschen sicherzustellen, zusammenzutragen und nach Deutschland zu bringen. Klett schreibt im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen, dass die meisten dieser gesammelten Archivalien im Laufe des Zweiten Weltkrieges verloren gingen.¹¹ Dennoch befinden sich auch heute noch zahlreiche Dokumente im Nachlass, die aus der Zeit vor der Umsiedlung stammen oder in direktem Zusammenhang mit dieser stehen.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges arbeitete Klett zunächst im Hilfskomitee für die evangelisch-lutherischen Deutschen aus Bessarabien und der Dobrudscha. Von 1950 bis 1955 und wieder von 1973 bis 1976 war er erster Vorsitzender der Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen und dazwischen als Kulturreferent der Landsmannschaft tätig.¹² Das heißt, dass

angedeutet wird, kann heute nicht mehr festgestellt werden. Vgl. *Milata, Paul*: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. Köln/Weimar/Wien 2007, S. 125f. Johannes Klukas, „Gauleiter“ der Dobrudschadeutschen innerhalb der „Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien“, schreibt in diesem Zusammenhang jedoch, dass die Waffen-SS ihre Mitglieder verstärkt in den deutschen Siedlungsgebieten im Südosten rekrutierte, da „die SS nur ein bestimmtes Kontingent jährlich, von der deutschen Wehrmacht zugewiesen bekam“, und die Wehrmacht über die SS-Freiwilligen in diesen Gebieten keine Verfügungsgewalt hatte. Vgl. *Klukas, Johannes*: Schilderung von Begebenheiten und kurze Zusammenfassung der Vorgänge wie es zu der Umsiedlung des Dobrudscha-Deutschtums Nov. 1940 kam vom 30.4.1970, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/561, S. 5.

10 Vgl. Liste „Kommando Dobrudscha“, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/500, S. 1.

11 Vgl. *Klett, Otto*: Die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen im Jahre 1940. In: Jahrbuch der Dobrudschadeutschen, 1 (1956), S. 21–28, hier S. 27.

12 Weitere Informationen zum Lebenslauf von Otto Klett vgl. *Baumgärtner, Richard*: Otto Klett zum 65. Geburtstag. In: Mitteilungsblatt des Hilfskomitees der ev.-luth. Kirche und der Landsmannschaft der Deutschen aus Bessarabien, 30 (1975), Folge 24, 18.12.1975, S. 2, und *Grulich, Rudolf*: In memoriam Otto Klett: Bekannt weit über die Grenzen des Dobrudschadeutschtums hinaus. Unersetzlicher Verlust für die wissenschaftliche Welt des Südostens – Bewußter Auslandsdeutscher mit Toleranz und Respekt vor anderen Völkern und Kulturen. In: Volksbote. Wochenzeitung für Freiheit und Recht im ungeteilten Europa. Ausgabe für Ostdeutsche, 28 (1976), Nr. 48, 26.11.1976, S. 10.

Klett eine wichtige Bezugs- und Respektsperson der Dobrudschadeutschen war. Dies war eine entscheidende Voraussetzung dafür, dass die Dobrudschadeutschen Klett an ihren Erinnerungen an die Dobrudscha teilhaben ließen. Sei es in der Form, dass sie ihm Fotos oder schriftliche Dokumente aus der alten Heimat überließen oder in der Form, dass sie Berichte über das Leben in der Dobrudscha verfassten, damit er sie als Herausgeber und Redakteur des Jahrbuches der Dobrudschadeutschen veröffentlichen konnte. All diese Materialien machen heute einen großen Teil des hier besprochenen Bestandes aus.

Zusammenfassend lässt sich in Bezug auf Klett sagen, dass es sein Ziel war, soviel Wissen wie möglich über die Geschichte und Kultur der Dobrudschadeutschen zu sammeln und zu bewahren. Durch seine vielseitigen Tätigkeiten erreichen die gesammelten Dokumente eine große Spannbreite, sowohl in Bezug auf die Art der Archivalien als auch in Bezug auf die Zeit, aus der sie stammen.

Diese Dokumente und Archivalien wurden Niermann nach dem Tod von Klett durch dessen Ehefrau, Marga Klett, übergeben und waren eine wichtige Grundlage für Niermanns Forschungsprojekt über die Dobrudschadeutschen.¹³ Seit 1984 war Niermann Professor für Vergleichende Pädagogik an der Universität Köln.¹⁴ Im Rahmen dieser Tätigkeit beschäftigte er sich unter anderem mit Fragen der Integration von Minderheiten. Durch den persönlichen Bezug einiger Familienmitglieder von Niermann zur Dobrudscha gelangten auch die Dobrudschadeutschen in das Blickfeld seiner Forschungen. Seine Frau, Monika Niermann, berichtet dazu Folgendes: „[E]r sagte, das würde ihn [...] brennend interessieren, gerade von der Frage der Integration von Ausländern in unserem Land, wie ist es damals dort gewesen? Denn es war ja damals praktisch umgekehrt: Es kamen Deutsche in ein anderes Land, haben die sich integrieren lassen oder wie haben sie [...] ihre ethnischen Wurzeln behalten? Und das konnte man ja hier sehr gut nachvollziehen.“¹⁵

Um diese Problemstellung zu bearbeiten, begann Niermann 1991 eine systematische Befragung von Dobrudschadeutschen, deren Kontaktdaten er auch

13 Weitere Informationen zum Forschungsprojekt von Niermann finden sich in: *Niermann, Johannes* (Hg.): *Bibliographie der Dobrudscha-Deutschen. 1945–1993*. Marburg 1999, S. 366 (CD-ROM).

14 Weitere Informationen zum Lebenslauf von Niermann finden sich in: *Meincke, Jens Peter*: *Nachruf vom April 1999, Nachlass Klett/Niermann, 3/003*, S. 1.

15 Interview von Susanne Clauß mit Monika Niermann vom 20.7.2011 in Kluse (Emsland), Tonarchiv des IVDE, Audiofilenummer R09_0004.

in den Nachlassdokumenten von Klett fand.¹⁶ Die Themen der Interviews waren sehr breit gefächert. Sie reichten von Fragen zum Zusammenleben mit anderen Völkern, über Bräuche in den verschiedenen Jahreszeiten bis hin zu Fragen der Erziehung der Kinder in der Dobrudscha.¹⁷

Das Ergebnis dieser Arbeit sind fast 100 Interviews auf über 450 Kassetten, die sich heute im Tonarchiv des IVDE in Freiburg befinden. Zu den Materialien aus den Interviews gehören außerdem zahlreiche Korrespondenzen, Fragebögen und Transkriptionen, aus denen sich ein facettenreiches Bild vom Leben der deutschen Minderheit in der Dobrudscha rekonstruieren lässt.

Zusammenfassend lässt sich zur Person Niermanns festhalten, dass es ihm nicht wie Klett primär um die Bewahrung des Wissens über die Geschichte und Kultur der Dobrudschadeutschen ging, sondern dass er ein wissenschaftliches Interesse an den Integrationsprozessen der deutschen Minderheit in der Dobrudscha verfolgte. Dabei wurden Daten erhoben, die nicht nur unter seiner Fragestellung zu wichtigen Erkenntnissen führen, sondern auch mögliche Quellen für volkskundliche Forschungen sein können.

Volkscundliche Forschungen im Nachlass Klett/Niermann – zwei praktische Beispiele

Geht man davon aus, dass Volkscunde Phänomene der Alltagskultur erforscht,¹⁸ ist die Berücksichtigung des Themas „Kleidung“ im Rahmen volkskundlicher Fragestellungen unumgänglich. Denn kaum etwas gehört mehr zum Alltag der Menschen als die Kleidung, die sie tragen. Durch eine kleine Anzahl von verschiedenen Textilstücken bietet auch der Nachlass Klett/Niermann die Möglichkeit, volkskundliche Fragestellungen aus diesem Themenfeld zu bearbeiten. Zum Bestand der beiden Nachlässe gehört unter anderem das in Abbildung 3 zu sehende Tuch.

An diesem Tuch kann eine erste Objektanalyse durchgeführt werden. Das heißt, es kann zum Beispiel festgestellt werden, aus welchem Material das Tuch besteht oder wie es farblich gestaltet wurde. Außerdem kann man dem

16 Nach dem Tod von Johannes Niermann übergab dessen Frau, Monika Niermann, den Nachlass ihres Mannes zusammen mit den Dokumenten von Klett dem damaligen Johannes-Künzig-Institut bzw. heutigen IVDE in Freiburg. Vgl. ebd.

17 Einige Ausschnitte und wichtige Ergebnisse aus den Interviews sind veröffentlicht in: *Niermann, Monika*: Deutsche Kindheit in der Dobrudscha. (Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkscunde, 74). Marburg 1996.

18 Vgl. *Gerdnt, Helge*: Studienskript Volkscunde. Eine Handreichung für Studierende. (Münchner Beiträge zur Volkscunde, 20). 3. Aufl. Münster/New York/München/Berlin 1997, S. 75f.



Abb. 3:
Textilstück aus dem Nachlass Klett/
Niermann (Foto: Rudolf Clauß),
Bildarchiv des IVDE, Nachlass
Klett/Niermann, Ex00006



Abb. 4:
Drei Frauen aus
Malkotsch in der Nord-
dobrudscha, Bildarchiv
des IVDE, Nachlass
Klett/Niermann, Nx00333

Text des kleinen Zettels am rechten, unteren Rand des Tuches unter anderem entnehmen, dass es sich bei dem Textilstück um ein Tragetuch handelt, in dem in der Dobrudscha die Kinder getragen wurden. Leider ergibt sich aus der Beschriftung des Tuches oder dem Objekt selbst nicht, wie genau und wann es getragen wurde, oder ob es eine spezielle Bezeichnung für dieses Tuch gab. Antworten auf diese Fragen lassen sich in den Bild- und Tondokumenten aus dem Nachlass finden.

So zeigt Abbildung 4, die aus dem Fotobestand des Nachlasses stammt, dass die Tragetücher offensichtlich länger waren, als das im IVDE vorliegende Textilstück. Außerdem ist zu sehen, dass die Tücher um den Oberkörper der Frauen gewickelt und die Kinder vorne seitlich getragen wurden.

Abbildung 4¹⁹ ist ebenso wie die eingangs dargestellten Bilder mit Bezug zum Weinanbau in der Dobrudscha nur eines von mehreren Tausend Fotos, die zu dem Bildbestand des Nachlasses Klett/Niermann gehören. Die Fotos dokumentieren verschiedenste Aspekte aus dem Leben der Dobrudschadeutschen und stammen sowohl aus der Zeit vor der Umsiedlung 1940 als auch aus der Zeit danach. Bisher sind circa 1.400 dieser Abbildungen digitalisiert. Über 600 dieser Fotos sind bereits in der Online-Bilddatenbank des IVDE einsehbar. Hier sind außerdem weitere Informationen zu den Fotos, wie etwa zum Aufnahmejahr, zum Aufnahmeort oder zu den dargestellten Motiven verfügbar.²⁰

Neben den Archivalien aus dem Bild- und Textilbestand des Nachlasses geben auch die Tondokumente aus dem Forschungsprojekt von Niermann weitere Aufschlüsse über das Tragetuch. Die Tondokumente sind vollständig digitalisiert und in einer Datenbank verzeichnet, was die Recherche zu einem bestimmten Thema ermöglicht. So lässt sich folgender Ausschnitt eines Interviews mit einer Dobrudschadeutschen aus Fachria finden, in dem erklärt wird, wie das Tuch genannt und warum es gerade auf oben dargestellte Weise getragen wurde:

„Das war, wir haben gesagt eine Placht. Das war a selbschtgewobene aus Wolle. Und da hat man das Kind dann so einpackt und man hats immer mit sich tragn. Das war so geschickt. Auch [...] aufm Hof. Man hatte doch viel Geflügel, da hat man die Kinder einpackt in der

19 Abb. 4 ist ebenfalls veröffentlicht in: *Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen* (Hg.), Heimatbuch der Dobrudschadeutschen (wie Anm. 3), S. 54, und in *Niermann*, Deutsche Kindheit in der Dobrudscha (wie Anm. 17), S. 72.

20 Zum Link zur Online-Bilddatenbank des IVDE vgl. Anm. 1.

Placht, und [...] das hat man dann immer so bei sich trage kenne, wenn man danach was gearbeitet hat. Das kann man sich heit gar net so vorstelle, wie des is. In den fremden Ländern die tragen sie auf dem Rücken und wir haben sie vorne getragen.“²¹

Neben der genauen Bezeichnung für das Tragetuch kann man dem kurzen Interviewausschnitt auch entnehmen, dass die „Placht“ drei wesentliche Vorteile bot: Erstens stand die Mutter immer in engem Kontakt zu ihrem Kind, was zum einen eine beruhigende Wirkung auf das Kind hatte und zum anderen die Verbindung zwischen Mutter und Kind gestärkt hat. Zweitens hatte sie ihr Kind, dadurch, dass sie es vorn getragen hat, immer im Blickfeld und unter Aufsicht. Drittens hatte sie durch die spezielle Wickeltechnik des Tuches immer beide Hände frei, sodass sie, während sie ihr Kind bei sich getragen hat, gleichzeitig ihrer sonstigen Arbeit nachgehen konnte. Dies ist auch ein Hinweis darauf, dass die Erledigung der landwirtschaftlichen Arbeiten in den Pflichten der dobrudschadeutschen Bäuerin einen mindestens genauso hohen Stellenwert hatte wie die Betreuung der Kinder. Und aus dem Gesagten lassen sich auch noch weitere Schlüsse ziehen: Offensichtlich mussten die Frauen in der Dobrudscha, auch wenn sie noch Säuglinge hatten, nach deren Geburt wieder schnell in der Landwirtschaft arbeiten, was darauf hindeutet, dass die landwirtschaftlichen Arbeiten in großen Teilen von Hand erledigt wurden, und die Bauern deshalb auf jede Arbeitskraft der Familie angewiesen waren.

Das kurze Beispiel zu den verschiedenen Quellen über das Tragetuch verdeutlicht, wie durch die Vielseitigkeit der Dokumente aus dem Nachlass Klett/Niermann ein bestimmtes Thema unter vielen verschiedenen Aspekten beleuchtet werden kann, wobei sich die unterschiedlichen Dokumente gegenseitig ergänzen. Dies trifft nicht nur auf Fragen im Zusammenhang mit der Beschaffenheit, Verwendung und Funktion eines bestimmten Objektes zu, sondern gilt auch für die Sicht auf das Leben der Dobrudschadeutschen.

Bei der Durchsicht der verschiedenen Dokumente aus dem Nachlass Klett/Niermann fällt auf, dass die dobrudschadeutschen Bauern sehr stolz auf das waren, was sie in der Dobrudscha geleistet und erreicht haben. Ausdruck dessen ist die besondere Betonung und Präsentation ihres Besitzes. An der Größe des Grundbesitzes, des Hauses und auch des Viehbestandes wurde der Wohlstand eines Bauern gemessen. Im Viehbestand galten dabei Pferde als besonders wertvoll, da sie bei der Bearbeitung der Felder leistungsfähig

21 Interview mit A. R., Tonarchiv des IVDE, Nachlass Klett/Niermann, Audiofile 01-1-R[...]. A[...]. Der Interviewausschnitt ist in ähnlicher Form veröffentlicht in: *Niermann*, Deutsche Kindheit in der Dobrudscha (wie Anm. 17), S. 71.

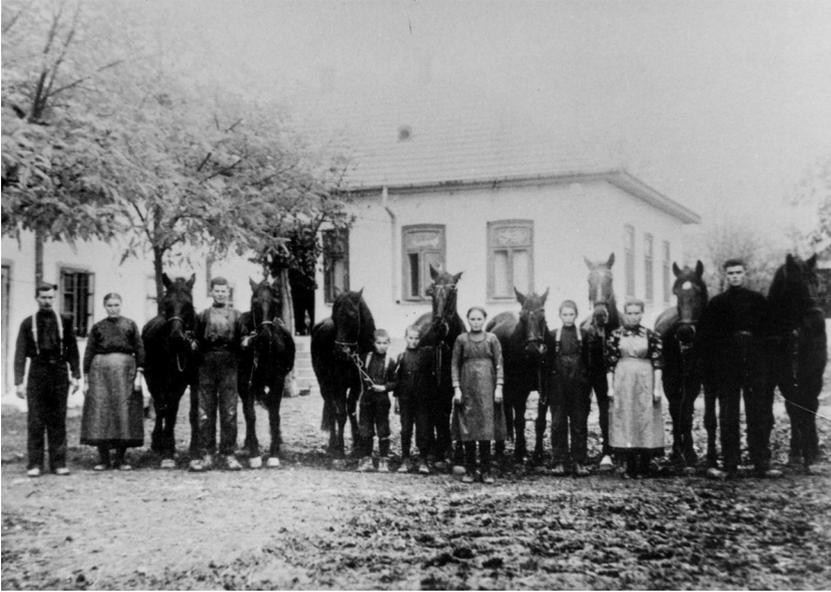


Abb. 5: Haus und Hof einer dobrudschadeutschen Familie aus Karamurat, Bildarchiv des IVDE, Nachlass Klett/Niermann, Fk01254

ger als Kühe waren. Dass Pferde bei den Dobrudschadeutschen ein Symbol für Besitz waren und besonders geschätzt wurden, wird auch in Abbildung 5 deutlich.

Neben der Darstellung des Hauses und der Familie nehmen die Pferde auf dem Foto eine besonders dominante Position ein, und es sind fast so viele Pferde wie Menschen auf der Abbildung zu sehen.

Die Wertschätzung und Symbolik der Pferde für die Dobrudschadeutschen wird in einem kurzen Ausschnitt aus dem Heimatbuch der Dobrudschadeutschen noch deutlicher. Theophil Hopp aus Fachria schreibt darin:

„Der Stolz der Bauern waren die Pferde. Sie brauchten sie nicht nur zur Arbeit, sondern sie hatten auch Pferdezucht betrieben. Jedes Frühjahr schickte der Staat aus dem Hengstdepot in Konstanz drei Zuchthengste zu uns in die Gemeinde. Alle Bauern hatten eigene Zuchtstuten. Wenn ein Bauer ein schönes Kavallerie-Pferd verkaufen konnte, bekam er immer eine schöne Summe bar auf die Hand.

Die deutschen Pferde waren gefragt und konnten immer gut verkauft werden.²²

Hier wird noch einmal deutlich, dass die dobrudschadeutschen Bauern mit dem Besitz von schönen Pferden Wohlstand assoziierten.

Eine dazu völlig entgegengesetzte Einschätzung desselben Gegenstandes zeigt sich in einem Dokument aus dem schriftlichen Teil des Nachlasses.²³ Es handelt sich um den Arbeitsbericht eines Taxators. Das waren ausnahmslos Reichsdeutsche, die kurz vor der Umsiedlung den Besitz der Dobrudschadeutschen geschätzt haben und dem „Kommando Dobrudscha“²⁴ angehörten. In dem Bericht heißt es in Bezug auf die Pferde der Dobrudschadeutschen: „Die Viehwirtschaft ist ziemlich primitiv. Man sieht unter den Pferden oft sehr schöne Tiere, welche aber meist sehr verwahrlost und ungepflegt sind.“²⁵ Hier wird deutlich, dass das, was der ganze Stolz der Dobrudschadeutschen war, in den Augen der Taxatoren nur wenig Wert hatte.

Noch negativer fällt das Urteil der Taxatoren über die Dobrudschadeutschen selbst aus. So heißt es in einem Bericht über die deutschen Einwohner von Cogevalia in der Dobrudscha:

„Das geistige Niveau der Einwohner dieses Bezirkes war ein sehr geringes. Unter den älteren Leuten befand sich eine grosse Anzahl von Analphabeten. Dies ging soweit, dass im gesamten Ortsbezirk keine auch nur einigermaßen brauchbare Schreibhilfe vorhanden war. Die Leute schreiben, wenn überhaupt deutsch, die deutschen Worte in rumänischer Schreibweise. [...] Aus Gesprächen mit meinen Kameraden habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass diese Volksdeutschen im Vergleich zu denen aus Bessarabien minderwertiger sind. Schuld an diesen sehr wenig erfreulichen Umständen waren sehr oft die Leiter der Gemeinde. Der Ortsleiter von Cogevalia und der

22 Hopp, *Theophil*: Die Geschichte der Gemeinde Fachria von der Gründung bis zur Fachriastraße in Nordhausen, Kreis Heilbronn. In: Landsmannschaft der Dobrudschadeutschen (Hg.), Heimatbuch der Dobrudschadeutschen (wie Anm. 3), S. 171.

23 Die schriftlichen Dokumente aus dem Nachlass Klett/Niermann sind in einer Access-Datenbank erfasst und bestimmte Themen können über die Eingabe von verschiedenen Stichworten recherchiert werden.

24 Eine vollständige Liste der Mitglieder des „Kommando Dobrudscha“ mit Namen, Geburtsdatum und -ort und damaliger Wohnadresse findet sich in: Liste „Kommando Dobrudscha“, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/500.

25 *Lerchbaumer, Otmar*: Beurteilung der deutschen Dörfer von DO 1 in Bezug auf ihre Wirtschaft (ohne Datum der Abfassung des Originals; Abschrift vom 29.6.1951), Nachlass Klett/Niermann, 4/1/488, S. 21 (gezählte S. 1).

stellvertretende von Horoslar – [...] waren völlige Versager und vollkommen ungeeignet für diesen Posten.“²⁶

Aus der Gegenüberstellung dieser beiden Einschätzungen derselben Sache lässt sich eine Diskrepanz erkennen, wie sie größer kaum sein könnte. Denn während die Dobrudschadeutschen sich als stolze und erfolgreiche Bauern sahen, schätzten die Taxatoren sie und ihren Besitz als „minderwertig“ ein. Natürlich dürfen die Hintergründe für die Formulierungen der Taxatoren nicht vergessen werden. Denn hätten die Taxatoren in ihren Arbeitsberichten geschrieben, dass die Dobrudschadeutschen erfolgreiche Bauern waren, die sich in einer fremden Umgebung behaupten können, hätte dies die Legitimation ihrer Umsiedlung eingeschränkt. Ohne Umsiedlung wäre dem Deutschen Reich eine Millionensumme verloren gegangen. Denn der zurückgelassene Besitz der Dobrudschadeutschen ging in den Besitz des rumänischen Staates über, dem dadurch wiederum eine Schuld beim Deutschen Reich entstand.²⁷ Und dass es hier nicht um kleine Beträge ging, zeigt ein Dokument aus dem schriftlichen Teil des Nachlasses, das den Wert des sogenannten „volksdeutschen Vermögens“ der Dobrudschadeutschen mit über 44 Millionen Reichsmark angibt.²⁸ Hinter der rassistischen und von der nationalsozialistischen Ideologie geprägten negativen Einschätzung der Dobrudschadeutschen durch die Taxatoren steckte also auch das Interesse an der Erlangung materieller Ressourcen für das Deutsche Reich.

Die Dokumente, die die große Diskrepanz zwischen der Selbstwahrnehmung der Dobrudschadeutschen und ihrer Fremdwahrnehmung durch die reichsdeutschen Taxatoren aufzeigen, sind auch deshalb so wichtig, weil sie verdeutlichen, welche Konflikte das Leben der Dobrudschadeutschen in Deutschland prägen sollten. Denn auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war die Vorstellung, dass Deutsche aus den östlichen Gebieten minderwertige Deutsche seien, in der deutschen Nachkriegsgesellschaft noch immer gegenwärtig. So schreibt ein Dobrudschadeutscher aus Fachria in seinen Lebenserinnerungen in Bezug auf die ersten Nachkriegsjahre in Deutschland: „So wie unsere Einheimische Arbeiter nicht sagten wo sie ihren Weizen mahlen lassen, so sagten sie auch nicht, zu welchem Arzt sie gehen sie sagten nur *euer* [Hervorhebung der Verfasserin] Arzt ist in

26 *Klotsche, Hasso*: Schlussbericht über die Taxation im Gebiet Do 5 (Cogealia), 5.12.1940 (Abschrift vom 3.7.1951), Nachlass Klett/Niermann, 4/1/492, S. 30.

27 Vgl. Vereinbarung zwischen der Deutschen Regierung und der Königlich Rumänischen Regierung über die Umsiedlung der deutschstämmigen Bevölkerung in der Südbukowina und der Dobrudscha in das Deutsche Reich, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/523, S. 6.

28 Liste des volksdeutschen Vermögens nach Ortsbezirken und Dörfern in der Dobrudscha, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/486, S. 13 (gezählte S. 2).

Donaustauf und heist Fischer, er war auch ein Flüchtling aus Schlesien und genauso verhasst wie wir auch, darum sagten sie auch euer Arzt.“²⁹ Doch die Dobrudschadeutschen wollten sich nicht in die Position von „minderwertigen“ Deutschen und mittellosen Bittstellern drängen lassen. So versuchten sie, vor allem über den Aufbau von Besitz Anerkennung und dadurch auch ein Stück Identität zu erlangen. So heißt es in den oben bereits erwähnten Lebenserinnerungen an späterer Stelle: „Im Frühjahr 1953 verputzte ich [...] unser Häuschen und [es] bekam ein schönes aussehen und da mein Name noch nicht bei allen bekannt war, wurde ich der Mann mit dem schönen Haus genannt, auch ein Name nicht wahr?“³⁰

Die oben erwähnten Dokumente, die wie die Taxatorenberichte nicht nur die eigene Sicht der Dobrudschadeutschen wiedergeben, sind auch noch aus zwei anderen Gründen interessant. Der erste Grund ist, dass in diesen Dokumenten, die beispielsweise von staatlicher oder kirchlicher Seite erhoben wurden, oft statistisches Material enthalten ist, das Aufschluss über verschiedene Aspekte des Lebens der Dobrudschadeutschen geben kann. Dazu zählen beispielsweise Kirchenbücher und die im Vorfeld der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen erstellten Haushaltsinventarlisten. Letztere sind zum Beispiel wichtige Quellen für Untersuchungen im Bereich der Haus- oder Geräteforschung. Der zweite Grund für die Relevanz dieser Dokumente ist der, dass sie auch Informationen zu Aspekten und Themen enthalten, die den Dobrudschadeutschen selbst unangenehm waren und von ihnen, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt wurden, wie etwa Berichte über Analphabetismus.

Insgesamt lässt sich in Bezug auf die Möglichkeiten volkskundlicher Forschungen in dem Nachlass Klett/Niermann festhalten, dass die Dokumente aus dem Nachlass zwei wichtige Dinge ermöglichen: erstens die Recherche zu sachlichen Informationen über ein bestimmtes Thema in verschiedenen Arten von Quellen, also in Schrift-, Ton- und Bilddokumenten, und zweitens eine Analyse von individuellen, subjektiven Einschätzungen des Lebens der Dobrudschadeutschen, die sowohl aus deren eigener Sicht als auch aus der Sicht von Außenstehenden, die mit den Dobrudschadeutschen in Verbindung kamen, verfasst worden sind.

Schlussbetrachtung und Forschungsperspektiven

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Nachlass Klett/Niermann durch die große Vielfalt der Dokumente die Möglichkeit bietet, Fragestellungen aus

29 S. K.: Heft No. IV. Meine Erinnerungen, Nachlass Klett/Niermann, 4/1/619, S. 47.
30 Ebd., S. 58.

vielen verschiedenen volkskundlichen Forschungsbereichen zu beantworten. Durch die große Bandbreite der Dokumente, sowohl in Bezug auf die Art der Archivalien als auch in Bezug auf die Sicht, aus der sie verfasst sind, entsteht dabei ein authentisches Bild vom Leben der Dobrudschadeutschen.

Besonders interessant ist, dass die Dobrudschadeutschen den Prozess der Auswanderung und Ansiedlung mehrfach durchlebt haben und somit eine mehrstufige Migrationserfahrung stattgefunden hat. Denn wie bereits erwähnt wurde, kamen die Dobrudschadeutschen nicht direkt aus deutschen Gebieten, sondern lebten vor der Migration in die Dobrudscha unter anderem in Bessarabien. Interessante Forschungsfragen sind in diesem Zusammenhang beispielsweise, ob weiterhin Beziehungen zu den ursprünglichen Herkunftsorten in Bessarabien bestanden haben, und wenn ja, welchen Einfluss dies auf das Leben der Deutschen in der Dobrudscha gehabt hat. Daran schließt sich die Frage an, ob die Beziehungen zu den Menschen in den Herkunftsorten in Bessarabien Auswirkungen auf die eigene ethnische Identität der Dobrudschadeutschen und damit auf das Verhältnis zu anderen ethnischen Gruppen in der Dobrudscha hatten. Gerade dieser letzte Aspekt, der Fragen aus dem Bereich der Interethnik tangiert, spielt in Bezug auf die Dobrudschadeutschen eine wichtige Rolle und taucht in den Dokumenten des Nachlasses immer wieder auf.

Nun könnte man einwenden, dass auch andere deutsche Minderheiten den Prozess von Auswanderung und Ansiedlung mehrfach durchlebt haben, mit anderen Ethnien zusammenlebten, und die Dobrudschadeutschen für volkskundliche Forschungen somit nicht relevanter sind als andere deutsche Minderheiten. Diese Ähnlichkeit zu anderen deutschen Minderheiten ist jedoch kein Widerspruch zur Relevanz der Dobrudschadeutschen für volkskundliche Fragestellungen, sondern eröffnet eine neue Forschungsperspektive, nämlich die des Vergleichs.

Die Möglichkeiten für volkskundliche Forschungen im Nachlass Klett/Niermann sind also sehr vielseitig. Zwar ist die Vielseitigkeit und die Zusammensetzung des Nachlasses in Abhängigkeit von den Lebensläufen Kletts und Niermanns zu sehen, jedoch muss auch berücksichtigt werden, dass die politischen und historischen Umstände die Entstehung und Erweiterung der Sammlungen teils begünstigt teils beeinträchtigt (z.B. Kriegsverluste), auf jeden Fall aber beeinflusst haben. Denn hinter der Erhebung von Daten und Quellen, sei es im Zusammenhang mit der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen oder im Zusammenhang mit dem Forschungsprojekt von Niermann, stehen auch immer Interessen von verschiedenen

Akteuren, die bei der Auswertung und Analyse der Dokumente mit berücksichtigt werden müssen.

Eingangs wurde erwähnt, dass seit Mai 2011 der schriftliche Teil des Nachlasses Klett/Niermann in einer Datenbank digital erfasst wird und somit recherchierbar ist. Bisher sind fast 2.500 Dokumente in dieser Datenbank erfasst. Das entspricht in etwa einem Siebtel des gesamten schriftlichen Teils des Nachlasses. Die Erschließung und Verzeichnung der schriftlichen Archivalien, wie auch der Ton- und Bilddokumente aus dem Nachlass, wird in den nächsten Jahren kontinuierlich fortgesetzt. Das heißt, dass sich in den nächsten Jahren in Bezug auf den Nachlass Klett/Niermann viele neue Erkenntnisse ergeben werden, die dazu einladen, neue Fragen an die Dokumente aus diesem Archivbestand zu stellen und somit dazu beizutragen, neue Einblicke in das Leben, die Geschichte und die Kultur der Dobrudschadeutschen zu gewinnen.

Die Autorinnen und Autoren

Siegfried Becker

Studium der Europäischen Ethnologie/Volkskunde, Geschichte und Geografie an der Universität Marburg; 1986 Promotion („Arbeit und Gerät als Zeichensetzung bäuerlicher Familienstrukturen“); 1986–1989 Postdoc-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft; seit 1989 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Universität Marburg; 2000 Habilitation; seit 2005 apl. Professor ebendort.

Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte, Migrationsforschung, Nationalismus und Nationalitätenpolitik im 19. Jahrhundert, Natur und Kultur, Erzählforschung, materielle Kultur, Regionalforschung (Hessen, böhmische Länder, Ungarn, Österreich).

Susanne Clauß

Studium der Neueren und Neuesten Geschichte und der Politikwissenschaft an der Technischen Universität (TU) Chemnitz und an der Université de Toulouse II – Le Mirail; 2010 Magisterarbeit an der TU Chemnitz („Die Geschichte der Remigration der Russlanddeutschen in die Bundesrepublik – Ursachen, Verlauf, Reaktionen“); 2010 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Sächsischen Landes-, Staats- und Universitätsbibliothek Dresden; 2011–heute (Teilzeit-)Angestellte im Bereich „Archiv und Dokumentation“ am Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa (IVDE) in Freiburg i. Br.; 2013–2015 wissenschaftliche (Teilzeit-)Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Freiburg i. Br. (Projekt zum Gesundheitsverständnis und Verhalten russlanddeutscher Aussiedlerinnen und Aussiedler); derzeit auch Arbeit am Dissertationsprojekt („Die dobrudschadeutsche Nordamerikaauswanderung der 1950er Jahre – Zur Funktionsweise eines Netzwerkes im Migrationsprozess“).

Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Dobrudschadeutschen (inkl. Migration nach Übersee), Nachlässe, geografische Karten.

Sönke Friedreich

Studium der Volkskunde, Mittleren und Neueren Geschichte und Wirtschafts- und Sozialgeschichte an den Universitäten Göttingen und Marburg; 1999 Promotion in Volkskunde („Moderner Konsum in der Region. Englisches Steingut in Ostfriesland und Nordoldenburg, 1760–1870“); 1999–2000 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Göttingen; seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am

Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden; 2006 Habilitation an der Universität Kiel („Autos bauen im Sozialismus. Arbeit und Organisationskultur in der Zwickauer Automobilindustrie nach 1945“). Forschungsschwerpunkte: Regionale Kultur Sachsens, Kultur und Alltag des Industrialisierungszeitalters, Arbeit und Arbeitskultur(en), biografische Forschung, Migration.

Kurt Hochstuhl

Studium der Geschichte, der Soziologie und Philosophie an den Universitäten Karlsruhe und Toulouse/Frankreich; 1980 Magister; 1983 Promotion („Zwischen Frieden und Krieg. Das Elsass in den Jahren 1938–1940“); 1981–1983 Mitarbeit an Forschungsprojekten zur Humanisierung der Arbeitswelt; 1984 Eintritt in den Archivdienst des Landes Baden-Württemberg; nach Ausbildung an der Archivschule in Marburg Archivar in Stuttgart, Karlsruhe und wieder Stuttgart; seit 2000 Leiter des Staatsarchivs in Freiburg.

Forschungsschwerpunkte: Demokratiegeschichte des deutschen Südwestens (u.a. zu politischen Vereinen in Baden, zu Gernsbach in der Badischen Revolution), Auswanderung aus dem deutschen Südwesten, südbadische Biografien, Kabinettsprotokolle der Badischen Landesregierung in Freiburg (1945–1952).

Wiebke Jarecki

Studium der Volkskunde (Nebenfächer: Geografie und Geschichte) in Göttingen; Staatsexamen mit einer geografischen Arbeit über Vergleichende Dorfentwicklung auf Fehmarn; ab 1973 Studienrätin in Bramsche, ab 1981 in Verden/Aller mit den Fächern Deutsch (Ergänzungsstudium Universität Osnabrück), Geschichte und Erdkunde; seit 2000 Wiederaufnahme des Studiums der Volkskunde in Hamburg; derzeit Arbeit an einer Dissertation zur Arbeitsweise Alfred Cammanns.

Forschungsschwerpunkte: Biografieforschung, Erzählforschung.

Wolfgang Kessler

Studium der Slawistik und der Osteuropäischen Geschichte an den Universitäten Bochum und Düsseldorf; 1973 Magister; 1978 Promotion mit einer Arbeit zur Politik, Kultur und Gesellschaft in Kroatien und Slawonien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; wissenschaftliche Tätigkeit an den Universitäten Köln, Düsseldorf und Marburg; 1989–2011 Direktor der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek; seit 2011 im Ruhestand.

Forschungsschwerpunkte: Geschichte und Kulturgeschichte Kroatiens im 18. und 19. Jahrhundert, Geschichte der Deutschen in Polen sowie

Heimatbücher, Heimatsammlungen und Organisationen der deutschen Vertriebenen.

Michael Portmann

Studium der Geschichte und Slawistik in Wien; 2003–2005 Stipendiat der ZEIT-Stiftung; 2005 Promotion mit einer Arbeit über die kommunistische Revolution in der Vojvodina; seit 2006 Mitarbeiter der Historischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW); seit 2008 Lehrbeauftragter an den Universitäten Bern und Wien; 2008 Richard Plaschka-Preis der ÖAW; seit 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Neuzeit- und Zeitgeschichtsforschung der ÖAW.

Forschungsschwerpunkte: Geschichte Jugoslawiens, Geschichte der Vojvodina, Nationalitätenproblematik, Staatsbildung und Herrschaft in Südosteuropa im 19. Jahrhundert (Habitationsprojekt).

Michael Prosser-Schell

Studium der Volkskunde, Geschichte, Linguistik, Literaturwissenschaft an den Universitäten Freiburg i. Br. und Würzburg; 1991 Promotion („Spätmittelalterliche ländliche Rechtsaufzeichnungen am Oberrhein zwischen Gedächtniskultur und Schriftlichkeit“); 1991–1997 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Volkskunde der Universität Regensburg; ab 1998 Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Universität Würzburg; 2002 Habilitation an der Universität Würzburg („Sport und gesellschaftliches Sinnsystem. Zum Einfluß der Bundesliga-Fußballveranstaltungen auf die populäre Kultur der Gegenwart“); seit 2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter am IVDE Freiburg und Lehrbeauftragter am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie der Universität Freiburg; seit 2008 apl. Professor ebendort.

Forschungsschwerpunkte: Erzählforschung, Rechtliche Volkskunde, Fest-, Brauch- und Ritualforschung, Wallfahrtsforschung, Interkulturalität im mittleren Donaauraum, Migration und Integration (insbesondere ethno-historische Probleme im Karpatenbecken und Südwestdeutschland inkl. Auswanderung, Einwanderung, Flucht und Vertreibung), historische Badekultur und Paramedizin, Sportveranstaltungen als Publikums-Feste, Sachkultur-forschung.

Hans-Werner Retterath

Doppelstudium der Soziologie und Europäischen Ethnologie/Kulturwissenschaft (Nebenfächer: Politik, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Pädagogik) an der Universität Marburg; 1986 Soziologie-Diplom („Die Behandlung sozialer Probleme durch Organisationen am Beispiel der Anonymen

Alkoholiker“); danach verschiedene wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Tätigkeiten (u.a. Kommentierung der deutschsprachigen Lieder der Brüder Grimm, Sozialarbeiter in der Asylbewerberbetreuung des Landkreises Ahrweiler); ab 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter am IVDE in Freiburg i. Br. (ab 1998 stellvertretender Leiter und Geschäftsführer); 1994–1997 ehrenamtl. Geschäftsführer der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde in der DGV e.V.; 2000 Promotion in Europäischer Ethnologie/Kulturwissenschaft („Deutschamerikanertum und Volkstumsgedanke. Zur Ethnizitätskonstruktion durch die auslandsdeutsche Kulturarbeit in der Zwischenkriegszeit“).

Forschungsschwerpunkte: Gemeindeparterschaften mit ungarischen, polnischen und kroatischen Kommunen, Vertriebenenendenkmäler (insbes. in Baden-Württemberg), Kulturgeschichte der „völkischen Schutzarbeit“ (Symbolik, Biografien usw.), Fachgeschichte.

Ursula Schlude

Studium der Geschichte, Philosophie und Russischen Philologie an der Universität Konstanz; Ausbildung zur Fernseh- und Rundfunkredakteurin beim Westdeutschen Rundfunk in Köln; Regisseurin und Autorin von Dokumentarfilmen und Fernsehberichten (ARD) zur Russischen Geschichte, Frauengeschichte der Frühen Neuzeit, Agrargeschichte und Geschichte in der Öffentlichkeit; wissenschaftliche Mitarbeiterin in Forschungsprojekten zur Oral History und ländlichen Gesellschaft (Universitäten Konstanz und Erlangen), zur Agrarpraxis des 16. Jahrhunderts (Universität Göttingen), zur Geschichte in den Medien (Universität Essen) und zur Fotografie und Vertriebenenintegration im Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde in Dresden (2009–2013); seit 2013 freie Autorin.

Forschungsschwerpunkte: Film und Fotografiegeschichte, Oral History, Geschichte der Medien, Kommunikation und Öffentlichkeit, Frauen- und Geschlechtergeschichte, Agrargeschichte (bes. Land- und Forstwirtschaft, Fischerei), Unternehmensgeschichte und -kultur, Wissenschaft und Technik, Wissenschaftsgeschichte.

Miroslaw Sikora

Studium der Geschichte an der Schlesischen Universität zu Katowice; 2005 Magisterarbeit zur Rüstungsindustrie in Oberschlesien 1939–1945; WS 2004/2005 Sokrates-/Erasmus-Studium an der Universität Bonn; 2007 Stipendiat des Deutschen Historischen Instituts in Warschau (Niemiecki Instytut Historyczny w Warszawie) und der Polnischen Akademie der Wissenschaften (Polska Akademia Nauk); 2010 Promotion zum Thema: NS-Bevölkerungspolitik im Kreis Saybusch 1939–1945; seit 2005 wissen-

schaftlicher Mitarbeiter am Instytut Pamięci Narodowej, Komisja Ścigania Zbrodni przeciwko Narodowi Polskiemu, Oddział w Katowicach (Institut des Nationalen Gedenkens, Kommission zur Verfolgung von Verbrechen gegen die polnische Nation, Abteilung Kattowitz).

Forschungsschwerpunkte: Rüstungsindustrie und Besatzungspolitik des Dritten Reiches, Oberschlesien während des Zweiten Weltkrieges, Überwachung der Intelligenz durch den Sicherheitsdienst in der polnischen Volksrepublik.



Tilman Kasten (Hrsg.)

„Jánošík & Co“

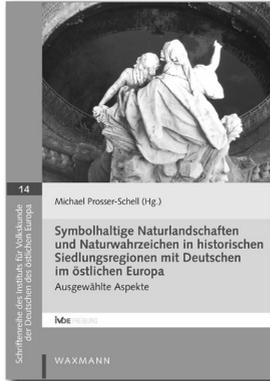
Die Slowakei in Selbst- und Fremdwahrnehmung

2015, 192 Seiten, br., mit einigen
Abbildungen, 26,90 €,
ISBN 978-3-8309-3273-4
E-Book: 23,99 €,
ISBN 978-3-8309-8273-9

Die wechselseitige Wahrnehmung europäischer Nachbarn kommt nicht ohne stereotype Vorstellungen des „Anderen“ aus. Doch nicht nur in Bildern des „Anderen“, sondern auch in Vorstellungen vom „Eigenen“ sind Stereotype virulent. Diese Selbst- und Fremdwahrnehmungen sind historisch, sozial oder regional variabel, können durch politische Interessen motiviert und durch mediale Repräsentationsformen determiniert sein.

Anhand der genannten Aspekte untersuchen die Beiträge die Konstitution, Tradierung und Infragestellung slowakischer Selbstbilder sowie tschechischer und deutscher Wahrnehmungen der Slowakei.





Michael Prosser-Schell (Hrsg.)

Symbolhaltige Naturlandschaften und Naturwahrzeichen in historischen Siedlungs- regionen mit Deutschen im östlichen Europa

Ausgewählte Aspekte

2014, 260 Seiten, br., mit zahlreichen,
teils farbigen Abbildungen, 29,90 €,
ISBN 978-3-8309-2945-1
E-Book: 26,99 €,
ISBN 978-3-8309-7945-6

Bestimmte Naturlandschaften haben Wahrzeichencharakter. Sie können zu gleichsam sprichwörtlichen, unter den Betroffenen umstandslos wiedererkennbaren Denominationen werden, die in ihrem Assoziationshof einschneidende, über Generationen hinweg gültige Lebenserfahrungen versammeln: Aufbruch und Ankunft, Einwanderung und Auswanderung, Deportation und Vertreibung, Pilgerziel und Projektion transzendierender Hoffnung. So symbolisiert etwa das Kaukasusgebirge mit dem biblischen Berg Ararat eine Auswanderung von Württemberger pietistischen Gemeinden nach Georgien, Armenien und Aserbaidschan; die Steppe „Bärägan“ benennt einen Vorstellungskomplex aus Deportation, Isolation und der Kargheit als Schrecknis der Natur, bestimmte Wallfahrtswege und -orte stehen für ein Erlösungsversprechen gegen die Gefahren der Naturwelt. Einige grundsätzliche Bemerkungen zur Idee von Naturschutz- und Wildniskonzepten der Moderne ergänzen den Band.



